This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

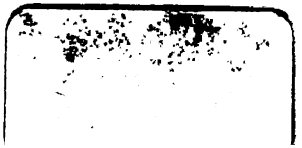
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

3 3433 08232698 8

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

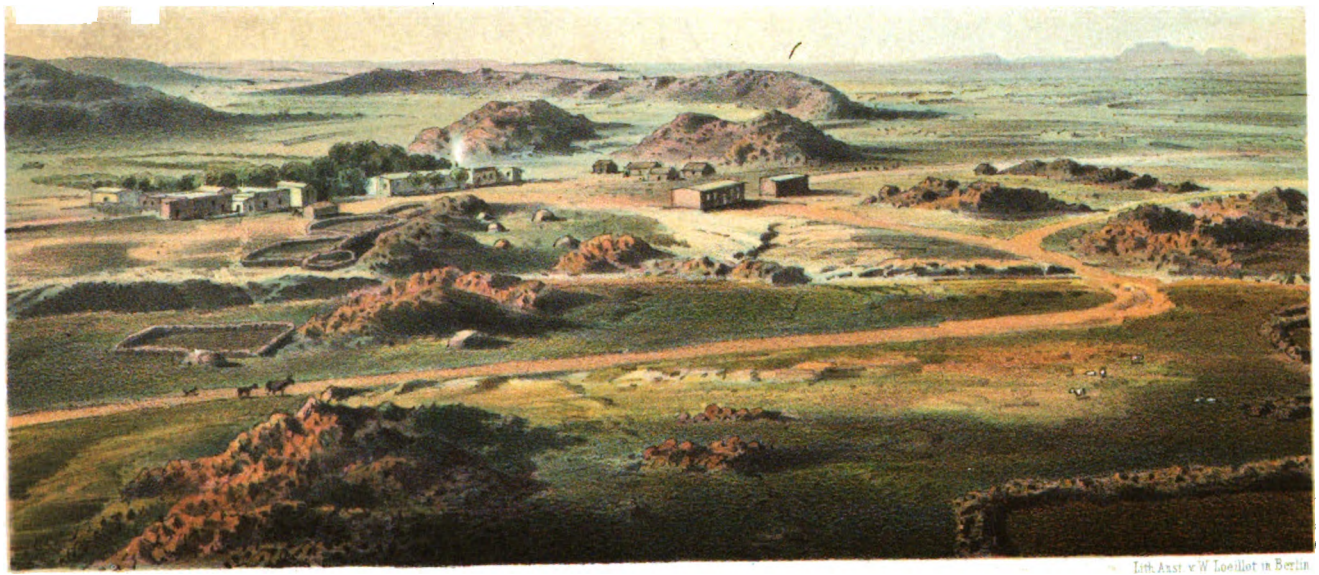
Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Koerner
BNE

Digitized by Google



Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Bethanien im Orange-Freistaat.
Berliner Missionsstation

Digitized by Google

Süd-Afrika.

Natur- und Kulturbilder

mit einer historischen Einleitung und einer ausführlichen Uebersicht

der

neueren Reisen

von

Professor Friedrich Körner,

Mit 121 Illustrationen in Holzschnitt und 28 in Holzschnitt und Farbendruck ausgeführten Tafeln, sowie einer Karte, die Reiserouten angebend.

Breslau und Leipzig,

Ferdinand Hirt & Sohn.

1873.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
146702A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Digitized by Google

Vorwort.

Seit Jahrtausenden steht Europa zu Afrika in vielfacher Beziehung. Aus Egypten stammt der Religionsstifter Moses, dessen Gebote noch heute für uns bindend sind, und in Alexandrien erhielt das junge Christenthum seine erste wissenschaftliche Bearbeitung. Von den Zeiten der Phönizier ab sind die Hafenstädte des Nil Stapelplätze des Welthandels. Von Nordafrika aus strebten Karthager sowie Mauren nach der Herrschaft über Südeuropa; mit der Umschiffung Afrika's beginnt eine neue Zeitperiode. Wißbegierige Europäer durchwandern seitdem Afrika's Länder, um sie zu erforschen und deren Bevölkerung für europäisches Kulturleben empfänglich zu machen.

Greift demnach Afrika's Vergangenheit und Gegenwart tief in das europäische Geschichtsleben ein, so hat Südafrika für uns Deutsche noch ein besonderes nationales Interesse. Denn dort haben stammverwandte Völker, niederdeutsche Holländer und angelsächsische Britten, germanisches Staats- und Familienleben heimisch gemacht. Die Gründung der Kapkolonie und der Bauernrepubliken vergegenwärtigt uns die Art der Ansiedelung unserer Urvorfahren in Europa und den zähen Freiheitssinn der Marschenbewohner des Mittelalters, deren Helden-

Posthumus 5. May 1924

Digitized by Google

thaten wir heute noch bewundern. Daher heimelt es uns an, wenn wir die Landstädtchen und Bauernhöfe Südafrika's näher kennen lernen, in denen mitten unter Völkern anderer Rasse germanisches Leben urkräftig gedeiht.

Aber auch abgesehen von diesen nationalen Beziehungen zu Süd-Afrika verlangt unsere Großmachtsstellung, daß uns keine geschichtliche Thatsache und keine wichtige wissenschaftliche Forschung unbekannt bleibt. Vielmehr ist es unsre Pflicht, die Errungenschaften der Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes zu machen, damit sich dasselbe auf der Höhe allgemeiner Bildung und weltgeschichtlichen Sinnes erhält und der Horizont unseres Interesses alle Erdtheile umfaßt. Einem weltgeschichtlichen Volke geziemt rege Empfänglichkeit für alle Fortschritte in der Erkenntniß der Welt und eine auf solches Wissen begründete Weltanschauung.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, verfaßte ich das vorliegende Buch, welches Land und Leute Südafrika's in Lebensbildern darstellen soll. Ich weiche dabei von der üblichen Form der Reiseerzählungen ab, in denen Persönliches und Thatsächliches in bunter Reihe auf einander zu folgen pflegt. Mir schien es zweckmäßiger, verwandte Stoffe in übersichtlichen, einander ergänzenden Gruppen zusammen zu stellen, dabei das kulturgeschichtliche Interesse vorwalten zu lassen und den Reisen selbst die Form von Biographien zu geben, dagegen Einzelnheiten aus den Reiseberichten in die Beschreibung der Landschaften, Pflanzen, Thiere und Menschen einzuflechten. Ich wollte aus den Berichten der Reisenden jene Beobachtungen zusammenstellen, welche einestheils eine lebendige Anschauung von Land und Leuten geben, anderntheils Zwecke, Schwierigkeiten, Ergebnisse und überhaupt den Werth der Forschungsreisen verständlich machen, sodaß die Leser Aufgaben und Leistungen der Forscher zu würdigen vermögen.

Digitized by Google

Was schließlich die benutzten Quellen anlangt, so entnahm ich meine Notizen aus den Reisebeschreibungen von Martius, Schmarda, v. d. Decken, Livingstone, Magyar, der Novara-Expedition, aus Petermann's „Geographischen Mittheilungen", dem „Globus", der „Zeitschrift für Erdkunde", des Dr. Fritsch „Drei Jahre in Afrika", Kretzschmar's frischem Büchlein „Südafrika", „Unsere Zeit," „Unsere Tage," Bleek's „Reinecke Fuchs in Südafrika". Naturgeschichtliche Notizen fand ich in Brehm, Taschenberg, Kabsch, Rudolphi, Curtmann, ethnographische in Missionsberichten und dem klassischen Werke des Dr. Fritsch „Die Eingeborenen in Südafrika", historische endlich in „Fritzsch", „Unsere Zeit", Meyer's „Ergänzungsheften" „Gäa", „Ausland", Westermann's „Monatsheften", Külb's „Geographie in Biographien", Ritter's und Peschel's „Geschichte der Erdkunde" u. a. Bei jenen Stellen, wo es auf genaue Einzelangaben ankam, hielt ich mich so nahe als möglich an die Textworte jener Forscher, welche aus eigener Anschauung berichten.

Endlich ermöglichte mir die Verlagshandlung die Benutzung der Abbildungen der beiden Werke des Dr. Fritzsch, meistens Originale nach Photographien des Reisenden, sowie auch der Atlanten der Naturgeschichte aus dem Hirt'schen Unterrichtsverlag in Breslau, sodaß nur wenige Illustrationen aus v. d. Deckens Reisewerk u. A. brauchten erworben zu werden. Demnach dürfte ein besonderer Vorzug des vorliegenden Buches nicht allein in der Orginalität der Illustrationen bestehen, sondern mehr noch in der photographischen Naturtreue der Landschaften und Physionomien, so daß der Leser Südafrika genau so vor sich sieht, wie es in Wirklichkeit ist, und die Illustrationen Neues, bisher nicht Gesehenes veranschaulichen. In Betreff der Rechtschreibung habe ich Namen so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden, doch ist es mir bei der oft sehr abweichenden Schreibweise desselben Wortes schwer geworden, consequent zu

Digitized by Google

bleiben, da ich mitunter fürchtete, unerlaubter Neuerung beschuldigt zu werden.

Möge das Buch dazu beitragen, in unserem Volke das Interesse für geographische Lectüre zu kräftigen und zu erweitern und die lebhafteste Theilnahme den großen Reiseunternehmungen zuzuwenden, welche von deutschen Forschern im hohen Norden und unter dem Aequator ausgeführt wurden oder in der Ausführung begriffen sind. Auf das Innigste müssen alle Stämme und Schichten des deutschen Volkes von dem hohen weltgeschichtlichen Berufe durchdrungen sein, durch unsern Einfluß Gesittigung, Humanität und Veredelung des menschlichen Daseins über alle Erdtheile zu verbreiten. Dies geschieht zumeist durch unsre Reisende, welche uncultivirten Völkern die Wohlthaten der Cultur und die Macht des Wissens zum Bewußtsein bringen. Wird diese Ueberzeugung im ganzen Volke lebendig, dann werden Forschungsreisen zu nationalen Unternehmungen, und können große Erfolge nicht ausbleiben. Möge sich unser Volk daher begeistern für unsre Helden wissenschaftlicher Forschungen und ihnen thatkräftig zur Seite stehen!

Leipzig, im Herbst 1873.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Uebersicht des Inhalts.

Seite

Vorwort III

Einleitung.

Geschichte der Entdeckung der Küsten Afrika's.

I. Entdeckungen zur Zeit des Alterthums und der Araber 3
II. Die Entdeckungsversuche während des Mittelalters bis zur Zeit des Infanten Heinrich 4
III. Martin Behaim 8
IV. Bartholomäus Dias 11
V. Vasco da Gama 13
VI. Gründung portugiesischer Festen an Afrika's Ostküste 17

Erste Abtheilung.

Landschaften, Pflanzen- und Thierleben.

Landschaften.

I. Die welthistorischen Inseln Südafrika's 23
II. Die Bodengestalt Süd-Afrika's 25
III. Der Tafelberg 28
IV. Die Kapstadt 32
V. Die unteren Terrassen des Kaplandes 36
VI. Die Karroo 43
VII. Die Kalahariwüste, das Namaqualand und der Ngamisee 45
VIII. Die Hochebene des Orangegebietes und die Gebiete der Griqua und Betschuanen 49
IX. Britisch Kaffraria und das Basutoland 55
X. Natal 57
XI. Der Orangefreistaat und die Transvaal'sche Republik 62
XII. Die Diamantfelder 68
XIII. Die Kaffern- und Sofalaküste 72

Digitized by Google

Pflanzenleben.

Seite
I. Vertheilung der Pflanzen 75
II. Aloe-, Cactus- und kleinere Pflanzen 78
III. Wolfsmilchgewächſe 80
IV. Affenbrodbaum oder Baobab und Drachenbaum 82
V. Baumfarren, Palmen, Sycomoren, Mangrovewaldungen 85
VI. Mimoſen, Schlinggewächſe, Bananen 88

Thierleben.

I. Vertheilung und Arten der Thiere Afrika's 91
II. Inſecten: Pillenkäfer, Ameiſen, Termiten, Heuſchrecken, Tſetefliegen und Mücken 92
III. Vögel 100
IV. Paviane 111
V. Dickhäuter 113
VI. Giraffe und Büffel 119
VII. Antilopen, Gnu, Quagga und Zebra 121
VIII. Katzen- und hundeartige Raubthiere 129
IX. Erdſchwein, Klippdachs, Stachelſchwein und Springhaſe 134

Zweite Abtheilung.

Völker, Volksleben und Geſchichtsbilder.

Die Eingeborenen.

I. Die Buſchmänner 141
II. Die Hottentotten und ihre Geſchichte 149
III. Fabeln und Märchen der Hottentotten 156
IV. Sebituane, ein ſüdafrikaniſches Fürſtenleben 158
V. Die Namaqua, Korana und Griqua 161
VI. Die Ova-Herero oder Damara 165
VII. Die Zauberfelſen. (Ein Märchen der Ova-Herero) 170
VIII. Die Amxoſa oder Amakoſa (Kaffern) 171
IX. Die Sulukaffern 181
X. Die Betſchuanen (Bechuana) 186
XI. Zauberer, Giftdoctoren und Regenmacher 191

Die Koloniſten.

I. Geſchichte des Kaplandes 196
II. Geſchichte Natal's und der Bauernrepubliken 201
III. Die Malaienkolonie in der Kapſtadt 204
IV. Der altholländiſche Boer (Bauer) 206
V. Stadtleben in den Bauernrepubliken 214
VI. Der Tochtgänger oder Hauſirjude 217
VII. Miſſionare 220
VIII. Reiſen 222

Digitized by Google

Dritte Abtheilung.

Reiſen und Forſcher in Süd-Afrika im Laufe der letzten Jahrzehnte.

		Seite
I.	Ueberſicht der wichtigſten neueren Reiſen in Afrika	227
II.	Dr. Roſcher und J. Chapmann	230
III.	Baron von der Decken	233
IV.	Dr. Kerſten in Sanſibar	236
V.	Richard Brenner und die Gallaländer	239
VI.	Burton und Speke	244
VII.	Charles Anderſſon	247
VIII.	Ladislaus Magyar	252
IX.	Hugo Hahn	259
X.	Die Fahrten des du Chaillu, Walker und Aymes auf dem Ogowai	263
XI.	Karl Mauch	269
XII.	David Livingſtone	281
XIII.	Die deutſche Reiſeunternehmung nach dem Congo	304

Verzeichniß der Illuſtrationen.

			Seite
Fig.	1.	Prinz Heinrich der Seefahrer	6
"	2.	Martin Behaim	8
"	3.	Vasco da Gama	13
"	4.	Napoleon's Grab	25
"	5.	Felsberg mit unterwaſchenen Rändern	27
"	6.	Ravine in verwittertem Granit am Tafelberg	29
"	7.	Protaceengruppe am Tafelberg. (Sep.-Druck)	30
"	8.	Kaffernhütten auf Robben-Island	33
"	9.	Ausſicht von Plat-Klipe auf Cape-Town ꝛc.	33
"	10.	Gauritz Rivier. (Sep.-Druck)	37
"	11.	Leuchtthurm an der Muſchelbai. (Sep.-Druck)	38
"	12.	Protea cynaroides	39
"	13.	Farrenkräuter in der Schlucht des Witte-Els Rivier	40
"	14.	Südafrikaniſcher Urwald (Knysna Foreſt)	41
"	15.	Baumförmige Euphorbiaceen bei Grahams-Town	42
"	16.	Bergformen in der Karroo	43
"	17.	Quagga, junges Wilde-Beeſt und Blesbok	44
"	18.	Bergformation in der Kalahariwüſte	48
"	19.	Bergformation ebendaſelbſt	49
"	20.	Felsſchlucht im Gebiet der Bawanketſi	50

Digitized by Google

		Seite
Fig. 21.	Ein Los-Kopje	51
" 23.	Buschmannhöhlen im Griqualande	52
" 24.	Steppenlandschaft mit Termitenhügel bei Kobang	53
" 24.	Aussicht auf den großen Fish-River (Britisch Kaffraria). (Sep.-Druck)	55
" 25.	Cobra capella, zum Angriff bereit	56
" 26.	Natalwald in der Nähe der Küste	58
" 27.	Bergformation aus dem Quathlambagebirge	59
" 28.	Aussicht von der Berea nach dem Umgenithale. (Farb.-Druck)	61
" 29.	Kaffeeplantage an der Berea	61
" 30.	Der Groote-Rivier bei Rose's Pont, von der colonialen Seite gesehen. (Sep.-Druck)	62
" 31.	Der obere Theil von Bloemfontein vom Fort aus gesehen. (Sep.-Druck)	64
" 32.	Bethanien, im Orange-Freistaat. (Titelbild). (Farb.-Druck)	
" 33.	Baumparthie am Bloemfonteiner Berge (Cussonia spicata.)	66
" 34.	Sulu aus den Minen bei der Mahlzeit	70
" 35.	Natürlicher Pfeiler. (Sep.-Druck)	72
" 36.	Melonen-Cactus	76
" 37.	Natal-Urwald. (Sep.-Druck)	76
" 38.	Papyrusstaude	77
" 39.	Aloewald	78
" 40.	Cactusgruppe	79
" 41.	Baumförmige Euphorbiacee. (Natal)	80
" 42.	Kaiserkrone	81
" 43.	Baobab oder Affenbrodbaum	82
" 44.	Drachenbaum	84
" 45.	Dattelpalme	86
" 46.	Sycomorus capensis im Littorale von Natal	87
" 47.	Banane oder Pisang	89
" 48.	Elfenbeinfruchtbaum	90
" 49.	Pillenkäfer	92
" 50.	Termitenhügel	93
" 51.	Weiße Ameise	95
" 52.	Dies. — a. Soldat. b. Arbeiter	95
" 53.	Trächtiges Termitenweibchen	95
" 54.	Fangheuschrecke oder Gottesanbeterin	96
" 55.	Felsentaube	100
" 56.	Papagei, wilde Taube ꝛc.	101
" 57.	Kameeldornbaum mit gemeinschaftlichen Nestern	102
" 58.	Secretair	103
" 59.	Ibis	104
" 60.	Flamingo	105
" 61.	Löffelreiher	106
" 62.	Trappe, Nashornvogel, Papageien	108
" 63.	Seeschwalbe	109
" 64.	Pinguin	109
" 65.	Eisvogel	110

Digitized by Google

Seite

Fig. 66. Pavian 111
" 67. Galago 112
" 68. Backenzähne des Elephanten 113
" 69. Skelett des Nashorn 116
" 70. Nashornvogel 117
" 71. Flußpferdschädel 118
" 72. Gazelle 121
" 73. Springbock 122
" 74. Duiker, Traber ꝛc. 124
" 75. Cap'scher Gemsbock 125
" 76. Geschossenes Eland 126
" 77. Kuh-Antilope 127
" 78. Gnu 127
" 79. Zebra 128
" 80. Ichneumon 130
" 81. Hyänenhund 131
" 82. Gestreifte Hyäne 132
" 83. Cap'scher Ameisenscharrer 134
" 84. Cap'scher Klippschliefer 135
" 85. Stachelschwein 137
" 86. Springhase 138
" 87. Buschmänner des Orangefreistaates 143
" 88. Buschmannsgeräthschaften 145
" 89. Buschmannswaffen 146
" 90. Buschmänner beim Feuermachen 147
" 91. Hottentott 150
" 92. Maria, eine Orlam 151
" 93. Hottentott 152
" 94. Alter Hottentotte der Colonie 153
" 95. Hottentottenkraal. (Sep.-Druck) 154
" 96. Hottentottengrab 155
" 97. Straße einer Betschuanenstadt 160
" 98. Namaqua-Frauen und Kinder 162
" 99. Korana-Gruppe. (Sep.-Druck) 162
" 100. Farbige der Colonie (Griqua) 164
" 101. Herero-Frauen bei der Toilette 167
" 102. Berg-Damara 169
" 103. Junger Kaffer auf dem Gubo spielend 173
" 104. Kaffernfrau Korn mahlend 174
" 105. Kafferndorf. (Sep.-Druck) 177
" 106. Kafferngeräthschaften 179
" 107. Fingoe auf der Wanderschaft. (Sep.-Druck) 181
" 108. Sulu im Kriegscostüm 182
" 109. Sulu aus Natal 183
" 110. Zwei Sulu, Dacha rauchend 184
" 111. Sulustadt. (Sep.-Druck) 184

Digitized by Google

		Seite
Fig. 112.	Plateau der Bakuena. (Farb.-Druck)	186
" 113.	Betschuana-Frauen beim Plaudern	187
" 114.	Betschuanen-Männer Karoße nähend	188
" 115.	Betschuanenwaffen	189
" 116.	Reisegepäck der Betschuanen	190
" 117.	Kaffernhäuptling mit Gefolge. (Sep.-Druck)	197
" 118.	Mosielele, Häuptling der Bakatla	198
" 119.	Kaffrische Gesandte	199
" 120.	Macomo, Häuptling der Kaffern	200
" 121.	Scene aus dem Kaffernkriege. (Sep.-Druck)	203
" 122.	Sandili, Häuptling der Kaffern	203
" 123.	Kalisawaffen	205
" 124.	Ansicht von Colesberg. (Sep.-Druck)	214
" 125.	Viehkraale zwischen auseinander gewichenen Felsen	218
" 126.	Einspannen des Ochsenwagens. (Sep.-Druck)	218
" 127.	Afrikanischer Reisewagen. (Sep.-Druck)	222
" 128.	Harpunirung eines Krokodils. (Sep.-Druck)	231
" 129.	Ansicht aus Sansibar. (Sep.-Druck)	233
" 130.	Kulis in Sansibar. (Sep.-Druck)	236
" 131.	Sclaventransport	237
" 132.	Ansicht von Mombas. (Sep.-Druck)	245
" 133.	Buschmänner, Fleisch zerlegend	249
" 134.	Manglebaum	254
" 135.	Angriff auf Flußpferde. (Sep.-Druck)	257
" 136.	Hererogruppe	260
" 137.	Frauen und Kinder nach Wasser gehend. (Sep.-Druck)	262
" 138.	Gorilla	265
" 139.	Kokospalme	271
" 140.	Gamoshopa, Hauptstadt der Bakatla. (Sep.-Druck)	273
" 141.	Ansicht aus dem Cradockgebiet. (Farb.-Druck)	275
" 142.	Rathsversammlung beim Häuptling. (Sep.-Druck)	278
" 143.	Secheli, Häuptling der Bakuena's	284
" 144.	Letschulatebe, Häuptling der Bamangwato	286
" 145.	Buschmännergruppe	287
" 146.	Kaffernstadt. (Sep.-Druck)	289
" 147.	Frauen und Kinder, Waaren anpreisend. (Sep.-Druck)	292
" 148.	Tropischer Urwald	301
" 149.	Meerkokos	305

Digitized by Google

Einleitung.

Geschichte der Entdeckung der Küsten Afrika's.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Entdeckungen zur Zeit des Alterthums und der Araber.

Im Alterthum traten nur kurze Küstenstrecken Afrika's nach und nach aus dem Halbdunkel der Sage hervor. Homer kannte Egypten nur als ein Fabelland; erst Herodot bereiste es und staunte über die Wunder des Landes und Volkes. Phönizier wagten sich auf unbeholfenen Ruderschiffen die Nordküste entlang, wo sie Kolonien anlegten, von denen Karthago ein großes Reich in Nordafrika wurde. Durch Karawanenhandel standen die Phönizier mit den Sudanvölkern in Verkehr, und am Rothen Meere legten sie einen Hafen an, von welchem aus sie nach dem Goldlande Ophir fuhren, welches vielleicht am Zambesi lag. Vom König Neko (gegen 600 v. Christus) erhielten sie den Befehl, Afrika zu umschiffen. Sie liefen mit ihren Fahrzeugen vom Rothen Meere aus, fuhren nach Süden, wobei sie den Aequator passirten und zu ihrem Erstaunen die Sonne fortan rechts, d. h. nördlich hatten, und kamen nach drei Jahren durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer zurück. Da sie sich für so lange Zeit nicht mit Lebensmitteln versehen konnten, so pflegten sie im Spätjahr zu landen, zu säen und zu ernten, und dann erst die Reise fortzusetzen.

Die Karthager, die Engländer ihrer Zeit, machten des Handels wegen Eroberungen in den Atlasländern, von wo sie bis zur Sahara und an der Westküste bis Senegambien vordrangen. Sie hielten aber diese Wege geheim und verbreiteten die Märchen vom Lebermeer, vom Ende der Welt u. s. w., um etwaige Nachfolger abzuschrecken. Einst sandten sie den Admiral Hanno mit 60 Schiffen und 30,000 Menschen aus, um an Afrika's Westküste Kolonien anzulegen und weitere Fahrten nach Süden zu unternehmen. Glücklich vollbrachte er den Auftrag, ließ den Bericht in eherne Tafeln eingraben und im Tempel aufstellen. Von jenem ist eine griechische Uebersetzung auf uns gekommen, aus welcher wir entnehmen können, daß er weit über den Senegal hinaus kam und sogar Madeira besiedelte. Unter andern Merkwürdigkeiten brachte Hanno das langhaarige Fell eines Gorilla mit, welchen er für einen

Digitized by Google

Menschen hielt, und hing es als Weihgeschenk im Tempel auf. Als Karthago jedoch den Römern unterlag, verschollen diese Kolonien. Wohl aber ging die Sage, zwischen Afrika und dem unbekannten Amerika dehne sich Atlantis aus, das Land der Seligen, welches später von Erdbeben zertrümmert sei. Diese Sage verschaffte dem Meere den Namen „atlantischer Ocean".

Die Griechen legten an Afrikas Nordküste Kolonien an; Alexander d. G. zog sogar nach der Oase Siwah (Ammonium). Doch erst unter den Ptolemäern sammelten Gelehrte die Berichte der Karawanen-Reisenden über die Sahara, Binnenafrika, die Nilquellen und Mondgebirge, meinten aber, der Nil gehe nach Westen und nehme bei seinem Laufe etwa die Richtung, welcher der Niger folgt, so daß bis ins 15. Jahrhundert hinein alle Landkarten falsch waren. Ebenso vermutheten sie, Afrika's Südende wende sich nach Osten und schließe das indische Meer ein, das demnach auf der Karte wie ein landumschlossenes Becken aussah und dem Mittelmeere glich. Die Römer drangen als Eroberer des karthagischen Gebiets tief in die Atlasländer und die Sahara vor, sandten nach den Städten einiger Oasen als Gesandte den Septimius Flaccus und Julius Maternus, und dieser letztere war der erste und letzte Römer, welcher die schwarzen Bewohner Sudans besucht hat.

Den arabischen Kaufleuten war im Anfange des Mittelalters Ostafrika mit Melinde, Sansibar, Sofala, Madagaskar u. s. w. bis zum Kap Corrientes bekannt, welches sie Vorgebirge der Reue nannten, weil die starke Strömung die Schiffe an die Felsen werfe oder Weitersegelnden den Rückweg sperre. Durch die Sahara und Sudan drangen Araber vor bis zum atlantischen Meere und gründeten muhamedanische Negerreiche. Von Marokko aus sandten sie über die Oasen der Westsahara nach dem Niger Karawanen; zur See jedoch kamen sie nicht über das Kap Nun hinaus und hörten von den Canarien und dem rauchenden Berge Teneriffa's erst durch Portugiesen. Ihre Landkarten stellten Afrika so dar, daß die Küste von der Straße Bab el Mandeb aus nach Osten geht und das indische Meer wie ein Binnenmeer umschließt.

II.

Die Entdeckungsversuche während des Mittelalters bis zur Zeit des Infanten Heinrich.

Die Völker Europa's hatten nach dem Zusammensturz des Römerreiches so viel zu thun mit dem Aufbau ihrer eigenen Staaten, daß für geographische Forschungen keine Zeit übrig blieb. Die Religionskriege mit den Muhamedanern wegen des h. Grabes führten sie wohl nach Vorderasien und Egypten,

Digitized by Google

und die italienischen Handelsstädte sandten Reisende aus, aber nur nach Binnen- und Ostasien. Erst als die Genueser seit 1318 um Spanien und Portugal herum nach Antwerpen zu segeln pflegten, lernte man den atlantischen Ocean kennen. Stürme und Neugierde führten einzelne Seefahrer auch wohl weiter hinaus in denselben, wobei sie die Canarien entdeckten, auf denen sich 1402 Spanier ansiedelten. Madeira (die Holzinsel) ward um diese Zeit entdeckt, ja Florentiner kamen 1350 bis nach den Azoren und fuhren vom Kap Bojador die Küste nach Süden zu entlang, verunglückten aber.

Den Antrieb zu Entdeckungsfahrten gaben besonders zwei Umstände. Der damalige Großhandel beschäftigte sich vorzugsweise mit indischen Waaren, welche man über Egypten, Syrien, Kleinasien und die Häfen des Schwarzen Meeres bezog. Seit diese Küsten unter türkische Herrschaft kamen, stockte der Handel, und man mußte nachforschen, ob man nicht andere Handelswege auffinden oder direct nach Indien gelangen könne. Zu dieser Zeit hatte sich Portugal von maurischer Herrschaft befreit, die Christenfeinde bis Afrika verfolgt und an dessen Nordwestküste einige Eroberungen gemacht. In dem glaubenseifrigen Volke erwachte Eroberungslust, aber noch mehr das Verlangen, das Christenthum in jenem Welttheile zu verbreiten, wo der Priesterkönig Johannes, wie man glaubte, ein großes Reich besitze, welches bis Indien reiche. Es fehlte nur ein Mann, welcher diese Wünsche des Volkes zur That machte, und dieser fand sich in dem Infanten Heinrich, genannt der „Seefahrer". Da derselbe Großmeister des Christusordens war, so verschafften ihm dessen Besitzungen die Mittel, die Kosten der Entdeckungsfahrten zu bestreiten.

Freilich schreckten die alten Sagen vom Lebermeer, von brennenden Bergen und dergl. ab, noch mehr die unglücklichen Fahrten der beiden Genueser Vadino und Guido di Vivaldi (1281), des Ugolino Vivaldi und Theodosio Doria (1291) und des Kataloniers Don Jayme Ferrer, welche Afrika's Westküste entlang segelten und nicht wiederkehrten. Aber man lernte die Schiffe dauerhafter bauen, sich für längere Reisen mit Vorräthen versehen und sich des Compasses bedienen, welchen Flavio Gioja aus Amalfi in Gebrauch brachte. Die Portugiesen waren damals noch so zaghaft, daß sie sich kaum sechs Meilen weit von der Küste zu entfernen wagten. Seit 1415 sandte Heinrich fast jedes Jahr ein Schiff ab, um das Kap Bojador, welches ein Riff-meilenweit ins Meer hinaussendet, zu umschiffen, doch erst 1432 umsegelte es Gilianes und kam zur Verwunderung seiner Landsleute auf dem Rückwege wieder um dasselbe. Der Prinz selbst correspondirte mit afrikanischen Kaufleuten, die über die Küste Erkundigungen einzogen, und konnte daher den Seefahrern im Voraus angeben, welche Merkmale sie finden würden. Mit der Zeit wurden die Portugiesen so vertraut mit dem Lenken der Schiffe,

Digitized by Google

daß einst vier Schiffsjungen und ein Schiffsschreiber von Senegambien aus, wo die übrige Mannschaft durch vergiftete Pfeile getödtet wurde, den Weg nach Lissabon fanden, ohne irgendwie anzulegen. Erst später erfand man Apparate, um auf dem Schiffe die Sonnenhöhe zu messen und danach die Breitengrade zu berechnen, so daß man ins offene Meer fahren konnte und nicht ans Land zu gehen brauchte, um dort die Sonne zu beobachten.

Fig. 1. Prinz Heinrich der Seefahrer.

Bisher ging es mit den Entdeckungen sehr langsam, weil man viele Kaps mit heftiger Brandung und seichte Ufer fand, außerdem oft von wüthenden Stürmen überfallen wurde. Erst 1415 ward Kap Nun, „das Ende der Welt", umsegelt, 1418 ein Schiff vom Sturme nach der Insel Porto Santo getrieben, welche der Prinz dem Hofjunker Perestrello schenkte. Dieser ließ sich mit einigen Ansiedlern dort nieder, wurde aber durch ein eigenthümliches Geschick wieder vertrieben. Als Jagdfreund nahm er Kaninchen mit, welche sich aber in vier Jahren so sehr vermehrten, daß sie alle Felder verwüsteten und ihm ein ferneres Verbleiben auf der Insel verleideten.

Die beiden zurückgebliebenen Ansiedler sahen oft im Westen eine Wolke, welche sie für Land hielten, weil sie stets auf derselben Stelle blieb. Sie zimmerten sich ein Fahrzeug, fuhren hinüber und entdeckten das bereits erwähnte Madeira, auf dem sich Gonsalves niederließ, den Ort Funchal anlegte, cyprische

Digitized by Google

Reben und sicilianisches Zuckerrohr anpflanzte. Mit kastilischen Söldnern eroberte der Franzose Betancourt vier Azoren, die er an Heinrich verkaufte, welcher sie aber später an Spanien abtreten mußte.

Unterdessen war das Kap Bojador umsegelt worden und ganz Portugal darüber voll Freuden und großer Erwartungen, hatte doch der Pabst dem König alles Land von diesem Kap bis Indien geschenkt. Letzteres glaubte man nämlich ganz nahe. Es bildeten sich, seit die Küste Guinea's gefunden war, Entdeckungsgesellschaften, welche Pfeffer und Gold, aber auch Neger als Waare holen ließen.

Zu dieser Zeit unternahm der Venetianer Alviso de Cadamosto Fahrten nach Flandern. Einst trieben ihn widrige Winde ans Kap Vincent, wo Prinz Heinrich wohnte, und wo er viel Verlockendes von den gewinnreichen Seefahrten der Portugiesen hörte. Er ließ sich dem Prinzen vorstellen und bat um die Erlaubniß, mit seiner Caravelle nach der Küste des Grünen Vorgebirges Fahrten unternehmen zu dürfen. Dies ward ihm gestattet. Er erreichte die Küste, machte sehr gute Geschäfte und reiste dann tiefer ins Land, um dasselbe zu erforschen. Die Schwarzen waren hocherstaunt über seine Hautfarbe, Kleider und was er sonst hatte, für sie lauter wunderbare Dinge. Als er ihnen von einem Matrosen auf der Sackpfeife etwas vorspielen ließ, geriethen sie vor Staunen außer sich, denn sie hielten die Sackpfeife für ein lebendiges Thier, weil es so vielerlei Töne hervorbringen konnte. Selbst die Augen der Menschenfigur am Hinterbug des Schiffes hielten sie für wirkliche Augen, und waren höchst verwundert, als der Fremde vor ihren Augen eine Kerze machte und anzündete. Die Weißen können Alles! riefen sie und hielten den Kaufmann für ein höheres Wesen.

Sehr langsam kamen unterdessen die Portugiesen weiter. Erst im Jahre 1462 erreichten sie ein Waldgebirge, als gerade im Lande ein heftiges Gewitter tobte, und nannten des tosenden Donners wegen die Küste Löwengebirge (Sierra Leona). Dann kam man (1481) an die Goldküste und in den Meerbusen von Benin, wo der König Forts anlegen ließ, um für weitere Fahrten Niederlagen und Zufluchtsorte zu haben.

König Johann ließ sich, um sich den Besitz der Entdeckungen zu sichern, vom Pabst Innocenz VIII. noch einmal alle zu entdeckenden Länder schenken und nannte sich fortan Johann, Herr von Guinea. Auch befahl er seinen Schiffskapitänen, überall wo sie landeten, steinerne Pfeiler mit einer lateinischen und portugiesischen Inschrift aufzurichten und darauf die Jahreszahl der Entdeckung, den Namen des Entdeckers und des regierenden Königs anzugeben.

Digitized by Google

III.

Martin Behaim.

Die Portugiesen waren endlich bis zum Congo gekommen, welchen die Eingeborenen Zaire nannten. Unter den Reisenden, die an dieser Fahrt Theil nahmen, befand sich auch ein Deutscher, welcher zu seiner Zeit für einen der besten Astronomen und Geographen galt, wenn er auch durch seine Karten weder dem Colon den Weg nach Amerika, noch dem Magelhaens die nach diesem benannte Straße gezeigt hat, wie Manche behaupten. Trotzdem verdient es Behaim, daß wir seiner etwas ausführlicher gedenken. — Unser Martin

Fig. 2. **Martin Behaim.**

ward 1436 zu Nürnberg geboren, welches zur Zeit eine großartige Fabrik- und Handelsstadt war; denn „Nürnberger Tand" ging schon damals durch die ganze Welt. Noch mehr aber kamen die Nürnberger selbst in der Welt herum, denn sie machten Geschäfte nach Konstantinopel und Kiew, bis nach Klein-

Digitized by Google

asien, Persien und China hinein, und begleiteten, wie die meisten Kaufleute im Mittelalter die Waaren selbst nach den Bestimmungsorten. In Nürnberg wurde man also, so zu sagen, Weltbürger, und so erging es auch Martin Behaim, dessen Familie, der Ueberlieferung nach aus Schwarzbach im heutigen Pilsener Kreise Böhmens eingewandert, sich bald solches Ansehen in der Stadt erwarb, daß Martins Vater mit dem Amt eines Rathsherrn betraut wurde. Sein Sohn wollte Kaufmann werden, aber kein Krämer, sondern ein Großhändler. Daher sollte er sich eine möglichst universelle Bildung erwerben, in der Voraussicht späterer größerer Reisen tüchtig Mathematik, neue und alte Sprachen, sowie Geographie erlernen, so lange der Unterricht im Hause währte. Martin trat hierauf in eine Tuchhandlung ein, besuchte als Reisender einige deutsche Märkte und hielt sich als solcher länger in Italien auf. Der strebsame Jüngling benutzte seine Freistunden, um Mathematik und Astronomie gründlich zu studiren, welche damals in Italien sehr gepflegt wurden. Später kam er nach den Niederlanden, wo er denn auch von den Landentdeckungen der Portugiesen hörte, die ja die ganze Kaufmannswelt in Aufregung versetzten. Diese Berichte erweckten in dem jungen Behaim die deutsche Wanderlust; ohne langes Besinnen entschloß er sich, (1481), nach Portugal zu reisen und dort sein Glück zu suchen.

Obschon Lissabon voll strebsamer und abenteuernder Menschen war, so gelang es dem gründlich gebildeten Nürnberger doch sehr schnell, sich bemerklich zu machen und in gelehrten Kreisen Eingang zu finden. Man zählte ihn bald zu den tüchtigsten Astronomen seiner Zeit, und dies bewog den König, ihn an die Spitze jener Commission zu stellen, welche ihr Gutachten über vorgelegte Entdeckungspläne abzugeben hatte. Zu dieser Zeit hielt sich auch Columbus in Lissabon auf, weil er Staatsunterstützung begehrte zu der Fahrt quer über den Ocean nach Ostasien hinüber. Behaim lernte also diesen gedankenreichen Mann kennen und empfahl dem Könige den Plan des Genuesen. Aber weil dieser einen zu hohen Finderlohn verlangte, den man in Portugal überhaupt nicht zu geben pflegte, so wollte der Hof auf den vorgelegten Plan nicht eingehen, welchen dann später Spanien ausführte.

Schon oben wurde erwähnt, daß es mit den portugiesischen Seefahrten sehr langsam vorwärts ging, weil es an geeigneten mathematischen Instrumenten fehlte, mit deren Hilfe der Seemann auch auf offner See den Ort berechnen konnte, wo er sich befand. Als fester Punkt dazu diente der Polarstern oder auch die Sonne. Je mehr man sich dem Gleicher (Aequator) näherte, um so tiefer mußte natürlich der Polarstern sinken wegen der Krümmung der Erdoberfläche. Wie Thürme und Bäume in die Erde zu versinken scheinen, wenn man sich von ihnen entfernt, ebenso muß die Sonne unter

Digitized by Google

den verschiedenen Breitegraden zur Mittagszeit eine verschiedene Höhe am Himmel haben. Diese Abweichungen muß man also wohl berücksichtigen, um festzustellen, wo sich ein Schiff befindet. Man nennt dieselben die „Deklination" und die Tabellen, die man zusammengestellt hat, um dem Seemann schnelle Auskunft über den Ort zu geben, wo er ist, heißen „Deklinationstabellen".

Das Messungsinstrument nennt man das Astrolabium. Behaim's großes Verdienst ist es gewesen, daß er dasselbe so handlich zu gestalten wußte, daß man es auch auf dem offenen Meer brauchen konnte, also nicht mehr wie vordem ans Land gehen mußte. — Der ungeheure Fortschritt, welcher durch diese Erfindung gemacht wurde, liegt auf der Hand. — Um die Brauchbarkeit des Instruments praktisch zu versuchen, machte Behaim die Reise nach dem Congo mit.

Die neuen Instrumente bewährten sich, und Behaim ward bei seiner Ankunft in Lissabon mit großen Ehren empfangen. Den unruhigen Mann duldete es aber nicht lange in der Stadt, er wollte vielmehr auch die Azoren kennen lernen, fuhr deshalb hinüber und wurde mit dem Statthalter in Funchal so befreundet, daß er dessen Tochter heirathete und sich hier als Landwirth niederließ. Nachdem er vier Jahre in Funchal gelebt hatte, trieb ihn das Heimweh fort, um seine Vaterstadt und Verwandten wieder zu sehen.

Dort kam er 1491 glücklich an und fand beim Rathsherrn Michael Behaim in der Zisselgasse freundlichste Aufnahme. Wie freuten sich die Jugendgenossen, den vielgereisten Kameraden wieder zu sehn! Es gab des Begrüßens und der Einladungen kein Ende. Immer mußte er erzählen von seinen Erlebnissen, von Lissabon, von Afrika, von Mohren, Palmen, Affen, Elephanten, die er gesehen hatte, und endlich bat man ihn, eine Erdkugel anzufertigen und da hineinzuzeichnen, was man von der Erde wisse, dazu aber auch eine kurze Beschreibung zu geben. Gern verstand sich Martin dazu und fertigte (1492) jene Erdkugel, die jetzt noch als Merkwürdigkeit in Nürnberg gezeigt wird. Sie ist aus Holz gemacht, mit Pergament überzogen und mißt einen Fuß und acht Zoll im Durchmesser. Auf sie hat er nicht nur alle damals bekannten und vermutheten Länder und Inseln eingetragen, sondern auch die Namen der Hauptorte in schwarzer und rother Tinte aufgeschrieben. Außerdem malte er die Gestalten, Wohnungen und Zelte fremder Völker hinein in bunten Farben und deutete bei neuentdeckten Ländern durch eingezeichnete Wappenschilder an, welchem europäischen Herrscher sie angehören. Bald darauf kehrte Behaim nach Funchal zurück, siedelte 1506 nach Lissabon über und starb dort im folgenden Jahre. Im ganzen deutschen Reiche, sagte Kaiser Max, hat Niemand weitere Reisen unternommen und fernere Länder gesehen als Martin Behaim.

Digitized by Google

IV.

Bartholomäus Dias.

Im Jahre 1486 sandte König Johann den tüchtigen Seemann Bartholomäus Dias mit zwei Caravellen auf Entdeckungen aus. Dieser segelte von der Congomündung ab in südlicher Richtung an der Küste entlang, welche sich gradlinig, einförmig und buchtenarm dahinzog. Steile, klippige Gestade, an denen das Meer heftig brandete, wechselten mit sumpfigen oder sandigen Flachküsten, welche unerträgliche Hitze oder verpestete Luft unbewohnbar machten, und nur zu Zeiten sah man im Innern des Landes dunkelblaue Streifen aufragen, die das Dasein von Waldgebirgen anzeigten. Tag bei Tag verging unter dieser einförmigen Fahrt, die Hitze erschöpfte die Mannschaft, die Winde erschlafften oder sprangen plötzlich um, so daß die Schiffe nur langsam vorwärts kamen. Denn die Portugiesen ahnten nicht, daß sie einer Meeresströmung, die vom Kap der Guten Hoffnung die Küsten entlang nordwärts bis zum Aequator geht, schnurstracks entgegen fuhren. Endlich kamen sie in die Region der Calmen, wo Windstillen plötzlich von heftigen Orkanen unterbrochen werden.

Da überfiel ein furchtbarer Sturm die kleine Flotte. Ununterbrochen wüthete derselbe vierzehn Tag lang und trieb das Schiff auf unbekannte Meere hinaus. Tag und Nacht mußten die Matrosen arbeiten, um das Schiff einigermaßen in der Gewalt zu behalten. Unterdessen wurde es kälter und kälter, Frost schüttelte die Glieder, die Finger wurden steif, daß sie die Leinen und Taue des Takelwerks nicht mehr fest halten konnten. Man war in das südliche Eismeer gerathen. Endlich ließ der Sturm nach, man konnte das Schiff wieder wenden und die Segel aufhissen. Das kleine Geschwader, welches der Sturm zerstreut hatte, sammelte sich nach und nach wieder, nur das Proviantschiff war verschwunden, was die Mannschaft mit Besorgniß erfüllte und unzuverlässig machte. Da nun Afrika zur linken Hand liegen mußte, und Dias es wieder in Sicht haben wollte, so richtete er seinen Lauf gegen Osten. Mehrere Tage segelte man, ohne auch nur die geringste Spur von der Nähe eines Landes zu bemerken. Da ließ Dias die Schiffe gegen Norden richten, um wenigstens den Heimweg einzuschlagen. Auch in dieser Richtung sah man einige Tage nichts als Wasser und Himmel, bis endlich am Horizont ein dunkler Streifen auftauchte, auf den man zusteuerte. Man gelangte in eine Bai, an deren Ufer die Eingeborenen Rinderheerden weideten, dieselben aber eilends in die Berge trieben, als sich das Schiff der Küste näherte. Man nannte diese Bai daher Kuhbai (Angera dos Vaqueiros) und landete. Da überraschte es den Dias, als er bemerkte, daß ihm Afrika zur

Digitized by Google

Linken lag statt zur Rechten. Daraus schloß er denn, daß er sich an Afrika's Ostküste befand, und sah diese sich in der That ins Unabsehbare nach Nordosten ausdehnen. Um sich genauer zu überzeugen, segelte er nördlich weiter, bis zu einer Insel, auf welcher er die Wappensteine des Königs aufstellte und sie Kreuzinsel nannte. Als er aber noch weiter fahren wollte, weigerten sich die Matrosen, eingedenk der vielen überstandenen Gefahren, und meinten, man habe genug entdeckt, um nun umkehren zu dürfen, auch fehle das Proviantschiff. Dias machte Einwendungen, suchte seine Leute zu ermuthigen, bat und drohte, erreichte aber nur so viel, daß er noch einige Tage die Fahrt nach Norden fortsetzen, dann aber umkehren solle. Man fuhr also weiter und gelangte an eine Flußmündung, an deren Ufer der Führer des einen Schiffes, Infante, beherzt ans Land sprang, daher man den Fluß Infantefluß (Rio do Infante) nannte. Aber nun mußte Dias seine Schiffe wenden, umsegelte das Kapland und nannte bei der Fahrt um den Tafelberg diese gefährliche Spitze zum Andenken an die furchtbaren Stürme das stürmische Kap (Cabo tormentoso).

Als Dias heimwärts die Küste Afrika's entlang fuhr, fand er auch sein Proviantschiff wieder, welches vor neun Monaten abhanden gekommen war. Es lag in einer Bucht und hatte nur drei Mann Besatzung, darunter der Schiffsschreiber, der aber auch durch Krankheit ganz erschöpft war. Als er nun seinen Herrn wieder sah und von den glücklichen Entdeckungen hörte, regte ihn dies so auf, daß er vor Freuden starb. Die beiden Anderen erzählten nun die grausigen Abenteuer, welche sie bestehen mußten, als sie auf weitem Meere umherirrten, bis sie endlich Afrika's Küste wieder fanden. Hier waren sie gelandet und hatten mit den Buschmännern einen Tauschhandel begonnen, diese aber, begierig nach den fremden Sachen, fielen plötzlich über die Portugiesen her, die ans Land gegangen waren, und tödteten sie bis auf die Drei, welche sich auf das Schiff gerettet hatten.

Gegen Ende des Jahres 1487 kam Dias, der an der Goldküste noch eine Ladung Gold genommen hatte, in Lissabon an, wo seine Erzählungen allgemeine Begeisterung erregten. Der König tauschte den Namen stürmisches Kap um in den „Kap der Guten Hoffnung" (Cabo de boa esperanza), weil man nun nach Indien zu kommen hoffen dürfe.

Als Cabral später (1500) nach Indien segeln sollte und von der Strömung nach Westen getrieben wurde, gerieth er an Brasiliens Küste und nahm sie für Portugal in Besitz. Bei seiner Abfahrt aus der Bucht von Bahia überfiel seine Flotte eine Windhose und versenkte unter andern auch das Schiff in den Abgrund, welches Dias befehligte, der also an Südamerika's Gestade den Tod fand.

Digitized by Google

V.

Vasco da Gama.

Unterdessen hatte Columbus Westindien entdeckt und konnte dies in Lissabon dem unangenehm überraschten Hofe mittheilen, als ihn widrige Winde in diesen Hafen trieben. Der portugiesische König schloß nun mit dem spanischen einen Vertrag über die Theilung der zu erwartenden Entdeckungen und sandte dann den tüchtigen Seemann Vasco da Gama mit drei Schiffen und 150 Mann aus (1497), um Indien zu erreichen und dort Handelsverträge abzuschließen.

Fig. 3. Vasco da Gama.

Schon bei den Canarien begann stürmisches Wetter und dauerte fast drei Monate lang, so daß man die Schiffe wiederholt ausbessern mußte und die Matrosen muthlos wurden. Um Wasser einzunehmen, wurde einst in der

Digitized by Google

Nähe des Kaps an der Mündung des Bergriviers gelandet. Während die Leute mit Wasserschöpfen beschäftigt waren, sahen sie zwei Eingeborene im Gebüsch hinschleichen, mit Feuerbränden in der Hand, um Bienenhonig aus den Baumstämmen zu nehmen. Es waren kleine häßliche Menschen von aschgrauer Farbe. Um Erkundigungen einzuziehen, sollten sie gefangen werden; man erwischte aber nur einen, der in ein Thierfell gekleidet war und einen Knotenstock mit einem Thierhorn als Waffe in der Hand trug. Der Arme hielt sich für ein Kind des Todes, weinte und zitterte, aber als man ihn bewirthete, ihm bunte Kleiderfetzen, Glaskorallen und Schellen gab, tanzte er vor Freuden. Indessen war nichts von ihm zu erfahren, weil kein Dolmetscher seine Sprache verstand. Als man ihn endlich laufen ließ und er seinen Landsleuten von den herrlichen fremden Männern erzählte, erschien ein ganzer Haufen hagerer Graumänner, welche so freundschaftlich thaten, daß ein Portugiese sie in ihre Hütten begleitete. Gegen Abend aber kam er Hilfe rufend gelaufen, verfolgt von den Buschmännern, die ihn festhalten wollten. Die Portugiesen eilten zu Hilfe, es kam zu einer Schlägerei, wobei Gama nebst vielen Matrosen verwundet wurde. Man trieb die Angreifer zurück, erreichte glücklich die Boote und ruderte eilends zu den Schiffen hinüber, welche weit vom Ufer vor Anker lagen.

Nun ward die Fahrt fortgesetzt, am 20. November das Kap erreicht und unter Trompetengeschmetter, Jubelruf, Hutschwenken und Kanonenschüssen umsegelt. Andere dagegen berichten, es sei bei dieser Umsegelung sehr ungemüthlich hergegangen, da ein furchtbares Wetter losbrach, welches Meer und Land in tiefe Finsterniß hüllte. Entsetzen befiel die Mannschaft; daher verlangte sie unter Thränen Umkehr, und als Gama diese verweigerte, brach eine Meuterei aus, um ihn mit Gewalt zur Umkehr zu zwingen. Er ließ indeß die Schreier in Ketten legen und führte das Steuerruder selbst, bis der Sturm vorüber war; doch ist dieser Bericht nicht beglaubigt. Die Portugiesen umsegelten also das gefürchtete Kap und fuhren darauf an der Ostküste entlang, wo sie in den Buchten viel Neues sahen.

Die Anwohner der Muschel- und falschen Bai ritten auf Ochsen, bewohnten runde, bienenkorbartige Hütten, und in der Ferne trieben sich Elephanten umher. Als man einst eine kleine Insel betrat, stieß man auf eine Heerde von 3000 Seewölfen (Robben), welche grimmig den Portugiesen zu Leibe rückten und nur mit großer Anstrengung zu verjagen waren. Viel Staunen und Heiterkeit erregten den Europäern die Pinguine, die ihnen bisher noch nicht zu Gesicht gekommen waren.

Mit den Küstenbewohnern kam man bald in traulichen Verkehr. Für Schellen, Glaskorallen, rothe Mützen tauschte man elfenbeinerne Armringe,

Digitized by Google

Ochsen und Hammel ein. Als einmal ihrer viele mit Frauen und Kindern erschienen waren und ihre anmuthigen Lieder auf Flöten vierstimmig vorbliesen, holte auch der Schiffstrompeter sein Instrument, blies kräftig mit drein, daß es den Matrosen in die Beine fuhr und sie mit den schwarzbraunen Damen einen ländlichen Ball aufführten. Trotzdem gab es bald Händel, da beide Parteien einander nicht recht trauten. Wirklich rückten die Hottentotten einst kampffertig heran, sobald sie aber die Kanonen donnern hörten, warfen sie ihre Waffen weg und liefen davon. Nach einiger Zeit kehrten sie zurück und zerstörten die Wappensteine, welche die Portugiesen aufgestellt hatten, und welche sie für Zauberwerk hielten. Damit hatte also die Freundschaft ein Ende.

Auf der Weiterfahrt trieb eine südwärts gehende Strömung die Schiffe zurück, so daß Gama's Mannschaft am Weiterkommen verzweifelte, bis sich ein starker Südwind erhob und nach Norden trieb an einer schönen Küste entlang, welche Gama, weil es gerade Weihnachtszeit war, die Weihnachtsküste (costa do Natal) nannte, und wo er weiterhin eine schön gestaltete, zahlreiche Bevölkerung fand, die eine besondere Sprache redete. Um etwas von dieser zu erfahren, setzte er einen sprachkundeu Matrosen ans Land, welchem er für den Häuptling ein Paar rothe Hosen, eine rothe Jacke und eine rothe Mütze mitgab. Zwar verstand der Kaffernhäuptling die Negersprache des Matrosen nicht, aber die Sprache der Geschenke, und nahm die Kleider an.

Der Mann war überglücklich wegen des Besitzes solch unschätzbarer Güter, und seine Unterthanen umstanden ihn starr vor Staunen. Der Häuptling sprang wie ein Wahnsinniger hin und her, überschlug sich, reckte Beine und Arme aus, und als er auf diese kaffrische Weise seinen ersten Gefühlen Ausdruck gegeben hatte, versprach er den Portugiesen so viel Land, als sie nur wünschten, den Matrosen aber nahm er Abends mit in seine Strohhüttenresidenz und bewirthete ihn fürstlich mit Hirsenbrei und einem Huhne. Am andern Morgen aber brachte die ganze Bevölkerung der Hauptstadt den Matrosen unter Jubel und Lobpreisungen nach dem Schiffe zurück, wo sie eine Menge Hühner als Gegengeschenk ablieferte, was den Portugiesen sehr wohl gefiel, da sie Monate lang nur gesalzenes Fleisch genossen hatten. Ja, als die Portugiesen aus dem Küstenflusse Wasser schöpften, um ihre Trinkfässer zu füllen, eilten die Eingeborenen herbei und halfen im Schweiße des Angesichts Wasser schöpfen und tragen. Es waren gar gemüthliche Leute, die für ein Stück Leinwand alles hergaben, was sie an sich trugen: die Kupferspangen und Kupfergeflechte, die sie an den Hand- und Fußknöcheln, in Bart und Haar trugen, den reichen Zinnschmuck, die elfenbeinernen Scheiden, ihre schön gearbeiteten Dolche, deren Zinngriffe u. s. w.

Digitized by Google

An der Zambesiküste dagegen fand Gama kraushaarige Neger, an deren Inseln er landete, um die Schiffe auszubessern und den Skorbut zu heilen, welcher die ganze Mannschaft befallen hatte. Diese Krankheit entsteht nämlich, wenn Seefahrer lange Zeit nur gesalzenes Fleisch und schlechtes Wasser genießen. Dann schwellen Hände, Knöchel und Füße schmerzhaft an, das Zahnfleisch bricht auf und eitert, und große Muthlosigkeit ergreift das Gemüth. Aufenthalt auf dem Lande, der Genuß von frischem Fleisch, Wasser und Gemüse stellen jedoch die Gesundheit bald wieder her.

Als Gama einige Inseln nahe dem Festlande fand, beschloß er anzuhalten, um Erkundigungen über Indien und die Seewege dorthin einzuziehen. Kaum hatte er Anker geworfen, so erregten die fremden Schiffe Aufsehen, und es erschienen Beamte in Barken, welche in arabischer Sprache nach Heimath und Ziel der Fremdlinge frugen. Es waren dies schlanke Männer von graubrauner Farbe mit golddurchwirktem Turban auf dem Haupte, in buntgestreifte Wollröcke gekleidet und mit einem maurischen Schwert und Dolch an der Seite. Sie nannten ihre Insel Mosambik, gaben über deren Gebieter und großen Handel Auskunft und luden Gama ein, sich dem Scheik derselben vorzustellen. Gama besuchte ihn auch in seiner berühmten Handelsstadt von Strohhäusern, deren würfelförmige Moscheen wie der Palast des Scheik jedoch nur aus Lehm gebaut waren. Im Hafen lagen maurische großbauchige Schiffe ohne Verdeck, deren Planken mit Stricken aus Kokosnußgarn zusammengeflickt waren, und deren Segel aus Matten von Palmblattfasern bestanden. Doch besaßen die Schiffsführer gute Seekarten und treffliche astronomische Instrumente, wie sie den Portugiesen fehlten. Dem Scheik dagegen gefiel das große Admiralschiff, noch mehr Gefallen aber fand er an den Armbrüsten und Panzerhemden. In seiner Höflichkeit versprach er auch zwei Lootsen zu stellen für den Lohn von 25 Gulden und einem Scharlachkleid. Bald änderte er jedoch sein freundliches Benehmen, denn er hatte die Portugiesen für Türken gehalten. Als er daher inne wurde, daß sie Glaubensfeinde waren, gedachte er sie durch List und Verrath zu verderben. Es gab bald Händel, weshalb Gama den Hafen schnell verließ. Doch nun entwischten ihm die beiden Lootsen, und der Scheik erklärte die Portugiesen für Seeräuber. Daher rückte Gama vor die Stadt, beschoß sie und zwang die Mauren zur Flucht nach dem Festlande, die Stadt zum Frieden und zur Stellung eines andern Lootsen. Dieser aber führte die Schiffe in Untiefen und Korallenriffe, ward dafür zwar tüchtig durchgeprügelt, setzte aber seine Verrätherei fort, indem er sie nach Quiloa bringen wollte. Das Glück schützte die Portugiesen, denn widrige Winde hinderten sie am Einlaufen in den Hafen, sodaß sie weiter fahren mußten bis zur schönen Hafenstadt Mozemba, die auf einem Felsen dicht am Meere lag, aus

Digitized by Google

schönen Steinhäusern und geraden Straßen bestand und von herrlichen Gärten umgeben war.

Durch die Vorgänge in Mozambik vorsichtig gemacht, ging Gama außerhalb des Hafens vor Anker und sandte eine Gesandtschaft mit Geschenken an den König, welcher zum Empfang einen Hammel, Pomeranzen, Citronen und Zuckerrohr geschickt hatte. Der König nahm die Boten sehr freundlich auf, ließ ihnen die Stadt und die herrlichen Handelswaaren, Gewürze, edle Metalle und Elfenbein zeigen und melden, in seiner Stadt könne man die besten Einkäufe machen. Dieß bewog den Admiral, am folgenden Tage in den Hafen einzulaufen, wo ihn eine Menge von Barken mit Musik und Gesang empfingen. Als aber das Admiralschiff auf eine Sandbank gerieth und Gama zürnend die Anker auszuwerfen befahl, eilten die Boote plötzlich davon, und die Mauren, die bereits auf dem Admiralschiffe sich befanden, sprangen ins Meer, um an das Ufer zu schwimmen; denn Alle meinten, der Zorn des Admirals gelte ihnen. Auch der Lootse entwischte, und in der nächsten Nacht versuchten die Mauren, die Schiffstaue zu durchschneiden. Hierauf entfernte sich Gama und erreichte Melinde, von wo ihn ein Lootse nach Vorderindien geleitete.

Nachdem er in Indien Handelsverbindungen angeknüpft hatte, kehrte er über Melinde heim und kam nach 2 Jahren und 2 Monaten wieder in Lissabon an. Es lebten von seinen 170 Gefährten nur noch 55. Der fromme Admiral pilgerte daher nach seiner Landung nach einem Kloster in Belem, wo er neun Tage betete, und hielt dann erst seinen feierlichen Einzug in die Stadt, wo ihn der Jubel einer unabsehbaren Menschenmenge empfing. Der König ernannte ihn zum Admiral der indischen Meere, verlieh ihm den Titel Dom sammt einem Jahresgehalt von 750 Gulden und belohnte auch alle Theilnehmer dieser Weltfahrt.

VI.

Gründung portugiesischer Festen an Afrika's Ostküste.

Seitdem gingen fast jährlich Schiffe nach Indien; um diese Reisen zu sichern, mußten an Afrika's Ostküste Festungen angelegt, Besatzungen unterhalten und das Meer von Kriegsschiffen durchkreuzt werden. Zu diesem Zwecke sandte der König den tapfern und klugen Grafen von Abrantes, den Franz d'Almeida mit 22 Schiffen und 1500 Soldaten nach Indien ab (1505).

Als man vor Quiloa ankam und dasselbe mit Kanonendonner begrüßte, fiel es auf, daß man weder diese Bewillkommnung von der Stadt aus erwiederte, noch die portugiesische Fahne aufhißte, welche dem Scheik früher zu diesem Zwecke übergeben war. Die Anfrage, warum dies geschehe, ward trotzig

Digitized by Google

beantwortet, weshalb Almeida beschloß, Gewalt zu gebrauchen, um diesen Ort in Besitz zu nehmen und ihn zu einer portugiesischen Festung umzuwandeln.

Es wurden also Truppen ans Land gesetzt, welche alsbald von zwei Seiten in die Stadt eindrangen. Die Mauren wehrten sich aber herzhaft; von den platten Dächern hagelte es Steine und Pfeile, sodaß die Portugiesen Haus für Haus bis auf das Dach erstürmen mußten, ehe sie bis vor den Palast des Scheik vordrangen. Da hißte dieser die portugiesische Flagge auf und ließ um Waffenstillstand bitten. Almeida's Trompeter mußte zum Rückzug blasen, aber der Scheik benutzte diese Waffenruhe nur dazu, um zu fliehen. Da ließ Almeida die Stadt plündern, setzte den Scheik als Rebellen gegen den König von Portugal ab, ernannte einen treu ergebenen Mauren zum Scheik, erbaute binnen zwanzig Tagen ein Fort, welches er Sant Jago nannte und legte in dasselbe eine Besatzung von 150 Mann, denen er noch zwei Kriegsschiffe als Schutz beigab.

Im indischen Meere vernichtete der Admiral durch glänzende Siege die Seemacht der Mauren, ward aber plötzlich vom Kommando abberufen und fand auf dem Heimwege (1509) in Afrika ein unrühmliches Ende, wie es ihm eine indische Zauberin vorhergesagt hatte. Er wurde nämlich bei einem Streite mit Eingeborenen erschlagen und seine Leiche erst nach einigen Tagen ausgeliefert.

Während der wiederholten Fahrten hatten die Portugiesen die Gestalt und Beschaffenheit Südafrika's studirt und die Form der Südspitze ganz richtig aufgefaßt. Sie verglichen dieselbe mit einer herabhängenden linken Hand, dessen Daumen das Kap bildete, eine sandige Landzunge mit der Hochebene des Tafelberges, die sich nach der Agulhasbai etwas einwärts krümmt. Auch erfuhren sie, daß vor langen Zeiten Araber an der Ostküste eingewandert waren und dieselbe einige hundert Meilen weit beherrschten, und daß in Sofala großer Ueberfluß an Gold herrsche, welches man in den Goldbergen weiter im Lande finde. Nach diesem Goldlande suchten die Portugiesen und beauftragten den Pero da Nhaya 1508, dasselbe zu erobern und ein Fort an der Küste anzulegen. Nhaya fand dieses Land und lief in dessen Fluß ein, und da der Scheik der nahen Residenz ihn von weiterem Vordringen abmahnen ließ, fuhr er in Booten den Fluß aufwärts bis zu jener Stadt, die aus elenden Hütten bestand. Der Scheik, ein lahmer blinder Greis, gab die Erlaubniß zum Bau eines Forts, denn er rechnete darauf, daß das Fieber die unliebsamen Fremdlinge bald hinraffen werde.

Das Fort aus Holz war bald fertig, aber auch das Fieber stellte sich ein, sodaß ein großer Theil der Besatzung erkrankte. Diesen Zeitpunkt ersah ein Verwandter des Scheik, den es ärgerte, daß die Eingeborenen lieber mit den

Digitized by Google

Portugiesen, als den betrügerischen Mauren handelten. Er warb daher einen großen Haufen Kaffern und griff das Fort an, aber da hagelten Kanonenkugeln und Kartätschen in die dichten Reihen der Kaffern, daß ganze Haufen niederstürzten und die übrigen schreiend in ein Gehölz flohen. Doch auch dorthin verfolgten sie die Kugeln, schmetterten Bäume und Menschen nieder, und nun meinten die Kaffern, dies sei eine Strafe Gottes wegen ihres Undanks und ihrer Hinterlist. Sie fielen über die Mauren her, plünderten deren Wohnungen und zogen dann heim in ihr Gebiet. Die Portugiesen aber ihrerseits überfielen nun plötzlich den Scheik in seinem Palaste und tödteten ihn sammt allen Mauren, die in ihre Hände fielen, dann setzten sie dessen Sohn als Scheik ein und blieben fortan Herren des Landes, ja unternahmen sogar Züge nach dem Goldlande selbst, um sich dessen Besitz zu sichern. Dieses Reich hieß Sofala, das Delta des Zambesi, im Norden überreich an allen Producten, im Süden eine baumlose Ebene, wo Heerden von Elephanten weiden. Weiter im Lande drin erheben sich dicht bewaldete Berge mit stark bevölkerten Thälern und vielen Golddistricten.

Weiter drin im Lande fand man gewaltige Ruinen von Palästen und Thürmen mit Inschriften einer unbekannten Sprache. Die kraushaarigen schwarzen Eingeborenen lebten in elenden Holzhäusern, kleideten sich in Wollzeug, was sie selbst verfertigen, und waren als Menschenfresser gefürchtet, welche sehr tapfer kämpften, eiserne Streitäxte, Dolche, Speere und Pfeile geschickt handhabten. Vor Todten und Frauen zeigten sie große Verehrung.

Als Alfonso d'Albuquerque, der letzte Held der Glanzperiode Portugals, nach Indien segelte und das Kapland in weitem Bogen umschiffte (1506), um die Stürme zu vermeiden, fand er eine Gruppe wüster Felseninseln, welche er nach seinem Begleiter Tristan da Cunha nannte. Ein Sturm zerstreute seine Flotte, und trieb eines ihrer Schiffe an die Ostküste Madagaskar's. Die Portugiesen hatten Lust, diese Insel zu erobern, indessen der Versuch mißglückte. Hierauf beschloß der Admiral, Mozambik den Mauren zu entreißen und deren Kriegs- und Handelsschiffe vom Meere hinweg zu fegen. Dazu fand sich bald Gelegenheit. Der Scheik von Melinde hatte sich bisher immer als getreuer Freund bewährt, wenn er sein Benehmen auch nur der klugen Einsicht angepaßt hatte, daß für ihn die Freundschaft der mächtigen Fremdlinge vortheilhafter sei, als die Herrschaft arabischer Oberherrn, denen er leichter erreichbar war als den Portugiesen. Dieser Scheik von Melinde klagte, daß ihm seine mauriſchen Nachbarn Schaden zufügten, wo und wie sie könnten, weil er Freund der Portugiesen sei. Man möge ihm daher auch einmal kräftigen Beistand leisten, um seine Feinde im Zaume zu halten. Es lag im Vortheile der Portugiesen, ihrem Freunde Ansehn zu verschaffen. Man zog

Digitized by Google

daher auf Krieg aus, eroberte und zerstörte einige Küstenstädte. Bei der Plünderung schonte man weder Frauen noch Kinder und schnitt den Gefangenen Arm oder Fuß ab, um ihre Goldringe bequem abstreifen zu können.

Hierauf wandte sich die Flotte gegen die Insel Socotora, ein nördliches Eingangsthor zum indischen Meere, daher schon in den Zeiten der Phönizier und Araber eine Niederlage des Handels zwischen Afrika und Arabien. Diese unwirthliche Insel liegt in der Nähe des Kaps Gardafui (Nimm Dich in Acht), besitzt keinen Hafen und gehörte einem arabischen Scheik, welcher hier ein Fort errichtet und dasselbe mit 100 Mann besetzt hatte. Die Bewohner hielten sich im Innern der Insel fern von der Küste, wohnten in Felshöhlen, lebten elend und armselig und zählten sich zu den jacobitischen Christen.

Den Portugiesen erschien es als ein heiliges Werk, ihre Glaubensbrüder von Maurenherrschaft zu befreien, diese nahmen jedoch durchaus kein Interesse an dieser Befreiung, sondern warteten in ihren Felshöhlen ruhig ab, wie der Kampf enden werde. Der Admiral eroberte die Festung und machte sie zu einem portugiesischen Kriegsplatze, um von hier aus Arabien im Zaume zu halten.

Hiermit waren die Eroberungen der Portugiesen in Afrika zu Ende. An der Westküste nannten sie die Königreiche Angola und Benguela ihr Eigenthum, an der Ostseite Sofala, Mozambik und Quiloa. Das menschenarme Portugal konnte aber so weite Gebiete nicht besetzen. Man bezog Gold, Elfenbein und einige andere Artikel von dort, ließ aber das Land nicht durchforschen und cultiviren. Daher verlor Portugal Macht und Einfluß, die Colonien sind herabgekommen und sehr schlecht verwaltet. Den Handel brachten bald England und später auch Amerika an sich.

Digitized by Google

Erste Abtheilung.

Landschaften, Pflanzen- und Thierleben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Landschaften.

I. Die welthistorischen Inseln Südafrika's.

Das Capland umstehen in weiter Entfernung drei Inseln, die Ruinen eingestürzter Vulkane, die mit ihrem hochsteigenden Kraterrande einsam hinausschauen in das endlose, ewig bewegliche Meer. Nach Madagaskar und Australien hinüber zeigen wie Wegzeiger die drei einsamen Felsenpfeiler der kleinen Erfrischungsinseln, welche der Portugiese Tristan da Cunha fand. Nahe an 7000 Fuß steigen diese Wände eines eingestürzten Vulkans auf, als weithin sichtbare Pfadzeiger für irrende Seefahrer. In dem Cirkelrund der Hauptinsel quellen frische Bäche und spenden in der Meereswüste Indienfahrern kühlenden Trunk, wie die Quellen der Sahara den Karawanenreisenden. Ein Amerikaner nahm sie in Besitz und nannte diese 2 □M. sein Königreich; doch ward es ihm bald zu einsam, und er verließ sein Reich wieder. Als aber Napoleon auf Helena wohnte, besetzte England diese Felsenklippen, um von dort aus den Gefangenen zu überwachen. Wie man diese Besatzung wieder heim rief, hatten sich zwei Matrosen so sehr an diese Meereseinsamkeit gewöhnt, daß sie um die Erlaubniß baten, sich hier anzusiedeln. Man gestattete es, andere Europamüde gesellten sich nach und nach zu denselben, und so leben heute an 80 Menschen verschiedener Nationen in tiefer Abgeschiedenheit von der unruhigen Welt und ihrem wirren Treiben auf diesem Felsensplitter.

Auf der Westseite Südafrika's stehen zwei andere erinnerungsreiche Inseln, die Himmelfahrtsinsel „Ascension", 1 □Meile groß, näher der Küste, aber „Helena", 2 □Meilen groß, mitten im Weltmeer. Beide waren unbewohnt als vulkanische Trümmerberge, aber der Sturz der napoleonischen Weltherrschaft wirkte bis hinein in das ferne atlantische Meer. Zur weiteren Bewachung von Helena baute England ein Fort auf Ascension und unterhielt eine kleine Besatzung. Aus der kleinen Feste ward ein Städtchen Georgsstadt, wo gegenwärtig Wallfischjäger und Ostindienfahrer gern einkehren, und da

Digitized by Google

dieses Inselchen der Küste nahe liegt, so halten sich hier stets Kriegsschiffe auf, um den Sclavenhandel zu unterdrücken. An 3000 Fuß hoch ragt der Grünberg empor über die öde, lavabedeckte Insel, welche nach allen Seiten hin von tiefen Schlünden und Klüften durchrissen ist. Mehr als 50 Kraterberge steigen aus dem dürren, rothen Felsengewirr auf, welches Schwärme von Seevögeln umschwirren. Wilde Ziegen klettern verwegen auf den schroffen Klippen der Felsen umher, Schafe und Rinder weiden an zugänglichen Stellen, und drunten im Hafen wimmelt geschäftiges Menschenleben in stetem Kommen und Gehen. Aber auch ein wundersames Thier der Meerestiefe, die Riesenschildkröte, lockt es hier herauf auf den steinigen Strand, über welchen es den 5—8 Centner schweren Leib mühsam dahin schleppt, bis es von behenden Fischern überfallen und seinem modernen Beruf, „Turtelsuppe" zu spenden, zugeführt wird.

Weit draußen im Meere über 250 Meilen von Afrika, fast noch einmal so weit von Brasilien gelegen, ragt Napoleons Kerker in schauerlicher Einsamkeit hinaus in die Einförmigkeit des Weltmeeres. Steil erheben sich die Felswände der zerklüfteten Insel 600—1000 Fuß hoch. Aber die Schluchten wusch nach und nach der Regen zu fruchtbaren Thälern aus, auf der welligen Oberfläche siedelten sich Kräuter und Bäume an, genährt von Sommer- und Winterregen, und legten Europäer Weizen- und Kartoffelfelder an. Quellen sprudeln aus den Basaltmassen, wie wenn sie sich freuten, aus dem Dunkel der Felsentiefen ans Sonnenlicht gelangt zu sein, und hier und da erheben sich dunkelfarbige Kegelberge als Mahnungen an jene unermeßbare Zeit, als der Vulkan noch tobte, das Meer meilenweit in Aufruhr versetzte und am Meeresboden rüttelte, der gerade in seiner Nachbarschaft über 20,000 Fuß tief eingesunken ist. Jetzt wachsen im oberen Thale Eichen und schattige Ulmen, weiter unten stehen nordische Fichten und nubische Tamarisken neben einander, und im Thalgrunde blinken goldgelbe Orangen und Citronen aus dem Baumgezweig herab, duftet der chinesische Thee neben dem westindischen Kaffeebaum, die Ananas Jamaica's neben der schottischen Johannisbeere, gesellt sich der Apfelbaum treulich zum persischen Granatbaum, schimmern grellbunte Blumen in tropischer Fülle, singen lustige Vögel aus dichtem Felsengebüsch. In der Jakobsstadt, die sich in eine enge Felsschlucht eingezwängt hat, sodaß die Felswände drohend über der langen Straße hängen, wandern Engländer und Neger, Mulatten, Kaffern und Indier, Malaien und Kulis in bunten Trachten. Denn die Stadt ist ein Weltplatz geworden, welchen jährlich einige tausend Schiffe besuchen. Aber die Kanonen, die auf allen Höhen stehen, erinnern an die kriegerische Bedeutung der Inselfeste. Hier in der Meereseinsamkeit beschloß Napoleon seine

Digitized by Google

Tage, die er nur noch der Erinnerung an seinen verblichenen Glanz und geschwundene Größe widmen konnte. Dort oben befindet sich eine Fläche von $1^1/_2$ Stunden Umfang, über welche einzelne Wirthschaftshäuser zerstreut liegen, und wo Neger Gemüse, Obst und Getreide bauen. Mitten auf der kleinen Ebene steht das einfache Landhaus Longwood, wo der Sieger von 100 Schlachten traumversunken und grollend saß. Drunten im tiefen Thale

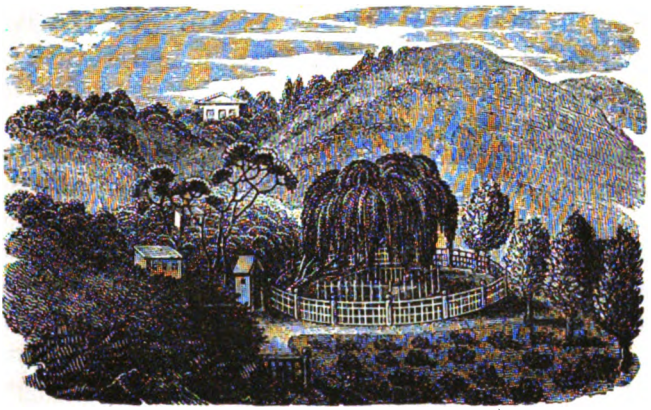


Fig. 4. Napoleons Grab.

an einem Bache, der durch wildes Gesträuch über Felsen stürzt, steht sein Grab, von Cypressen und Trauerweiden beschattet. Jetzt ist dieses weltgeschichtliche Haus ein einfaches Wirthschaftsgebäude mit Scheune und Ställen, in dem Sterbezimmer des großen Napoleon wird Korn getrocknet, und im Leichenzimmer stehen Dreschmaschinen.

II. Die Bodengestalt Südafrika's.

Afrika fällt an seinem Südende in Stufen nach dem Meere ab, steigt also von niedrigem Küstensaume in Terrassen nach dem Hochlande des Orangeflusses, etwa 5—7000 Fuß hoch, empor, um sich dann zum Becken des Ngamisee's zu senken. Die Unterlage von Urgesteinen (Gneis und Thonschiefer), auf denen Südafrika ruht, ist derartig schräg aufgerichtet, daß sich ihre Schichten mit den unteren Enden jenem Centralbecken zuneigen. Ueber diesen Gesteinsarten stand einst Meer und setzte sich Sand ab, welcher gehoben wurde, zu Sandstein erhärtete und Versteinerungen aus der Urzeit

Digitized by Google

unserer Erdfeste in sich schließt. Da nun diese Sandsteinschichten die Oberdecke der Tafelberge bilden, so muß das ganze Land von vulkanischen Kräften gehoben sein, wobei natürlich die Gesteinschichten aufgerichtet wurden und dabei Klüfte, Schluchten und Risse entstanden, wogegen Trachyte, Basalte und derlei vulkanische Gesteine emporquollen und heute noch Bergkuppen und Spaltenwände bilden, in deren Nachbarschaft man Gold und Diamanten, aber auch Steinkohlen findet.

Der Kumadansee, 2700 Fuß über dem Meere und das Mündungsbecken des aus dem Ngami abfließenden Suga, gilt für die tiefste Stelle Südafrika's. Ihr entspricht im Norden Afrika's das Becken des Tschadsee's (800 Fuß), wie der Atlas etwa den Gebirgen des Orangeflusses, die Kalahariwüste endlich der Sahara entsprechen. Dieses südafrikanische Becken umschließen ein Ost- und Weststrand, welche etwa 150 Meilen von einander entfernt liegen, verschiedene Namen tragen, überhaupt noch wenig bekannt und 5—7000 Fuß hoch sind. Der Weststrand streicht zwischen den Flüssen Kassai und Liambye nach Norden, bildet die Hochebene von Lobale und Londa, auf denen das Wasser Monate lang stehen bleibt, weil es keinen Abfluß hat, und wo vielleicht die Zambesiquellen liegen, und senkt sich endlich zum Tschadsee hinab.

Den Ostrand bilden die Quathlampa- oder Drakenberge (9000 Fuß), welche die Tafelländer der Orange- und Transvaal-Republik tragen und die der Limpopo von der Zambesi-Niederung scheidet. Die Fortsetzung dieses Ostrandes nennt man das Lupatagebirge, welches sanft nach Osten, steil nach Westen (800 Fuß) abfällt. Dem Zambesidurchbruch in den Victoriafällen entspricht auf der Westseite das weit ausgewaschene Quangothal mit seinen ausgezackten Thalwänden, worauf sich das Land in die Ebene des unteren Coanza absenkt und bis zum Congothal reicht. Den Hochländern am oberen Orange parallel erheben sich im Westen das Damaraland (6000 Fuß) und die Bergzüge des Namaqualandes.

Weil die Gesteinschichten schräg ablaufen nach dem Centralbecken, so rinnen die Wasser unterirdisch über wasserdichten Schichten dahin; es wachsen daher Gehölze und hohe Gräser der Savannen da, wo die Pflanzenwurzeln bis zu diesem Wasser reichen. Es liegen dort aber auch viel alte Flußbetten, denn wo Ameisenfresser beim Graben ihrer Höhlen Erde aufwerfen, bringen sie Muscheln zu Tage von Arten, die noch im Ngamisee leben. Oft ist der Tuffboden von einer Kalk- und Salzkruste überzogen, welche sich meilenweit ausbreitet und einem See täuschend ähnlich sieht. Diese Gesteine enthalten nur Eisen und Salz. Die Randgebirge dagegen haben Kupferlager vom Klein-Namaqualande bis Loanda, schwarzes Magneteisenerz in Angola,

Digitized by Google

Zinn, Eisen und Blei im Namaqualande, Gold und Eisen am Zambesi, und diese Goldlager scheinen einen Ring um ein großes Steinkohlenfeld zu bilden, wo man auch Diamanten, Achate und Chalcedone in Menge findet.

Im Namaqualande und Zambesigebiete giebt es viel heiße Quellen; am Zambesi fand Livingstone Wälder versteinerter Araucarien, welche jetzt gar nicht mehr dort wachsen, und Steinkohlenfelder. In Mozambik sind Erdbeben nicht selten, und im Westen bezeugt unterirdisches Rollen, daß hier unter dem Boden vulkanische Heerde verborgen liegen. Die 800 Fuß hohen Basaltberge der schwarzen Bakaahöhen umkränzen eine Kalktuffebene mit kraterähnlichen Höhlungen; auch sieht man dort säulenförmige Basalte und findet in den Felsspalten alte erkaltete Lavaströme. Nach einem heißen Tage zerspringen diese Basalte unter hellem Metallklange und lassen unter ihren Trümmern Höhlenräume frei. Da nun in der ganzen Umgegend vereinzelte halbkuglige Granitkuppen aufragen, auf denen riesige Felsblöcke ruhen, da an vielen Stellen die wellenförmige Oberdecke des Sandsteins von tiefem Sande bedeckt ist, die Schluchten der Berge voll Basalttrümmer liegen, so erkennt man daran, daß vulkanische Kraft den Boden gesprengt, die Gesteinschichten gehoben und verschoben haben. Vielleicht hat sich von hier aus Afrika gebildet. Einige Naturforscher verlegen in der That hierher die Urheimat des Menschen, der hier lebte, als Südafrika mit Madagaskar, den Sunda-Inseln und Australien sich als erstgeschaffener Erdtheil aus dem Meere gehoben hatte. Auch die seltsame Gestalt der Tafelberge und der steilen Wände der Randgebirge erklärt man durch Unterwaschung der uralten Schichten durch große Wassermassen, denen nur festere Gesteine widerstanden.

Fig. 5. Felsberg mit unterwaschenen Rändern.

Mag dem sein wie ihm will, gewiß macht uns diese Ansicht Murchisons, welcher wir in dieser Skizze folgten, viele Eigenthümlichkeiten der Oberfläche Südafrika's begreiflich. Menschen, Thiere, Pflanzen und Gebirge Südafrika's tragen heute noch einen Zuschnitt, welcher dem nahe kommt, wie ihn die ältesten Versteinerungen zeigen. Manche Sprachforscher, z. B. Bleek, deuten an, daß die gurgelnde, schnalzende Sprache der Hottentotten den Lauten der Affen am nächsten komme. Indessen ob der Affe wirklich der Urvater der Menschen sei ꝛc., das sind wissenschaftliche Spekulationen, die uns hier nichts angehen. Gegenwärtig ist das Capland bereits modernisirt und europäisirt, und dieses wollen wir nun durchwandern, weil uns die

Digitized by Google

Gegenwart näher liegt als die Vergangenheit der Millionen von Jahren, als Südafrika vom Orangehochland ab ein besonderer Erdtheil war, und über der Ngamiebene ein großes Meer stand, während ein anderes über dem Boden der Sahara fluthete.

III. Der Tafelberg.

Wie freut sich der Seefahrer, welcher wochenlang nichts als schillernde, unübersehbare Wasserfläche gesehen, wenn er am Horizont einen dunkelblauen niedrigen Würfel auftauchen sieht. Ist dies eine Wolke, fragt er den Kapitain, oder ein Berg, welcher auf dem Wasser zu schwimmen scheint? Jener Würfel, erwiedert der Kapitain, ist das Kap der guten Hoffnung, welches wir Seeleute gewöhnlich kurzweg das Kap nennen, und jener Berg der berühmte Tafelberg. Weit hinaus sichtbar den Seefahrern, steigt derselbe als Südafrika's Felsenende empor, auf beiden Seiten von einer Bucht umgeben. Höher und höher wächst der scharf umgrenzte Würfel an, je mehr das Schiff sich ihm nähert. Neben ihm tauchen noch andere Felsengebilde auf und verkünden das Dasein eines Festlandes. Dabei wechselt diese lang vorgestreckte Landzunge fortwährend die Farbe, denn sie sieht bald schwarz, bald braunroth aus, je nachdem sie von Wolken verdunkelt oder von der Sonne beschienen wird. Lenkt das Schiff in die langgestreckte, aber gegen die gefährlichen Winde ungeschützte Tafelbai ein, so sieht der Reisende die Kapberge vor sich. Denn an den Tafelberg, welcher über 3000 Fuß hoch ist, schließt sich der 2000 Fuß hohe zweigipflige Löwenberg an, der, von der Seite gesehen, einige Aehnlichkeit mit einem ruhenden Löwen haben soll. Eine breite schroffe Schlucht trennt beide. Jenes dritte Gebirgsstück, welches sich wieder mit seinen vielfach zersplitterten, ausgezackten Gipfeln über 3000 Fuß erhebt, nennt man den Teufelsberg; von ihm herab stürmen die rasenden Südostwinde, die freundliche Stadt durchtobend, ihre Straßen in dichte Wolken rothbraunen Sandstaubes hüllend und heftige Regengüsse hinab sendend in die schön gepflegten Gärten.

Schroff wie Riesenmauern einer Himmelsburg thürmen sich die Felsenmassen des Tafelberges auf und schimmern hier in der weißen Farbe des Quarzsandes, dort in der gelblichen der Thonschiefergebilde oder in der aschgrauen des Gneises, da die Schichten dieser Gesteine bandartig über einander gelagert sind. Kahl und nackt schauen diese Felswände hinab in das bunte Gewühl der Stadt, denn nur in den Schluchten grünen Farrengebüsche und Kräuter, und nur noch hier und da rettet ein dorniger Strauch auf einem

Digitized by Google

Felsengesims ein karges Leben. Schon an der Schwelle des Erdtheiles tritt dem Fremden das Ernste, Schwermüthige der südafrikanischen Landschaften in düstrer Großartigkeit entgegen, als ob die Natur empfinde, daß sie nicht zur vollen Entwicklung gelangen konnte.

Wie sich Afrika überall abschließt, so auch der Tafelberg. Das ganze 9 Meilen lange Gebirge umziehen waldige Vorhügel mit freundlichen Dörfern zwischen grünen Obstgärten. An der Stadt aber steigen seine Wände von allen Seiten schroff empor. Nur an einer Stelle hat der Regen nach und nach eine Schlucht ausgewaschen, welche ein verwegener Kletterer benutzen kann, um die tischartige Platte des Bergzuges zu besteigen. Im Zickzack ist

Fig. 6. Ravine in verwittertem Granit am Tafelberg.

die Schlucht in die kahlen Wände der Felsenmasse eingerissen. Die heftigen Regengüsse, welche zur Winterzeit fast täglich niederstürzen, furchten nicht nur die Wände der Felsenmauer aus zu kleinen Rinnen, sondern gruben sich auch in jener Spalte tiefer und tiefer. Sie lösten die Thonschichten auf und schwemmten sie fort. Dadurch verloren die Sandsteinquadern die Unterlage, so daß gewaltige Felsblöcke herabstürzten und die Schlucht mit ihren Trümmern bedeckten, dem Bache den Weg sperrend, welcher vor Zorn schäumend sich durch die Felsblöcke durchwindet, oder über sie herabstürzen muß von Felsstufe zu Felsstufe. Die festeren Granitmassen, welche den Fels durch-

Digitized by Google

ziehen, hielten länger Stand und stehen als phantastische Gebilde von den seltsamsten Formen an den Wänden der Schlucht. Befeuchtet vom Wasser, gedeihen aber auch Binsen, Orchideen, Farren und weiße Strohblumen, blüht es hier und da in allerlei Farben, lassen Pelargonien ganze Strecken dunkelroth erscheinen. Ueber diesen Blumeninseln schweben bunte Schmetterlinge, unter den Wurzeln schlagen Käfer Herberge auf, am Bache trinkt der Fasan, im Gebüsch siedeln sich kolibriartige, farbenfunkelnde Vögel (Honigsauger) an, und durch die Spalten schlüpfen bunte Eidechsen und bräunlich schillernde Schlangen, die Einöde der Felsenwildniß belebend. Von der Plat-Klippe aus, wo arme Frauen ihren Waschplatz aufschlagen, hat man durch eine breite Spalte den freien Blick über Stadt und Meer, auf den Kegel des Löwenkopfes, der sich auf der Halbinsel nach Südwesten hin ausstreckt, und auf den Tafelberg selbst.

Die Eingeborenen scheuten sich, den Tafelberg zu erklimmen, nicht so der Europäer. An grausen Abgründen hin klimmt er von Felsblock zu Felsblock, stets in Gefahr, auszugleiten auf den glatten Steinen und in die Schlucht zu stürzen, wo er dann hilflos in der Einöde umkommen muß. Der Vorsichtige meidet das lockere Steingeröll, er klimmt auf schmalem Saum von Gras und Gestrüpp aufwärts, wo er sich mit den Händen an langen Gräsern festhalten kann. Freilich wagte nicht jeder, welcher die Kapstadt besuchte, den Tafelberg zu ersteigen, um die großartige Aussicht über Land und Meer von dort aus zu genießen und den Ruhm zu erringen, Afrika's Südspitze betreten zu haben. Ganze Menschengeschlechter sind in der Kapstadt geboren und gestorben, aber selten hat einer nur den verwegenen Gedanken gefaßt, die Besteigung zu unternehmen. Einige Weltreisende beschlossen das Wagniß, und siehe, es gelang und fand nun zahlreiche Nachahmer. Hierauf ward die Platte des Berges so oft erstiegen, daß diese Bergfahrt für eine gewöhnliche Tour galt. Um derselben mehr Reiz zu geben, versuchten waghalsige Abenteurer zu Pferde die Schlucht hinauf und hinab zu reiten. Im Jahre 1800 führte dieses Wagniß ein eingeborener Holländer von Reenen aus, aber dasselbe war so groß, daß es erst 1821 der Engländer Cathcart wiederholte, ja die Gefahr noch vermehrte, indem er auch hinabritt, was viel halsbrechender ist, und seitdem haben Andere ihr Leben in die Schanze geschlagen, um sagen zu können, daß sie auf den Tafelberg hinauf geritten sind.

Wir wollen uns die Mühe des Ersteigens sparen und uns auf die Platte des Berges versetzt denken, um die großartige Aussicht zu genießen, welche sich dem Auge aus einer Höhe von 3600 Fuß dicht über dem Meere darbietet. Wohl braust und rauscht das unermeßliche Meer, wohl brandet der schäumende Wogenschlag, aber bis hinauf zur Platte dringt kein Laut.

Digitized by Google

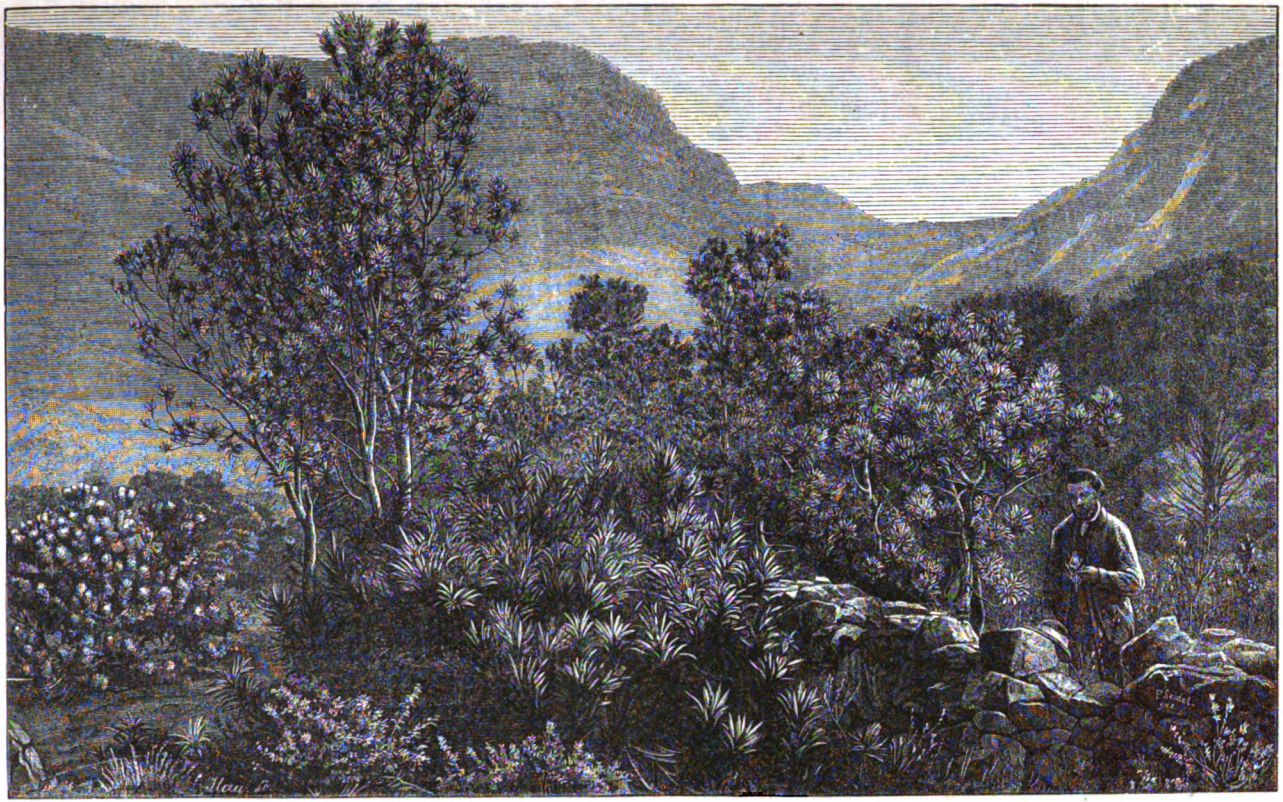
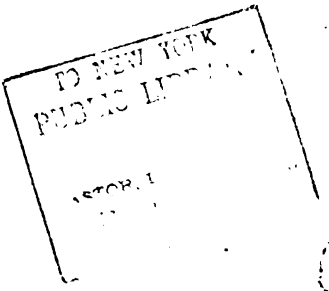


Fig. 7. Proteaceengruppe am Tafelberg.

Digitized by Google



Digitized by Google

Dem Ohr und Blicke verschwinden alle Einzelheiten zu einem unabsehbaren Ganzen, zum erhabenen Abbilde der Unendlichkeit. Ausgegossen liegt das Meer wie eine blanke Metallscheibe; wohl ziehen Schiffe auf und ab, aber sie erscheinen nicht größer als Pinguine und gleiten langsam über die glatte Fläche hin.

Wendet man den Blick dem Lande zu, so wird man durch die Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit der Landschaftsbilder überrascht, denen ein melancholischer Farbeton anhaftet, da sie in Dunkelbraun, Dunkelblau oder Schwarz schattiren und ihnen das saftige frische Grün europäischer Laubwälder oder das ernste Stahlblau unserer Nadelwaldungen, auch der zarte, mildernde Duft unserer Fernsichten fehlt. Da drunten über das Hafenufer und den Fuß der Berge liegen zerstreut die weißen Häuser der Stadt, die Villen begraben im Schatten der Cypressen, Obst- und Weidenbäume. In der Mitte ordnen sich die Häuser zu schnurgraden Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden und mit Baumreihen bepflanzt sind, um welche hier und da eine braunrothe Staubwolke emporwirbelt. Am Ufer selbst ankern Schiffe aller Formen und Staaten, da ächzen Taue und Krahne, da schreit und kommandirt es in allen Sprachen durcheinander, rasseln Packwagen ab und zu, schleppen schwarzbraune, halbnackte Malaien Gepäck von oder nach den Schiffen, da lärmt das geschäftige Treiben des Verkehrs, aber bis zum Tafelberg empor dringt kein Laut. Von der Stadt ins Innere hinein zieht sich eine schmale hügelige Fläche mit dunklen und hellen Flecken, mit Ackerstrecken und sandigen Einöden und verliert sich im Grau der Ferne, wo wie fahle Schatten sich Bergzüge erheben. Aber nirgends blitzt der helle Faden eines Stromes auf. Es ist ein eintöniges, starres, tiefernstes Bild, welches nichts hat von der Anmuth unserer lachenden Berggelände, wo sich Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen reiht. Wie eine gewaltige Coulisse stellt sich im Nordosten der steile Gebirgsklumpen des Teufelsberges vor in trostloser Dürre, zersplittert durch Regengüsse in zahllose Zacken, Zinnen und Rinnen, aber ihn umgrünt kein frischer Wald, da der trockne Sandstein kaum hier und da in einer Schlucht dorniges Gestrüpp verkümmerter Mimosen zu ernähren vermag. Dagegen hocken auf den Felsenzinnen Haufen von Lämmergeiern und anderen großen Raubvögeln, welche nach Beute ausspähen, sich zuweilen mit großem Geschrei erheben und an der Küste mit leichtem Flügelschlage hinschweben, um zu erforschen, ob ein todter Wallfisch irgend wo gestrandet oder ein sterbender Seehund ans Land getrieben ist. Auf ihrer unersteigbaren Burg kann diese Räuber Niemand stören, welche auch den Schaf- und Rinderheerden weit nachziehen ins Land und in den Jahren der Dürre, wo die Thiere zu Tausenden Hungers sterben, reiche Beute halten.

Digitized by Google

Freundlicher wird die Landschaft nach Südosten zu, wo am Fuß bewaldeter Berge die Simonsbai sich ausbreitet und an ihrem Ufer die stattlichen Arsenale des Kriegshafens sich erheben, welcher ruhigeres Wasser hat als die offene Tafelbai. Dort weiter nach Osten beginnen Weinberge und verkünden die Nähe Constantia's, und zieht sich das Land in weitgeschweiftem Bogen weit hinaus nach Süden und Osten. Nur hier und da glitzert zwischen Hügelreihen ein Stück Meer herauf aus duftiger tiefer Ferne.

Beim Hinabklimmen vom Tafelberge bemerkt man hier und da Proteaceensträucher mit kleinen silberweiß glänzenden Blättern und honigreichen Blumen, umflattert von den winzig kleinen Honigsaugern, welche in Afrika die Stelle der Colibri's vertreten. Dazwischen fliegt ein kleiner goldgrüner Kuckuck auf wie ein fliegendes Blumenblatt, aber nirgends vernimmt man einen Vogelgesang. Die kleinen Buntröcke versuchen wohl zwei bis drei Töne, dann aber brechen sie ab, als ob sie über ihre eigene Kühnheit erschrocken wären. Sie haben gegen die melodische Stimme ihrer nordischen Verwandten die Pracht ihres bunt schillernden Gefieders eingetauscht. Denn selbst die bunten Finken, welche die Ufergebüsche des Binnenlandes beleben, wagen nur zuweilen einen Schrei.

Der Botaniker findet auf der Bergplatte manche seltene Pflanze; dem Städter ist sie ein Wetterzeichen, denn wenn ein dunstreicher Südost weht, hüllt er das Blau des Himmels in schwere Wolkenballen, die in blendend weißer Farbe glänzen und wie ein weißer Strom über die Bergplatte fließen, um am Ende gleich einem Wasserfall in die Schluchten zu stürzen, und dann in der Mitte des Falles zu verschwinden. Man nennt diesen Wolkenstrom das Tafeltuch und kann bei seinem Erscheinen ziemlich sicher auf Regen rechnen.

Ist dieser reichlich gefallen, dann grünt und blüht es in den Rissen und auf den Zinnen des Berges; denn es erwachen die farbenbunten Haidesträucher, Pelargonien, Lilien und Tulpen, welche hier wild wachsen, in herrlicher Farbenpracht, aber in wenig Wochen ist alles wieder verdorrt und dick bestaubt. Einen frischen Rasen, eine blumige Wiese findet man nirgends, nur steten Wechsel von Ueberfülle und Armuth, und so prächtig die Blumen sind, so fehlt ihnen doch der Duft.

IV. Die Kapstadt.

Der Eindruck, welchen die Kapstadt auf den Reisenden macht, ist ein überraschender. Die Schiffe segeln an der öden Sandinsel Robben Island vorüber, wo man die gefangenen Häuptlinge, welche ihr Recht und Vater-

Digitized by Google

land vertheidigten, in Haft hielt. Ein wenig weiter nach Süden, an sandiger Küste entlang fahrend, wird man plötzlich von dem Anblick einer großen Stadt

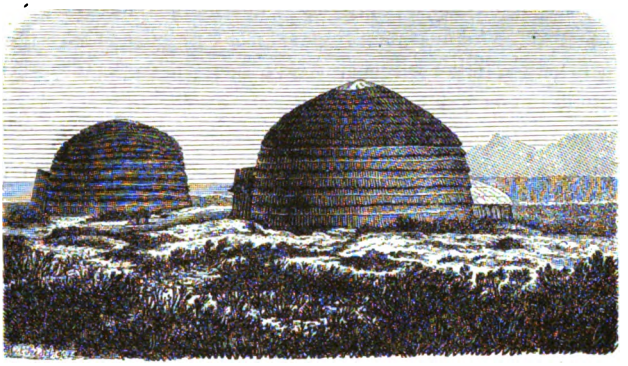


Fig. 8. Kaffernhütten auf Robben Island.

überrascht. Nach Norden zieht sich flache Strandwüste weit hinaus in unabsehbare Ferne, nach Süden zu tobt die Brandung an dem Fuße einer ungeheueren Felsmasse, und an diese pflanzenarme Steinwand hat sich eine

Fig. 9. Aussicht von Plat-Klipe auf Cape-Town und die Bay, im Hintergrunde die nach Norden verlaufende Westküste von Afrika.

große Stadt angeklammert, deren weißschimmernde Straßenreihen sich scharf von den schwarzgrauen Bergen des Hintergrundes abheben.

Digitized by Google

Vom Hafen führt uns die Gouvernementsstraße, welche prächtige Eichenalleen beschatten und stattliche öffentliche Gebäude schmücken, in die Stadt, deren breite, gerade, rechtwinkelige Straßen wir schon erwähnten. Wir schreiten an schönen Läden, modernen Hotels vorüber und sehen dann in der stillen innern Stadt viel Häuser altholländischer Bauart. Die Engländer bauen nämlich ihre mehrstöckigen Häuser mit der breiten Front an der Straße auf, wogegen das einstöckige holländische Haus derselben die Giebelseite zukehrt. Das englische Haus hat ein plattes Dach, das holländische ein hochgiebliges. Die großen Fenster desselben sind mit kleinen Glasscheiben gefüllt, am Giebel und über dem Thore ist altmodisches Schnörkelwerk angebracht. Nirgends fehlt die Aufgangstreppe und die weinumrankte Terrasse oder Stoep. Hier verbringt unter der Veranda die Familie die kühlen Abende. Der Hausherr raucht sein Pfeifchen, die Mutter füllt die blanke Kanne mit Thee, die Töchter stricken, und die Knaben tummeln sich im Garten. Einen solchen findet man an jedem Hause, und er wird ganz besonders gepflegt. Eine Hecke von Euphorbien umschließt den Obstgarten; Mimosen, Akazien und Myrthen schützen gegen den gefährlichen Südostwind. An den Spalieren reifen die Loquatäpfel, die büschelförmig zusammensitzen, darunter äugeln Guavefrüchte hervor, und neben Orangen schimmert die rothe Frucht des Daturastrauches oder der Kaffernpflaume.

Die Zierde des Gartens sind die Blumenbeete. „Aus dunklem Laube hängen tiefrothe Blumen herab neben lilienweißen Glocken. Hier duften auf freier Terrasse Geranien, von Cactus oder Zwergpalmen überragt, dort weht der ungeheuere Besen eines gigantischen Ginsters. Daneben breitet der Gummibaum seine schimmernden blaugrünen Blätter aus oder entfaltet ein Brodbaum seine langen Fächer und wetteifert an Schönheit mit der Dattelpalme, die ihre feingefiederten Blattwedel tief hineintaucht in die blaue Luft. Um die dickbelaubte Korkeiche winden sich die Blüthenranken üppiger Schlingpflanzen, und wie ein ernster Gedanke steht daneben die düstre Cypresse und die schottische Fichte. Diese wagt sich hinaus auf die Straße und umkränzt mit ihren dunklen Reihen den Paradeplatz, wie wenn nordischer Ernst mahnend einträte in die leichtfertige Ueppigkeit des tropischen Lebens."

Wandern wir weiter, so begegnen uns hier schwarze und gelbbraune Menschen in europäischer Kleidung, hagre Engländer mit langem Gesicht und dicke Holländer mit Vollmondsantlitz, dort schwerfällige Ochsenwagen, an denen Reiter und Karossen vorüberfliegen.

Im Weitergehen belästigt uns der Staub, der von den rothen ungepflasterten Trottoirs und Straßen aufsteigt, nicht weniger die heiße Luft, derentwegen man sich allgemein weiß kleidet und während der heißen Tages-

Digitized by Google

stunden im Zimmer hinter verhängten Fenstern verborgen hält. Hat es geregnet, so stehen die Straßen voll Lachen, bei Trockenheit wirbelt Staub auf, der in die Kaufläden und die Zimmer dringt, und die Möbel daher krustenartig überzieht. In der Mitte der Straße läuft eine Rinne entlang, deren Wasser die Straßen reinigt, wo sich aber auch viel Unrath aufhäuft und die Luft verpestet. Wer es daher möglich machen kann, verbringt den Sommer auf dem Landhause in Green Point an der Küste oder in Wynberg, Rondebosch oder Stellenbosch. Um so schlimmer sind die Bewohner der Armenquartiere daran, welche an sich übervölkert sind und offne Abzugsgräben haben, deren Ausdünstung die Luft so ungesund macht, daß in der Kapstadt noch einmal soviel Menschen sterben als in London.

An den Merkwürdigkeiten der Stadt hat man sich bald satt gesehen, was aber die Neuangekommenen interessirt, das sind die eigenthümliche Färbung des südafrikanischen Himmels und das Klima. Zunächst fällt der goldne Glanz auf, mit welchem die Sterne im tiefen Schwarzblau des Nachthimmels leuchten. Dann werden wir die Hitze nicht übermäßig finden, weil Seewinde die Luft feucht erhalten und des Nachts bei wolkenlosem Himmel reichlicher Thau fällt. Die größte Winterkälte herrscht im Juni, aber dann giebt es statt des Schnees nur Regen. Auf den nächsten Bergen bleibt der Schnee kaum einen Tag liegen, in den hohen Gebirgen dagegen liegt er oft einige Fuß hoch. Ende März kündigen heftige Nordwestwinde den Herbst an und überdecken den Himmel mit dichten Wolken, welche sich in furchtbaren Gewittern entladen. Dann rollen die Donner unaufhörlich und hallen schauerlich von den Bergen zurück, und zugleich stürzen rauschende Regen nieder, die aber bald vorüber sind. Im April und Mai jedoch regnet es öfter und länger, und im Juni gießt es zuweilen acht Tage lang unaufhörlich vom Himmel nieder. Indessen vergehen auch manchmal Jahre, ohne daß ausreichender oder überhaupt nur Regen fällt.

Oeffentliche Vergnügen außer Gartenconcerten europäischer Art darf man in der Kapstadt nicht erwarten. Der Bewohner derselben ist durch und durch Geschäftsmann und strenger Calvinist. Nur die Farbigen überlassen sich frohem Lebensgenuß in geselligen Kreisen; der ehrbare Bürger dagegen besucht kein Wirthshaus, sondern lebt nur in der Familie, liest Zeitungen, welche durchschnittlich nur Verkaufsanzeigen und Stadtklatsch enthalten, und besucht fleißig die Erbauungs- und Betstunden. Nur zwei Erholungen sind ihm erlaubt: das Reiten und der Besuch der Auctionen. In der Kapstadt reitet, wer nur kann; Jung und Alt, Mann und Frau, Farbiger und Weißer, Schulknaben und Schulmädchen sitzen keck zu Pferde und galoppiren staubaufwirbelnd durch die Straßen. Junge Herren machen zu Pferde Fenster-

Digitized by Google

parade, jagen bald im sausenden Galopp vorüber, bald im zierlichen Trippelschritt, lassen das Pferd sich bäumen oder courbettiren, winden sich behend durch einen Trupp entgegenkommender Reiter oder umkreisen galant reitende Damen. Weil aber jeder anständige Mensch in der Kapstadt stets einen Regenschirm bei sich führt, so trägt auch der Reiter diesen Ballast unter dem Arme oder ausgespannt über dem Cylinder.

Versteigerungen giebt es alle Tage. In den Kaufläden verkauft man nur das Nothwendigste für den Tagesgebrauch, alles Andere ersteht man auf Versteigerungen. Es giebt nichts, was nicht versteigert würde. Tausend Kleinigkeiten befinden sich auf steter Wanderung. Da verkauft man Bücher, Gemälde, Pianofortes, Uhren, Möbel, Tabak, Ausfuhrartikel, Cognac, Pillen, Modewaaren, Brillen, Landkarten u. dergl., nicht um sie zu behalten und zu benutzen, sondern um sie wieder zu verkaufen. Schuhflicker und Arzt, Kaufmann und Speculant, alles handelt, schachert, feilscht und sitzt stundenlang in den Versteigerungshallen, um den Anpreisungen des Ausbieters zuzuhören, allerlei Dinge zu besehen, zu betasten, weil sie verkäuflich sind, zu bieten und zu erstehen. Dabei herrscht die löbliche Gewohnheit, daß man die erstandenen Sachen ohne Weiteres mit nach Hause nehmen darf, wenn man Namen und Wohnung genannt hat, und erst später wird das Geld eincassirt. Tag für Tag werden am Paradeplatze solche öffentliche Verkäufe abgehalten, und hier spielen jene schlechten Waaren die Hauptrolle, welche England massenweise als Ausfuhrartikel fabricirt. Edlere Waaren, wie Bücher, Schmuck, Modewaaren, werden in Abend-Auctionen verkauft, wo sich die feine Welt zusammenfindet und an diesem Lotteriespiele des Bietens, Steigerns und Zuschlagens eine beliebte Unterhaltung findet. Man kauft Bücher nicht, um sie zu lesen, sondern weil sie in Goldschnitt gebunden und mit Bildern versehen sind, so daß sie den Visitentisch schmücken können. Künstlerische Unterhaltung liebt man in der Kapstadt nicht.

V. Die unteren Terrassen des Kaplandes.

Die Küstenterrasse des Kaplandes, welche sich im Süden als der seichte Meeresboden der Aghalhusbai fortsetzt, ist 2—15 Meilen breit und steigt 2—300 Fuß über das Meer empor. Ganz einsam erhebt sich an der Südwestecke des Landes das $1\frac{1}{2}$ Meilen breite und 9 Meilen lange Tafelgebirge, auf der Ebene selbst wechseln fruchtbare Strecken thonigen Bodens mit schilfigen Sümpfen und öden Sandfeldern, wo oft ein Mimosenbaum das Merkzeichen der Umgegend wird. Hinter dieser Ebene steigt der steile,

Digitized by Google

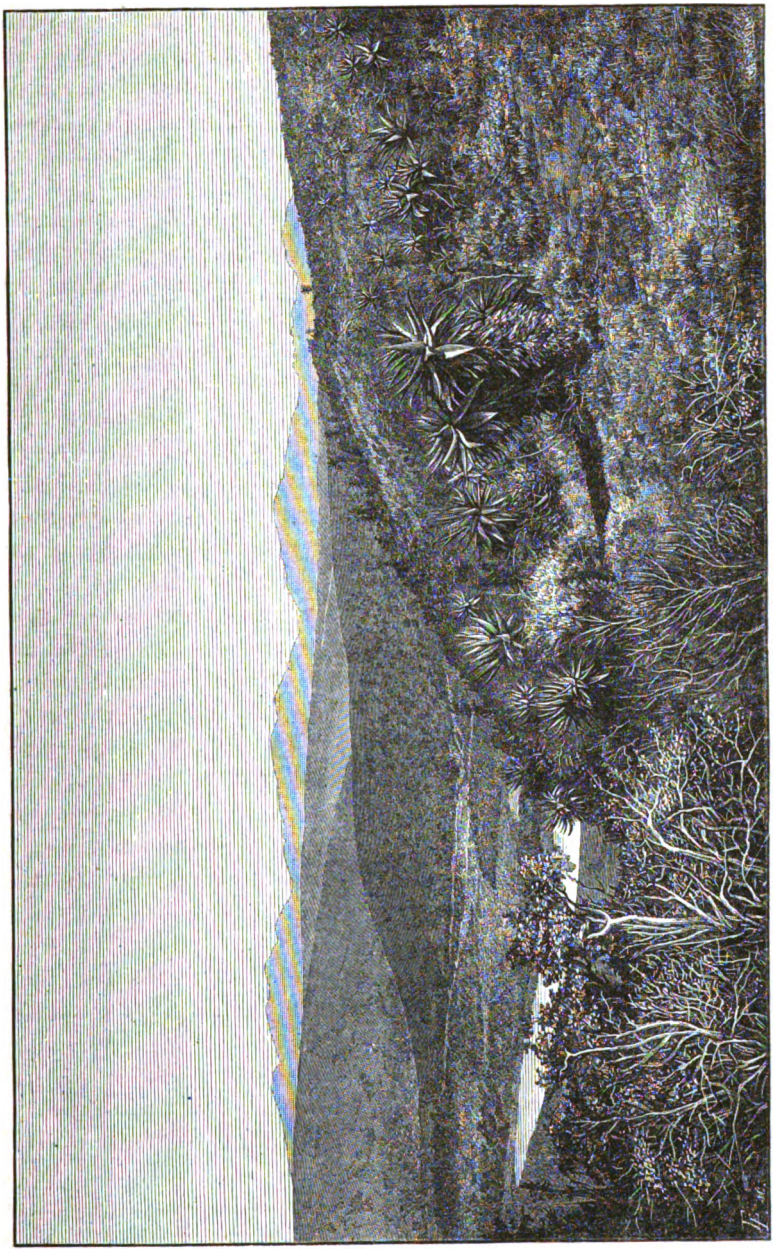
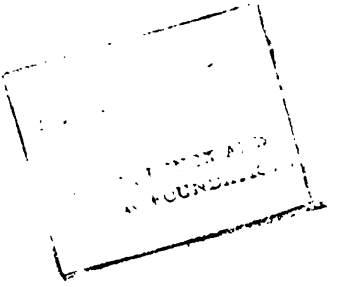


Fig. 10. Gaurik-River.

Digitized by Google



Digitized by Google

kluftenreiche Rand der zweiten Terrasse empor, welche die 12 Meilen langen Schwarzen Berge umschlingen, bis Uitenhage vordringen, dort den Cockscomb Pik 4000 Fuß als Merkzeichen für Seefahrer aufthürmen und als Sauer-Gebirge (Zuuregebirge) bis Grahamstown ziehen. Nach Norden zu zweigen sich die Khamiesgebirge ab, wogegen die Zwellendamer und Oulinquaberge im Westen am tief eingesenkten Kannaland hinstreichen. Das 40 Meilen lange, tiefe Thal der langen Kloof trennt diese Gebirgswälle von der Karroo (Karru), d. h. der Hochfläche der zweiten Terrasse. Gegen Südwesten hin bilden die Drakensteiner und Stollenboscher Berge, sowie Hottentotts Holland romantische Berglandschaften und enden mit dem Vorgebirge Hongklip an der Muschelbai (Mosselbai), in deren Nähe in tiefem Waldthale der Gauritzrivier dahinzieht, wo baumartige Aloe aus hohem Grase emporwachsen. In straffer Linie schwingt sich der buchtenarme Küstenrand um die Südspitze des Festlandes. Eine heftige Strömung umzieht wie ein abwehrender Wall die Gestade, an welchem das Meer so heftig brandet, daß in manchen Buchten nicht einmal ein Boot landen kann. Als flacher öder Saum mit Dünen, Felsenklippen und Haiden dehnt sich die Westküste bis zum Orangefluß und zur Wallfischbai aus, auf welcher die Namaqua ein kümmerliches Leben führen. Hier gründeten in wasserreichen Thälern Missionare Niederlassungen und versuchte man sogar Bergbau.

Den größten Theil der unteren Terrasse bedecken die Cape-flats, trostlose Flächen hochaufgeschichteten beweglichen Sandes, mit welchem die Küstenwinde ihr tolles Spiel treiben. Da gedeihen nur hier und da kleine Colonien von Haidegräsern, und nur, wo ein Bach von den Bergen niederrieselt, wachsen Silberbäume, Platanen und Eichen, schwärmen Kaffernfinken umher, wiegt sich der Goldkuckuck auf schlankem Mimosenzweige. Fließt der Bach reichlicher und das ganze Jahr hindurch, so umgrünen ihn Wiesen, und legt der Bauer Weizenfelder und Obstgärten an, wo neben südeuropäischen Fruchtbäumen Bananen und breitblättrige tropische Gewächse gedeihen, unter deren Schatten dann auch der Kaufmann sein Landhaus errichtet. Draußen auf den Hügeln weiden stattliche Milchkühe, feinwollige Schafe und kräftige Pferde. Auf solchen Oasen liegen die vielbesuchten Dörfer der Kapstadt, liebliche Hügel und Kulturlandschaften mit Weizenfeldern und Weinbergen, bebuschten Hügeln und rauschenden Bächen. In dichtes Gehölz von Garten- und Schattenbäumen versteckt liegt Stellenbosch am Fuße eines bebuschten Hügels, wogegen die Häuser Paarls (Perle) am Fuße einer Granitmasse zerstreut in einem Eichenforste stehen, umgeben von Gärten und Weinbergen. In den reizenden Thälern des Drakensteins endlich dehnen sich stundenweit die Weinberge Konstantia's aus, reiht sich ein stattliches Landhaus an das andere. Nicht

Digitized by Google

minder anmuthig liegen die gartenreichen Ortschaften Zwellendam und Worcester jenseits einer pfadlosen Haide im Gebirgsthal, auf dessen öden Felsenrändern sich Paviane herumtreiben und zuweilen die Apfelsinen- und Aprikosenplantagen der Bauern besuchen.

Ganz andere Landschaftsbilder bietet die Südküste. An der felsigen Bai überziehen blendendweiße Helichrysen in solcher Menge die Flächen zwischen den Felsen, daß diese einem Schneefelde gleichen, wogegen andere Flächen in goldfarbenem und rothem Blumenschmucke prangen. Hier und da steht zwischen Eichen und Obstbäumen ein einsames Gehöft und schwärmen in den Büschen Schaaren von Paradiesfinken, deren lange Schwanzfedern beim Fliegen einem Pfeile gleichen. Drüben aber in den Felsschluchten hausen Paviane und plündern wohl des Bauern Weingarten, der sie dann aus Rache mit einem aufgehängten Maiskolben in einen Käfig mit einer Fallthüre lockt. Abschreckend aber ist der Blick in die schauerlich engen Schluchten der braun- oder rothschillernden Felsen, welche von weißen Quarzadern durchzogen werden, und wo nur vereinsamte Aloe oder Sellerieſtauden wachsen.

An der Muschelbai, ihren Sanddünen und myrthengrünen Hügeln erhebt sich schroff ein Fels, der unter den Fußtritten wie Glasscherben klingt und auf der vorspringenden Ecke einen Leuchtthurm trägt, während drunten die Brandung an den Klippen tost. Hier schwingen sich silberweiße Möven kreischend über den Wogen, dort stehen träge Pinguine aufgerichtet auf schaumtriefenden Klippen und starren in die ewig brodelnde Brandung hinab. Drüben am Gebüsch des Ufers schleichen Ichneumons durchs Dickicht, und auf sonnigen Felsklippen huschen Klippdachse hin und her. Hinter der Bai steht ein Cactuswäldchen, dessen seltsam gestaltete Gewächse an 20 Fuß hoch werden; in der Bai selbst aber führen die Wellen ihre Zerstörungswerke am Ufer aus. Bereits brachen sie hier und da Bresche, Felsblöcke stürzten nieder, da die Felswand unterhöhlt ward, und bereits schimmern zwischen Klippen und Blöcken weite Wasserbecken als friedliche Besatzung der Felsenburg.

In dem berg- und waldreichen District George besuchen Naturfreunde die lange Höhle der van Zylshalle im Schwarzberge, eine Reihe von Gemächern voll wundersamer Stalaktitengebilde, aber auch voll Fledermäuse und Schlangen. Mitten im Gebirge in tiefer Waldeinsamkeit liegt der Neisna- (Nysna-) See eingesenkt, welchen riesige Gelb- und Stinkholzbäume und hochgeschossene Mimosen beschatten, allerlei Wild umschwärmt, während Baumschlangen die Bäume erklettern nach bunten Finken und Colibriarten, und die 12 Fuß lange Cobraschlange sich durch das Gras windet.

In diesem District liegt der schauerliche Montagupaß, welcher bei Blanko

Digitized by Google

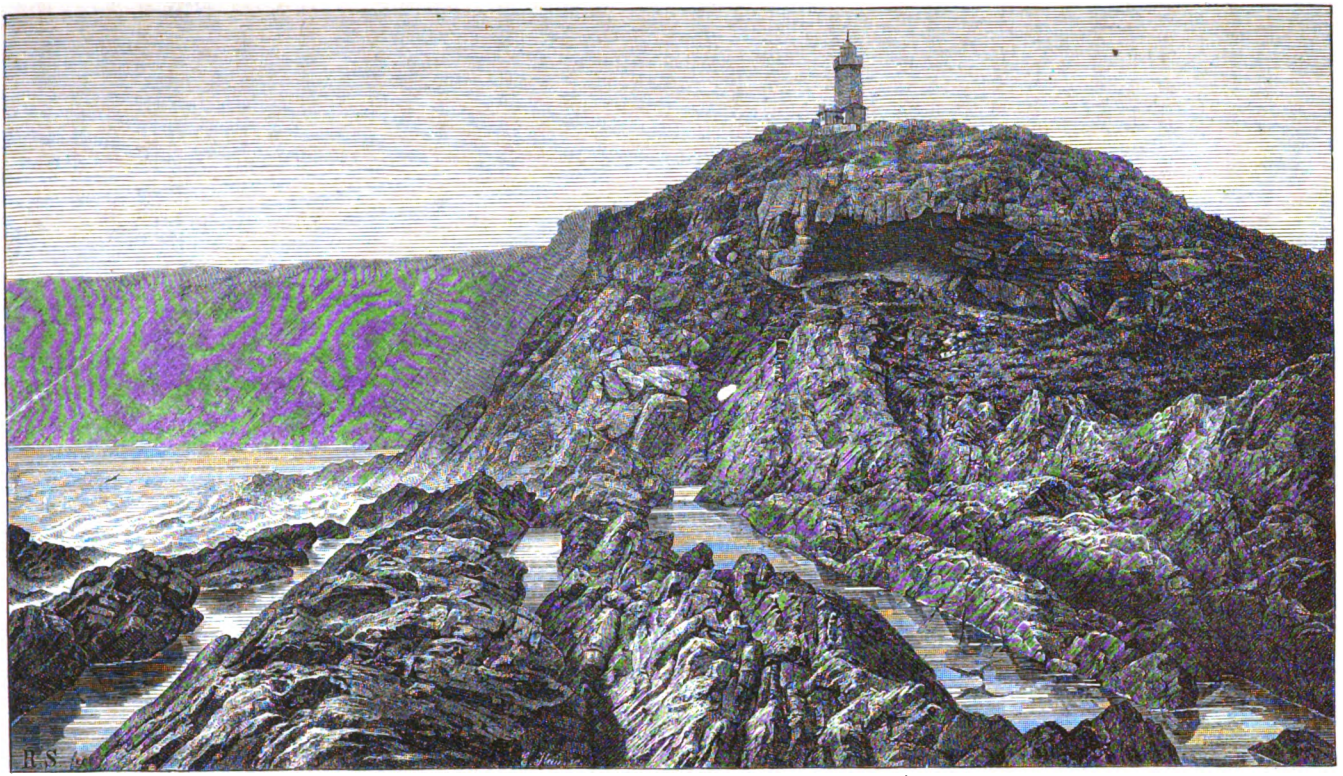


Fig. 11. Leuchtthurm von Mossel-Bay.

Digitized by Google

Digitized by Google

beginnt und sich in vielfachen Krümmungen und grausen Engen an 3000 Fuß hoch zu der Karroo durch das ganze Gebirge emporwindet. Nackte, senkrecht abfallende Felsen engen ihn ein, sodaß neben dem rauschend dahinschießenden Flüßchen nur ein schmaler Weg übrig bleibt. Lange reist man im Schatten der Schlucht, ohne daß eine Pflanze sichtbar wird; doch von Zeit zu Zeit erweitert sich dieselbe, ihre Wände dachen sich sanft ab und bekleiden sich mit

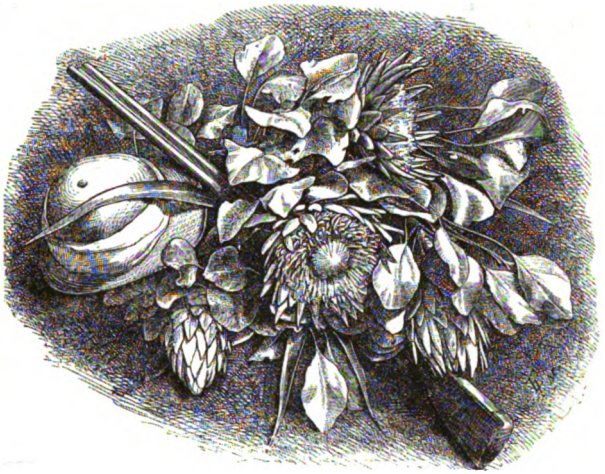


Fig. 12. **Protea cynaroides.**

Bäumen, Gebüschen und üppigen Farrenkräutern. Dazwischen erhebt sich hier und da auf niedrigem Stengel die rothe Blume der Protea cynaroides, welche einen Fuß Durchmesser hat und weißbehaarte Schuppen trägt. Droben auf der Paßhöhe gewinnt man eine großartige Aussicht über das flache Land bis hinaus zum schimmernden Meere, aber auch einen Einblick in die Felsenwildnisse des Gebirges. Noch öder und wilder ist der Weg hinab nach Oudtshoorn, wo man nichts wie kahle Felswände, zertrümmerte Klippen und überhängende Felsgesimse sieht, dazwischen aber auch ganze Strecken bedeckt von weißem, hell- oder brennendrothem Wathonien.

Berühmt ist endlich die wilde enge Schlucht der Kneisnaberge, welche man Karzmans Gat nennt. Steil senkt sich der Weg hinab in die Tiefe bis zum Flußufer, um auf der anderen Seite ebenso steil wieder empor zu steigen. Bäche stürzen aus Seitenthälern in Wasserfällen nieder nach dem Engpaß, droben aber beugen sich gewaltige Bäume, von unten bis oben mit grünen Flechten behangen, von der Felsenstirn über die Schlucht und spiegeln sich auf dem schnell dahinfließenden Flusse. Auf allen Klippen wuchert Mimosengebüsch, und durch eine Spalte des Thales schauen aus der Ferne nebelgraue

Digitized by Google

Felsgruppen herein. Auf den Sandbänken des Flusses sitzen Massen von Wasservögeln, auf den Bäumen bunte Papageien und Tauben, über denen der Falke lauernd schwebt. Von den Felsenklippen aber tönt das heisere Gebell der Paviane herüber, und dazwischen braust der Witte-Elsfluß, der von kahler Höhe in die dunkle Tiefe eines binsenbewachsenen Abgrundes niederstürzt, wo

Fig. 13. Farrenkräuter in der Schlucht des Witte-Els Rivier.

die niedergerissenen Bäume wirr durch einander liegen und auf ihnen üppige Waldungen von Farrenkräutern wuchern und Landschildkröten sich schwerfällig dahin schleppen.

Als tief eingeschnittener Felsweg führt die lange Kluft durch den Knysna-Urwald. Ueber 100 Fuß hoch steigen die kolossalen Stämme des Gelbholzes in derselben auf, an Umfang unsere stärksten Eichen übertreffend. Daneben stehen zierliche Keurbäume, Eisen- und Stinkholz, und Lianen spannen von Baum zu Baum ihre Guirlanden aus. In den Tiefen des Waldes treiben sich Trupps von Elephanten umher, oder tönt der melodische Ruf des pirolartigen Bakbakiri. Durch diese schauerliche Schlucht rauscht in Wasserfällen ein Bergbach, der von jenen morastigen Einsenkungen der sogenannten Durchschläge herabrinnt, wo Sumpfpflanzen in solcher Menge wachsen, daß der unkundige Reisende mit Ochsen und Wagen versinkt, wenn er von dem kaum sichtbaren Gleise abweicht. Dieser Weg führt jenseit des Waldes über baumlose Fläche nach Port Elisabeth und den Dünen und Sandhügeln der Algoabai. An deren Ufer ziehen sich Niederlagen hin, und in der eine halbe Stunde langen Mainestraße, wo sich Kaufladen an Kaufladen reiht, halten die langen

Digitized by Google

Reihen der Ochsenwagen mit hochaufgethürmten Wollballen. Die wachsende Stadt zieht sich den Hügel hinauf, denn sie ist der Hauptmarkt des Diamantenhandels, hat Börsen und Zeitungen und in den nahe wohnenden Fingus kräftige Arbeiter.

Fig. 14. Südafrikanischer Urwald (Knysna Forest).

Etwa 20 Meilen weiter erreicht man das freundliche Städtchen Grahamstown, dessen breite Straßen mit großen schiefergedeckten Häusern sich zwischen Gärten und Gummibaumhainen hinziehen. Von Naturforschern viel besucht sind die Amsterdam-Flats am Wege nach der Stadt, auf denen man alle Thiere Südafrika's findet, und wo in den Schluchten des Gebirges die Wolfsmilchspflanzen (Euphorbien) so hoch wie Bäume wachsen. Denn den ganzen Bezirk Uitenhage füllt, wenn man die dürre Küstenebene abrechnet, thierreiche Gebirgswildniß, wo der Mensch für seine Heerden und Saaten nur wenige geeignete Stellen findet. Drinnen im dichten Walde bergen sich Elephant und Büffel, in den niedrigen Gehölzen suchen Hasen und kleine Antilopen eine Zuflucht vor Hyänen und Falken. Steppen- und Rebhühner treiben sich in den Waldlichtungen umher, wogegen das Vorgehölz des Waldes von Fasanen bewohnt wird. Wo der Wald, dessen fleischige Speckbaumblätter eine Lieblingsnahrung des Elephanten sind, aufhört, dehnen sich unabsehbare Gras-

Digitized by Google

steppen über das wellige Land aus, und hier und da ragt ein Dornbusch oder eine verkümmerte Mimose empor, unter der bedächtig der Nashornvogel hinschreitet. Doch geben die zerstreut liegenden vereinzelten Gehölze von Gelbholz und Keurbaum der Gegend ein parkartiges Ansehen, sodaß man einen großen Wald zu erblicken glaubt.

In den wasserarmen Steppenbezirken Sommerset und Graaf Reinet nähren sich selbst Gazellen und Antilopen nur kümmerlich, und die wenigen Ansiedler müssen in Gruben mühsam ihren Wasserbedarf ansammeln. Doch bietet die salzhaltige Karoostaude den Schaafen sehr gute Weide. In diesem dürren Lande liegt das Städtchen Graaf Reinet, „der Juwel der Wüste" und

Fig. 15. Baumförmige Euphorbiaceen bei Grahams-Town.

nächst der Kapstadt die älteste Stadt der Kolonie. In einem tiefen Thale am Fuße des Schneeberges am Zogdogflusse sieht man seine rechtwinklich sich kreuzenden Straßen und Steinhäuser altholländischer Bauart. Jedes Haus umgrünt ein Garten mit Citronen, Orangen und Ceilonbäumen, vor den reich ausgestatteten Läden und den Veranden duften Oleanderbäume und Akazien, welche auch als Allee-Bäume die Straße beschatten. Doch vor den Thoren dieser Gartenstadt beginnt wieder die Steppe. Nur etwa aller drei Meilen findet man das scheunenartige Haus eines holländischen Viehzüchters und erst jenseits der Gebirge wieder ein Dorf, Kolesberg, wo Bauern und Kaffern Felle, Straußfedern und Wolle gegen Messer, Waffen und Wolldecken umtauschen. Hier erheben sich in der einförmigen Ebene seltsame Bergformen: Tafelberge, kolossale Würfel und spitze Kegelberge.

Digitized by Google

Das wildromantische Albany, von Schotten colonisirt, enthält herrliche Weiden für Rinder und Schaafe, liebliche Hügel, aber auch Waldwildniß am großen Fischfluß. Das Gebirge ist ein Gewirr von engen Schluchten, steilen Abstürzen und undurchdringlichem Dorngestrüpp. Da wachsen Wolfmilchsbäume 50 Fuß hoch empor mit ihren armleuchterartigen Zweigen, kurzstämmige Zamien mit palmartigen Blättern, Aloe und Strelitzien baumhoch. Diese Bäume sind so saftreich, daß sie dem Feuer widerstehen, und bilden so starkes zähes Unterholz, daß man sich mit dem Beile Bahn hauen muß. Nur der Kaffer versteht es, sich durch diese Dornenwildniß mit heiler Haut hindurch zu winden.

VI. Die Karroo (Karru).

Nördlich von der unteren Terrasse des Kaplandes steigen rothgraue Sandsteinmassen wie eine Festungsmauer fast senkrecht 4—5000 Fuß empor als das öde Randgebirge der Karroo. Hier und da klafft eine Schlucht mit kahlen Wänden jäh hinab und bietet ein Eingangsthor von schlundartiger Enge, dessen Boden wirres Steingeröll bedeckt, über welches sich der Ochsenwagen des Reisenden zu der Grasfläche der Karroo emporarbeiten muß. Ringsum öde, schauerliche Steinwildniß der Schwarzen Berge; ringsum plumpe Felsklumpen, flach abgeschnittene Bergstumpfe, vom Regen und Gewittern ausgefurchte Rinnen an den Seiten der grauen Gebirgsrücken.

Hat man diesen Bergwall erstiegen, so steigt man in eine unabsehbare Ebene von 1500 Quadratmeilen hinab, auf welcher nur vereinzelte Klippenreihen oder tafelförmige Bergstümpfe rothgrauen Sandsteins sichtbar werden. Weit und breit ist kein Baum, kein Strauch, kein Haus zu sehen, sondern nur Gras, welches dem rothen Sandboden entsprießt, noch viel seltener ist ein lebendiger, andauernder Bach. Dies ist die menschenarme Einöde der großen Karroo. Nach dem Winterregen ist dieselbe ein Blumengarten voll Lilien, Narzissen, Tulpen und anderen Zwiebelgewächsen oder ein wogendes Grasmeer, welches die zahllosen Heerden der Antilopen, Quaggas, Strauße und Giraffen durchziehen, denen wieder gefräßige Raubthiere nachschleichen. Dann treibt auch der Bauer der angrenzenden Bergbezirke seine Schaaf- und Rinder-Heerden

Fig. 16. Bergformen in der Karroo.

Digitized by Google

herbei, damit sie sich an der reichen Weide pflegen. Ueberall herrscht Fülle und Lebenslust, hüpfen und springen Thierheerden, wandern Trappen und andere Erdvögel in Zügen durch das Gras, umschwebt von beutegierigen Geiern und Adlern. Doch nach wenigen Wochen verwandelt die heiße Sonne den Blumengarten in eine dürre Einöde. Die Halme vertrocknen und werden hart wie Holz, der Boden verliert alle Feuchtigkeit, nimmt die Härte einer Steinplatte an und reißt in tiefen Spalten auf. Da wandern die Thiere

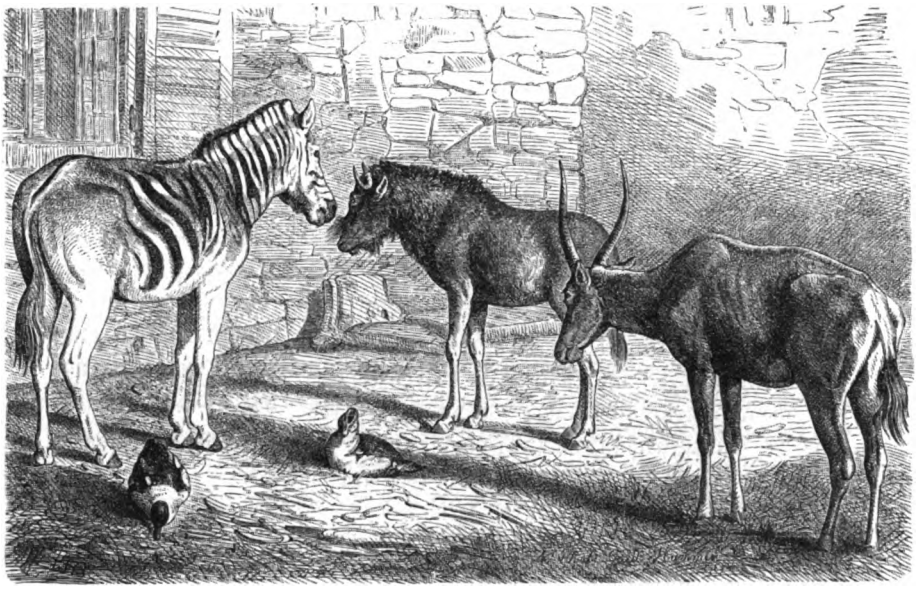


Fig. 17. Quagga, junges Wilde-Kerk und Klepbok.

davon, und der Bauer treibt seine Heerden wieder zurück in die bewässerten Bergthäler. Nur in den wenigen Senkungen, wo eine Quelle andauernd rieselt oder eine Lache den Sommer über stehen bleibt, wagt es der Mensch sich anzusiedeln. Da erhebt sich sein bescheidenes Wohnhaus im Schatten von Pappeln und Weiden, rankt sich im Obstgarten die Rebe und Pfirsiche am Spaliere hin, gedeihen Citronen und Aprikosen, grünt das wohlbewässerte Weizenfeld, und bietet die Steppe Nahrung für die Hausthiere.

In dieser Karroo steht am Rande des Neueveldgebirges zwischen herrlichen Obstgärten das Dorfstädtchen Beaufort, dessen reinliche Straßen sich am kleinen Hankabache hinziehen, und dessen Bestehen von dem Vorhandensein zweier Wasserquellen abhängt. Die Weiden umher ernähren so viele Heer-

Digitized by Google

den, daß sich mit diesem wohlgemästeten Schlachtvieh ein reger und großer Handel nach der fernen Kapstadt entwickelt hat.

Den Westrand dieser Karroo, welche quer durch Afrika geht, bilden die Cedern- und Bokkeveldberge, den Osten die Boschberge Sommersets, die schneetragenden Katzenberge und andere vielnamige Bergstreifen. In wilden, dunkelrothen Massen umsäumt das pflanzenlose Cradockgebirge den Süden und oft geht sein Roth in Schwarz über, sodaß es kaum etwas Grauenhafteres giebt als den Blick hinab in diese dunkeln Felseinöden voller Schlünde und Gebirgstrümmer oder auf die ausgezackten Felsengen des Montagupasses. Dagegen strotzt das angrenzende Worcester von herrlichen Weiden und wallenden Weizenfeldern, und führt von hier aus der lange, kluftartige Franschonpaß in die Ebene des Kaplandes. Meiereien, Hottentottenkraale und kleine Ortschaften beleben dieses fruchtbare Gebiet, wogegen das weite trockene Clanwilliam nur an den Flüssen Weideplätze bietet. Zwischen den Bergen dieses westlichen Hochlandes ziehen sich Thäler hin, deren Boden meilenlang feiner glänzender Salzsand bedeckt. Hier kann der Namaqua nur kümmerlich sein Leben fristen, so daß Heuschrecken ihm eine willkommene Fleischnahrung werden.

Nördlich vom Neueveldgebirge breiten sich die weiten Flächen des Bezirks Victoria aus, in welchen aber nur in den Thälern des Winterberges reichliche Weide zu finden ist, und dessen Militärkolonien bezeugen, unter welchen Kämpfen dieses arme Land von den Kolonisten genommen wurde. Noch wohnen hier viele Fingu, welche so faul sind, daß sie bei Regenwetter ihre Kühe nicht melken, sondern lieber hungern und schlafen. Dennoch legten hier Missionare eine Druckerei an, um eine Zeitung und Bibel in der Kaffernsprache zu veröffentlichen.

VII. Die Kalahariwüste, das Namaqualand und der Ngamisee.

Im Westen der Griqua- und Betschuanenländer breitet sich die Sahara Südafrika's aus, die Kalahariwüste, welche im Süden bis an den Orangefluß, im Norden bis an und über den Ngamisee reicht, und im Westen in die Landschaften der Namaqua, Damara und Ovaherero hineingreift. Livingstone war vielleicht der erste Europäer, welcher ihren Ostrand durchwanderte, worauf später Andersson, Chapman, Galton, Hahn u. A. auch den Norden derselben durchzogen.

Die Kalahari ist eine brennendheiße, sandige Einöde, trotzdem nicht so pflanzen- und thierarm wie die Sahara. Dies mag seinen Grund darin haben, daß die Gesteinschichten Südafrika's sich schräg nach dem Becken des

Digitized by Google

Ngamisees senken. Es rinnen daher jene Wassermassen, welche der Regen in's Land führt, und welche durch die Sanddecke der Bodenoberfläche sickern, unterirdisch jenem See zu und befruchten die tiefer gehenden Wurzeln der Bäume und Sträucher, welche Wild aller Art herbeilocken. Das Räthsel dieser seltsamen Wüste löst sich also beim Ngamisee (3500 F.), welcher bereits seine besondere Geschichte aufzuweisen hat. Livingstone, Oswell und Murray waren (1849) die ersten Europäer, die ihn aufsuchten, indem sie einem Flusse aufwärts von Osten nach Westen folgten. Um denselben genauer zu erforschen, unternahm Livingstone im folgenden Jahre die beschwerliche Reise noch einmal und erfuhr, daß der Fluß Suga ein Ausfluß des See's ist, und daß einige Nebenarme sich im Sande verlieren mögen, die Hauptwasserader jedoch in den Salzsee Kumadan geht, welcher nur 2700 Fuß über dem Meere steht. Dagegen fließt von Norden her der Tioge in den Ngami ein, dessen Quellgebiet dem des Coanza, Quango, Cunene und Zambesi nahe liegt, weshalb Livingstone die Umgegend dieses Sees zum Ausgangspunkte mehrerer Reisen machte.

Angeregt durch diese Reisen unternahmen es Galton und Anderssson, von der Wallfischbai aus und Gassiott von Natal aus den See zu erreichen; aber die ungastliche Wüste zwang sie bald zur Umkehr, um dem Hungertodte zu entgehen. Nach ihnen erreichte der Handelsmann Chapman den See, umwanderte denselben, dessen Ausdehnung später Anderssson maß und auf 7—9 Meilen Breite und einen Gesammtumfang von 60—70 Meilen abschätzte. Auch fuhr er den Tioge oder Tiuge 30 Meilen weit aufwärts und sammelte Nachrichten über diesen Fluß ein, welcher in vielen Windungen dem Nordwestufer des Sees zufließt.

Den Norden des See's umwohnen die Bajeje, Matsajana und andere Stämme, welche den Uebergang der südafrikanischen Völker zu den Negern bilden. Die Matsajanastadt Libebe am breiten inselreichen Tiuge ist der Mittelpunkt eines weit ausgebreiteten Handels, bei welchem man Sklaven und Elfenbein gegen blaues und gestreiftes Baumwollzeug, Glasperlen und Vieh umtauscht.

Pflanzenlose, sandige Niederung umgiebt das Nordufer des See's, wogegen dessen Südseite ein dichter Schilfwald umschließt, nur an wenigen Stellen den Zugang zum See gestattend. Zahllose Wasservögel beleben die flache Westseite, und da der See nach Osten zu sich vertieft, so fließt hier der Suga ab, welcher in trockenen Jahren zu einer Reihe vereinzelter Pfützen einschrumpft. Der Ngamisee selbst muß vor nicht allzulanger Zeit größer gewesen sein, denn auf seinem Boden sieht man noch viel Baumstämme aufrecht stehn, und alte Leute behaupten, an gewissen Stellen, wo jetzt Binsendickicht wächst, Flußpferde gejagt zu haben.

Digitized by Google

Die Betschuanen als Umwohner des See's treiben Jagd, halten viel Ziegen und Schaafe, dagegen wenig Rinder. Die Bajeje wurden ihre Sklaven, treiben Acker- und Gemüsebau, fangen Fische und jagen Flußpferde. Sie werfen diesen nämlich eine Harpune mit Widerhaken in den Leib. Die Eisenspitze derselben ist derart an dem Wurfspeer befestigt, daß sie sich vom Schaft ablöst, wogegen der Jäger den an ihr angebundenen Riemen in der Hand behält, um ihn um einen Baum zu schlingen, sodaß das verwundete Flußpferd so lange in der Nähe des Ufers bleiben muß, bis es sich verblutet hat. Um bei Seefahrten von übelgelaunten Flußpferden nicht umgerannt zu werden, bedient man sich statt eines Bootes lieber eines biegsamen, nachgiebigen Flosses von Schilf und Matten. In bewässerten Gegenden wachsen außer riesigen Sycomoren, Dattelpalmen und Baobab auch dunkelgrüne, belaubte, hochstämmige Maschomabäume, deren feigenartige Früchte man trocknet, zu Mehl reibt und mit Wasser gemischt als Brei genießt.

Bewohnbar wird die Kalahari besonders durch einige wohlthätige Gewächse, namentlich durch einige Zwiebelarten, welche eine lange Dürre ertragen und dem Namaqua die tägliche Speise liefern. An den Flußufern erhalten sich dünne Säume von Mimosen, namentlich der schönen hohen Giraffenakazie, welche vereinzelt oder in Gruppen auf der Steppe wächst und die langhalsige Giraffe herbeilockt. Da mancherlei Gesträuche und Knollengewächse, sowie mannshohes Gras streckenweise wachsen, so beleben Springböcke, Antilopen, Büffel, Wildschweine, Quaggas und schwarze Nashörner die Wüste. Im unfruchtbarsten Sande wächst, blätterlos und ganz mit Dornen bedeckt, der Karasstrauch, welcher das ganze Jahr hindurch fleischige Kugelfrüchte von der Größe eines Straußeneies erzeugt. Diese dienen Menschen und Thieren als erfrischende Nahrung und ersetzen ihnen die Quelle. Da erscheint dann auch der Elephant, namentlich an der Ostgrenze, und halten Löwe, Leopard und Hyäne ihre Raubjagden, ein Schrecken für die Paviane, welche auf den Felsen in Schaaren umherklettern. Selbst die öde Küste und deren flache Inseln sind belebt, denn hier lagern Heerden von Robben und genießen behaglich des Sonnenscheins, wogegen Wallfische das tiefere Meer in Schwärmen durchziehn, Flamingos durch ihre Menge die Flußmündungen und Sandbänke roth färben, Pinguins in unabsehbaren Reihen am Ufer nisten und dort ganze Berge von Guano erzeugen. Dieser und die Thranthiere der Küste lockten dann auch die Europäer an. Denn nach der 30 Fuß hohen vulcanischen Insel Ichaboe kamen von 1843—55 eine solche Menge von Schiffen, daß zuweilen ihrer über 400 zu gleicher Zeit ankerten, um Guano zu laden, welchen 6000 Arbeiter herbeischafften. Als diese Vorräthe ausgebeutet waren, nahm die Regierung des Kaplandes drei andere Pinguininseln in Besitz, deren

Digitized by Google

Guano man nach London verkauft, sodaß afrikanische Seevögel englische Aecker düngen müssen. In der Spencerbai dagegen jagt man Wallfische, in der Merkurybai Seehunde.

An die fluß- und buchtenarme Küste wagt sich der heftigen Brandung wegen der Seemann nicht, auch ist sie nichts als ein einförmiger Wechsel von Dünen, Sandstrecken, magern Weiden, Baumgruppen, Salzpfannen, wo sich Salz in Krusten absetzt, und vereinzelt aufragenden Bergen und Felsreihen. Erst etwa 30 Meilen von der Küste und mit dieser gleichlaufend erhebt sich steil aufsteigend das Zwiebelgebirge Unuma bis zu einer Höhe von 5—8000 Fuß, senkt sich nach Osten dem breiten Thale des Fischflusses zu und geht nach Norden hin in eine Hochfläche über. Die zahlreichen engen Thäler, welche das Gebirge durchziehen, werden nicht von Bächen durchrauscht, sondern laufen in lange, breite Stufen voll rothen Sandes aus. Auf diesem Gebirgsrücken stehen Felsmassen von malerischen Umrissen. Hier treten ungeheure Tafelberge von 2000 Fuß Höhe bis an den Rand der Ebene vor, dort ragen sie pyramidenartig auf, oder gleichen verfallenen Burgen oder steigen in Absätzen kegelförmig auf. Im Norden aber, am Südrande des Kiuffipflusses, streichen sie meilenweit als schwarze Gebirgskette hin, auf welcher sich der gewaltige Tafelberg Tons 5000 Fuß hoch schroff aufthürmt, weithin sichtbar als Landmarke für die wandernden Hirtenvölker. Auf gleiche Weise erhebt sich im Osten am Orangeflusse die gipfelreiche Kette der Karasberge und im Nordosten das phantastisch gestaltete Awazgebirge. Von dem angrenzenden Damaraland endlich wissen wir noch wenig. Es ist baum- und schattenlose Steppe, welche die Handelskarawanen der Neger vom Lande Ovampo oder Ovonga, deren Reich sich bis zum Cunene ausdehnt, alljährlich durch ziehen, um gegen Elfenbein, Kupfer, Vieh und Viehhäute hier Kauri-Muscheln, Glasperlen, Hackmesser und Speere auszutauschen, wobei Tabak als Geld und Werthmesser dient. Das Land der Namaquahottentotten, sagt Anderssson, ist das ödeste, wasserärmste und unfruchtbarste der Welt, die Bewohner das trägste Volk, und die Damara sind Diebe und Kehlabschneider. Sie haben nicht einmal ein Wort für Mehlnahrung, noch einen klaren Begriff von Kleidung, denn in ihrer Sprache dient der Ausdruck für Schaum auf stehendem Gewässer auch als Bezeichnung der Kleidung.

Fig. 18. Bergformation in der Kalahariwüste.

Digitized by Google

Im Innern besteht die Oberfläche dieses ganzen Gebietes vorzugsweise aus Tafelbergen oder aus aufgehäuftem Sande, in welchen man knietief einsinkt, sodaß die Ochsen kaum einen leichten Wagen fortschleppen können. Selbst in der Umgebung des Orangeflusses verkümmert der Pflanzenwuchs, weil der Fluß in tiefer Felsenrinne dahinzieht und die Ufergelände nicht durchfeuchten kann.

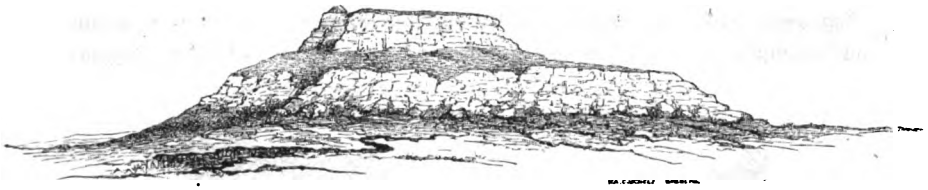


Fig. 19. Bergformation.

Diese Gebirgs- und Felseinöden ersetzen das Pflanzengrün durch die bunten Farben und den hellen Schimmer ihrer Gesteine. Auf weiten Strecken strahlt der weiße Quarzsand so grelles Licht zurück, daß es blendet wie Firnschnee und man die Augen schließen muß. Viele Sandfelsen prangen in rother Farbe, wie wenn sie vom Abendroth übergossen wären, und dazwischen schauen die grauen Kuppen des Gneises hervor. Hier und da erscheinen dunkelgefärbter Grünstein und Serpentin oder gelblicher Thonschiefer, oder schillert der Quarz rosenfarben, blitzen Gänge von Titaneisen auf, baut sich Basalt in schwarzen Thalwänden oder Kegelbergen auf, sodaß die ganze Gegend eine grellbunte Färbung erhält. Kochsalz überzieht als dicke Kruste meilenweit den Boden, Meteoreisen tritt an vielen Stellen schimmernd zu Tage, füllt die Felsen des Fischflusses, wird an der Hottentottenbai als Gang von sechs Fuß Mächtigkeit sichtbar; aber der unstät wandernde Groß-Namaqua liebt nicht einmal den Tauschhandel, sondern begnügt sich mit Jagd und Viehzucht.

VIII. Die Hochebene des Orangegebietes und die Gebiete der Griqua und Betschuanen.

Haben wir die pfadarme Karroo nach Norden zu durchschritten, so steht wieder eine schroffe Felswand vor uns, auf welcher sich hohe Gebirgswälle aufthürmen, als wollten sie die Geheimnisse des inneren Afrika's vor der zudringlichen Neugier des Fremdlings schützen. Hinter jenen Bergreihen liegen die Quellen des Orangeflusses oder Gariep (Groote-Rivier) und seiner Zu-

Digitized by Google

flüsse und beginnen Binnenafrika's Hochflächen mit ihren Steppen, Wüsten und Seebecken. An 5—6000 Fuß hoch steigen die Felsenmauern der Roggeveldе-, Neuevelde-, Winter- und Schneeberge empor, welche Monate lang in hellem Schneekleide schimmern und eine Menge wenig bekannter Thäler und Berglandschaften bergen, von denen aus Livingstone, Mauch und Andere auf Entdeckungsreisen nach Norden zogen.

Unermeßliche Ebenen breiten sich in ermüdender Einförmigkeit um den Orangefluß aus. Grasflur reiht sich an Grasflur, nur hier und da grünt ein kleinblätteriger Strauch oder bedeckt wirres, dorniges Gestrüpp sandige

Fig. 20. Felsschlucht im Gebiet der Kamankelß.

Strecken. Dazwischen erscheinen weite grauschimmernde Sandfelder, auf denen nicht einmal ein Grashalm Nahrung findet. Aus den Bergen heraus winden sich die Flüsse in tief eingeschnittenen Schluchten, deren Boden Kieselgeröll deckt. Der Orangefluß selbst kommt aus enger Schlucht hervor, wo ihn 1000 Fuß hohe Felswände einengen; dann weitet er sich aus, sein flaches Bett wird eine Stunde breit, aber er rieselt so dünn, daß man ihn durchwaten kann, verschwindet unterirdisch fließend streckenweise, und dann dient sein Bett als Wanderstraße. Aber urplötzlich schwillt er an, wenn im Gebirge Gewittergüsse niedergingen, fluthet über seine niedrigen Ufer und

Digitized by Google

verwandelt sein weites Thal in einen wogenden See, um nach einigen Tagen wieder so seicht zu werden als zuvor. Als 400 Fuß breiter Fluß erreicht er seine Mündung, kann aber die vorgelagerte Sandbarre nicht überschreiten, sondern windet sich an ihr entlang, um an ihrem Ende unmerklich ins Meer einzufließen.

In den Gebirgen der Orangeterrasse liegen auf der Ostseite malerische, hochromantische Gebirgslandschaften, im Westen aber breiten sich Sandwüsten und wasserarme Steppen aus, in denen zuweilen binnen fünf Jahren kein Tropfen Regen fällt. Diese Einöden durchschweift der Buschmann heimath- und obdachlos und von Nachbarstämmen wie Jagdwild verfolgt.

Zwischen dem Grooterivier, der Kalahariwüste und den Bauernrepubliken wohnen die Horden der Griqua des Waterboer, der in der Griquastadt seine Residenz aufgeschlagen hat und dessen Gebiet 1872 als West-Griqualand zu einer besonderen Kolonialprovinz erhoben wurde. Nördlich davon beginnen die Gebiete der Betschuanen und vielnamigen Mischlingsvölker, deren Hauptsammelplätze Kuruman und Litako genannt werden. Noch nördlicher wohnen die Bakatla um Kolobeng oder Khobang herum, die Bamangwato in Schoschong im Westen des Limpopo, welcher ihre Gebiete von der Transvaalrepublik scheidet. Zwischen diesem Flusse und dem mittleren Zambesi breiteten die Matebele ihre Herrschaft aus an dem Liambye hinauf bis an die Grenze der Neger und portugiesischen Kolonien. Unter diesen Matebele und Makololo ließen sich viel Missionäre nieder, von denen sich Moffat, Livingstone u. A. durch geographische und sprachliche Forschungen bekannt gemacht haben.

Das Griqualand bildet den südlichen Theil dieses großen Raumes und wird am Orangeflusse von flachen Höhenzügen umgrenzt, wo selbst im Winter Sträucher mit brennend rothen Blüthen prangen. In diesen Bergen wechseln kupferrothe Thoneisensteine mit gelblichen Schichten erzhaltiger Brauneisensteine und schwärzlichen harten Dolomiten, die in gewaltige Quadern auseinander spalten. An Quellen und fließenden Wässern mangelt es überall, denn nur hier und da sammelt sich brackiges Wasser in muldenartigen Pfützen, wohin Wild und Vögel zur Tränke gehen. Daher fehlt es an Bäumen, deren Stelle wirres Gestrüpp ersetzt und weite Strecken weglos macht. Auf diesen welligen Ebenen erhebt sich nur hier und da eine Felskuppe von burgartiger Gestalt, dagegen überziehen sich weite Strecken mit mannshohem fahlem Cypern-

Fig. 21. Ein Koa-Kopje.

Digitized by Google

gras, aus welchem zuweilen ein vereinsamter Strauch mit silbergrauen Blättern und einer weißen Federkrone aufragt, grell von dem rothen Boden abstechend. Nur wo Wasser sich ansammelte, wachsen Mimosen und Büffeldorn, auf denen Turteltauben und Schwalben nisten, wogegen auf trocknen Stellen, wo die Wachtel ihren Aufenthalt nimmt, bis in die Kalahariwüste hinein der Kameldorn fortkommt, das Lieblingsfutter der Giraffen.

In dieser einförmigen Steppe sind die Hütten der Eingeborenen eine freundliche Erscheinung, deren auf Pfosten ruhendes, überhängendes Dach eine Art Veranda bildet und zur Ruhe im Schatten einladet. Man findet auf dem Wege oft auch brunnenartige Einsenkungen mit senkrechten Wänden und schwarzem Wasser auf dem Boden, während an andern Stellen enge Schluchten sich zu dunkeln Grotten verwandeln. In Kriegszeiten flohen die Eingeborenen

Fig. 23. Buschmannhöhlen im Oriqualande.

in diese Höhlen und unternahmen von hier aus ihre blutigen Raubzüge, bis man jene entdeckte und die Flüchtlinge durch Qualm und Kugeln tödtete. Jetzt wohnen in den Höhlen Fledermäuse, und auf den Felsgesimsen treiben sich unruhige Paviane umher. Weiter nach Norden zu wird die Steppe belebter. Das Röhricht des Kurumanflusses bevölkern Enten, Bleßhühner, Wasserratten, Schnepfen und Rohrdommeln, und um die Wasserbecken der Salz-

Digitized by Google

pfannen sammeln sich Strauße, Büffel und Antilopen aller Art. Im Gebüsch wohnt der schwarz- und weißgefleckte Nashornvogel, welcher die Größe einer Krähe erreicht, und schreit sein „Kokoa" in die Welt.

Auch auf den Hochebenen des Bakatlalandes setzt sich die Einförmigkeit der Steppe fort mit weit verbreitetem Buschwerk, aus welchem unförmliche Klumpen von losen Granitblöcken wie verfallene Ritterburgen aus dem Gebüsch hervorsehen. Zuweilen grünen auf diesen Flächen neben baumartigen Legumimosen wilde Feigenbäume mit üppigem Laubwerk, zwängen ihre Wurzeln in alle Furchen und Risse des Gesteins und lassen dann ihr lichtgrünes Zweiggewirr malerisch an der Felsenwand niederhängen, von deren Blaßroth die weißen Baumstämme grell abstehen.

Fig. 24. Steppenlandschaft mit Termitenhügel bei Kohang.

Jenseits eines großen Waldes wohnen die Bakuena, unter denen Livingstone sich niederließ. Hier findet man auch einen ganzen Aloewald, ein Wunder der Natur. Schlank steigen seine Stämme empor und entsenden verzweigte Blüthenschäfte, deren brennendrothe Blumen dicht gedrängt aus der einen Seite des Stengels hervorbrechen, und deren Honigsaft Insekten, Vögel und Menschen anlockt. Manche Bäume wachsen aus einem zuckerhutartigem Termitenhügel hervor, welcher das Material zu den Thongefäßen der Bakuena liefert. — Bei Kolobeng im Betschuanenlande prangt die buschige Steppe von duftigem Mimosengehölz, in welchem bunte Vögel nisten.

Digitized by Google

Weite Strecken sind bedeckt von den Bauten der Termiten, rudelweise treiben sich Gazellen umher, und in dem undurchdringlichen Dickicht der Kamelbäume wählt der Löwe sein Lager. Doch lockt der kluge Betschuane den Starken, wie die riesige Giraffe, in Fallgruben, welche er auf den Wildpfaden anlegt, während er die schwerfällige Kuhantilope zu Tode jagt, denn er weiß, daß sich ihr beim Laufen die Nasenlöcher verstopfen, und sie athemlos zusammenbrechen muß. Auf dem Gipfel eines Berges steht die Betschuanenhauptstadt, ein Gewirr regellos durcheinander liegender Hütten und ganz schmaler Gassen. Da es an Wasser fehlt, so gehen Morgens und Abends lange Züge von Frauen und Kindern hinab in die Ebene, um mit ihren kleinen Kalabassen Wasser aus Erdlöchern zu schöpfen.

Durch eine lange schauerliche Felsenenge führt der Weg nach Schoschong, wo Sekomi, der Bamangwatofürst, seine Residenz aufgeschlagen hat. Hier umgeben Grünsteinberge die Savanna und werden von der schauerlichen Enge der Teufelsschlucht durchbrochen. Die schwarzen Felswände derselben steigen 150 Fuß senkrecht empor, wogegen die Thalsohle sich bis auf 60 Fuß verengt und von wüstem Felsgetrümmer überschüttet ist. Aus dieser Schlucht, welche üppiges Gehölz umgrünt, tritt man in baumreiche Flächen heraus, die von schroff aufsteigenden Hügelketten umgeben sind. In diese senken sich Querthäler ein und zertheilen sie in eine Menge einzelner Hügelstreifen. Am Ende eines solchen Thales steht gewöhnlich ein Dörfchen; nur im Längenthale des Schoschongbaches breiten sich die Hütten über eine wagerechte wohlbebaute Ebene aus, auf welcher der Fürst, unter einem Baume auf einer Kuhhaut sitzend, Rathsversammlungen hält und Audienzen giebt.

Von Schoschong ab bildet Granit einen Theil der Bodenoberfläche. Daher sieht man viel runde Kuppen, die an 600 Fuß hoch und voller Löcher sind, und deren hellschimmernde Flächen weißes und fleischrothes Licht zurückstrahlen, aber auch schmerzhaft blenden, wenn man lange auf sie hinsieht. Außerdem durchschneiden das Land zahlreiche Sandflüsse, welche sich 20 bis 30 Fuß tief in den Boden eingeschnitten haben, eine Breite von 100—150 Fuß erreichen, aber mit Sand gefüllt sind. Scharrt man 2—3 Fuß tief in denselben, so quillt Wasser hervor. Die Reisenden graben daher Becken und warten einige Tage, bis sich so viel Wasser ansammelt, daß es für Menschen und Thiere der Reisegesellschaft ausreicht. Bis zum goldführenden Tatin reicht die flache Gegend mit ihren vereinzelten Granitbergen, dann erscheint reiner Quarz, welcher Goldblättchen erhält, sodaß man aus einer Tonne Quarzsand etwa anderthalb Unzen Goldstaub gewinnt.

Auch die Gebirge der Bakawantsi bieten eine Fülle landschaftlicher Gemälde dar, denn das ganze Land wird von vielen Thalschluchten durchzogen,

Digitized by Google

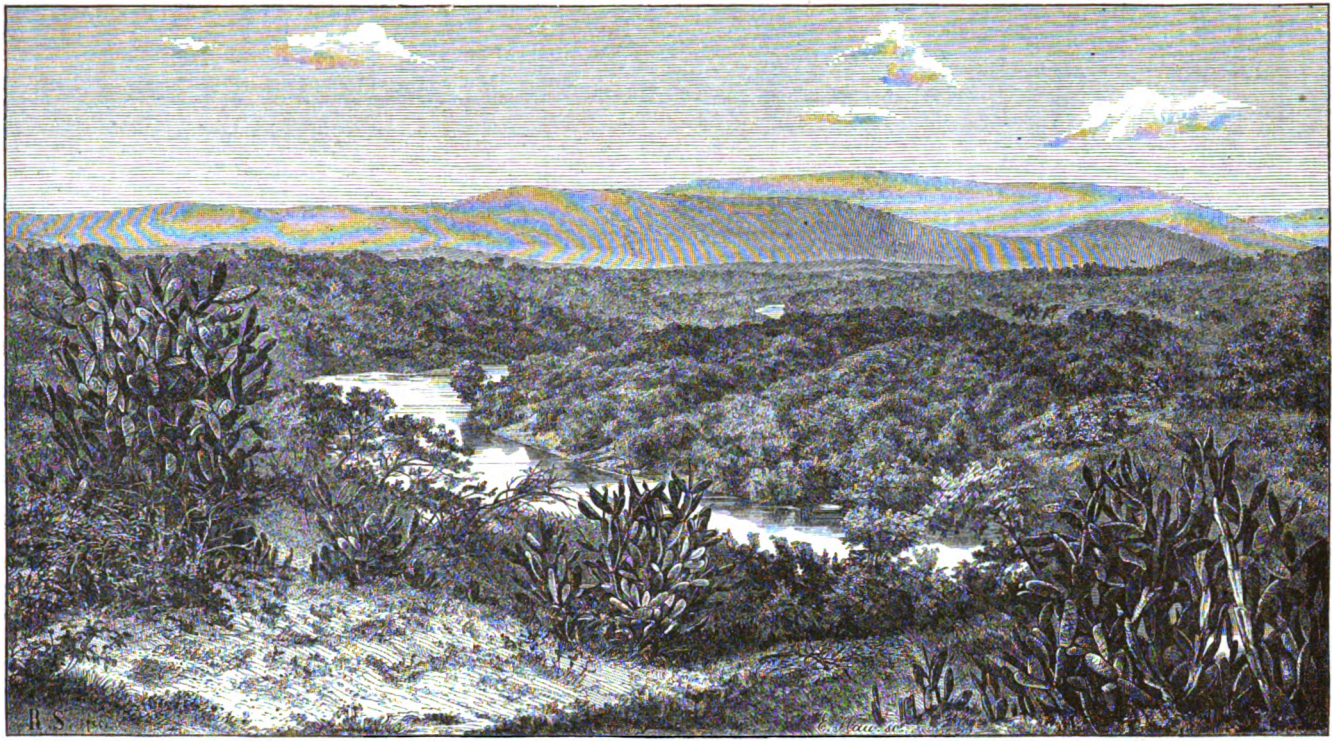


Fig. 24. Aussicht auf den großen Fisch-River (Britisch Kaffraria).

Digitized by Google

Digitized by Google

in denen frische Bäche dahinrauschen, wodurch die Hochfläche sich in ein Gewirr von Höhenzügen und gewundenen Thälern auflöst, welche ein reiches Pflanzen- und Thierleben bergen.

IX. Britisch Kaffraria und das Basutoland.

Zwischen den Alpen der Drakenberge und dem indischen Meere ziehen sich wasserreiche Stufenländer nach Norden und Süden, von den zahlreichen Stämmen des Kaffernvolkes bewohnt, welche theilweise den angesiedelten Europäern unterthan wurden, theilweise aber noch frei leben und Natal im Norden und Süden umgrenzen. Von einem flachen Küstensaume aus steigt das Land nach den Drakenbergen empor.

Diese begrenzen als unabsehbare Alpenkette von 9000 Fuß Höhe den Westen mit ihren Granitmassen und wirren Bergzügen. Vorgelagert sind runde Hügelreihen grauen Sandsteins oder langgezogene Wälle von Trachyt, welche dann senkrecht einige tausend Fuß abstürzen, und deren Fuß von Haufen mächtiger herabgestürzter Steinblöcke umgeben ist. Nur zwei Pässe, der Boers- und Bezuidenhoutpaß, sich oft schluchtenartig verengend, führen zwischen hohen Felswänden in stetem Schatten und schauerlicher Oede über das Gebirge nach dem Orangestaat und der Kapstadt, weshalb man nach dorthin den Seeweg vorzieht. Die Stufenländer bieten einen lieblichen Wechsel von sanften Hügeln, buschigen, wiesengrünen und wasserreichen Thälern. Gerühmt wird das Land wegen seines gesunden Klima's, so daß Lungenkrankheiten und Fieber selten sind. Vom September bis März dauert die Regenzeit, und der Verkehr hört auf. Dann folgen drei Monate mit Winden und Strichregen, und hierauf beginnt der frühlingsartige Sommer, dessen Hitze nicht schlaff macht; Schnee bleibt im Winter nur auf hohen Bergen liegen.

Kaffraria bildet zum Theil eintönige Grasfläche, von Dorngebüschen überzogen, deren Dornen Widerhaken haben, sodaß große Geschicklichkeit dazu gehört, sich mit dem Planenwagen hindurchzuwinden, ohne daß Zugthiere und Wagendecke zerrissen werden. Hat man diese Gefahr vermieden, so muß man einer anderen ausweichen, weil an den Wegen, welche auch die Löwen benutzen, die Fingu und Betschuanen Fallgruben anlegen, in welche sie oben zugespitzte Pfähle einrammen und darauf die Grube verdecken, daß man sie nicht bemerkt. Weicht man daher nur ein wenig von der Straße ab, so kann es geschehen, daß die Zugochsen in eine solche Grube stürzen und sich aufspießen. Durchzieht man, von Stufe zu Stufe hinaufsteigend, das Land, so erschreckt die Einöde und Leblosigkeit, denn nur selten sieht man die spitzen

Digitized by Google

Dächer eines Kaffernkraales oder die runden Hütten der Betschuanen aus einem Dorngebüsch hervorlugen. Bei Matlele muß man sogar eine grauenhafte Steinwildniß durchirren und gelangt dann in höhlenreiche Gegenden, in denen die Flüsse plötzlich verschwinden und meilenweit unterirdisch fließen. Um in eine solche Höhle zu gelangen, muß man durch ein enges Loch 50—100 Fuß tief hinabkriechen, worauf man in großartige Hallen, Gänge und Seitenkammern gelangt, ausgestattet mit allen Wundern der Stalaktitenbildungen. Manche dieser Höhlen benutzen die Eingeborenen als Viehkraale und sichern sie durch Verhaue.

Statt der Sandsteinberge erscheinen gerundete Gneishügel mit flacher Kuppe und schroffen Wänden. Auf diesem Gneis lagert röthlicher Sandstein, und auf und zwischen den verwitternden Gneisblöcken wachsen einzelne Bäume, wie denn die ganze Gegend mit Gehölzen und vereinzelten Bäumen bedeckt ist, sodaß sie, von den Bergen aus betrachtet, wie ein Garten aussieht, der freilich meist nur aus Akazien und Mimosen besteht. In den Küstenthälern erheben 20 Fuß hohe Palmen ihre Krone von langen gefiederten Blättern, und daneben wehen die gefranzten Bananenblätter im Seewinde. Ananas und Passifloren voll lieblicher Grenadillafrüchte überwuchern den Boden, aber auch gelbe Cobraschlangen kriechen umher und erschrecken den unachtsamen Wanderer durch ihr Zischen, indem sie sich auf ihrem Schwanzende aufrichten, die Nackenhaut wulstartig erweitern, den nach vorn gebeugten Kopf hin und her wiegend, und mit blitzschneller Beweglichkeit züngeln. Die buschigen Uferstreifen sind besonders reich an solchen Giftthieren und erfordern beim Gehen große Vorsicht.

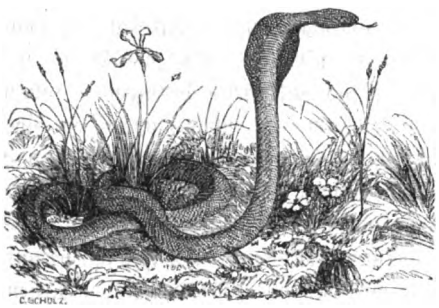


Fig. 25. **Cobra capella zum Angriffe bereit.**

In weiten Bogen schneidet von Britisch-Kaffraria das Basutoland tief in den Orangestaat ein. Die Oberfläche desselben ist seltsam gestaltet und seine Sandsteinunterlage vielfach verändert.

Dieselbe wurde durch vulkanische Kräfte gehoben, reckte sich zu baumarmen, sanft ansteigenden Flächen aus, ein weiter Tummelplatz für Antilopenheerden. Dann quollen nach allen Seiten Basalte aus der Tiefe aus dem aufgeborstenen Boden hervor, während die gewaltige Gebirgswand der Quathlamba-Alpen mit ihren Zackenkronen unerschütterlich fest stand. Aber

Digitized by Google

da mit jedem Sommer vom indischen Meere herüber ungeheuere Wolkenzüge kommen und sich in furchtbaren, wolkenbruchartigen Gewittern entladen, so haben die niederstürzenden und jach bergab schäumenden Fluthen jene Risse und Klüfte zu weiten Thälern ausgewaschen und sie mit fußhohem Humus bedeckt. Da sieht man denn überall vereinzelt Tafelberge 5—600 Fuß emporragen, einzelne phantastisch ausgewitterte Felsgestalten, weite Kessel, schluchtenartige Felsgassen, breitere Thalstraßen mit seltsam geklüfteten Wänden, daß man sich in das Reich der Kobolde und des Geisterspuks versetzt meint. Hier und da finden sich dornige Büsche, ranken Schlinggewächse an Felsensprüngen empor, steht vereinzelt die gespenstige Gestalt eines Cactus und daneben eine gelbe Immortelle, überzieht dichtes Gras die schroffen Hänge, lärmen auf den Steinburgen Paviane, klettern Springhasen und Berggazellen umher, aber nur an Flußufern stehen Bäume.

Dieses Land ist so recht ein Versteck für bedrängte Stämme, von hier aus unternimmt der Altkaffer seine Raubzüge, und hierher retteten sich die Basuto, die ihre Kraale gern auf der Platte eines Tafelberges anlegen, und die Moschesch zu einem Staate zu ordnen suchte. So wirr und grausig das Land aussieht, so bieten seine fruchtbaren Thäler doch herrliche Weiden und Aecker, weshalb von allen Seiten eroberungssüchtige Nachbarn eindrangen. Kaffern, Korana, Betschuanen, Holländer und Engländer erschienen, wurden nach längeren Kämpfen zwar zurückgewiesen, aber einzelne Haufen ließen sich doch nieder, die Europäer schoben ihre Grenzen weiter und weiter vor, und die unkriegerischen Basuto werden auf die Dauer ebenso wenig widerstehen, wie die kriegstüchtigen Kaffern, denen man bereits einen Streifen der Südgrenze weggenommen hat.

X. Natal.

Diese Provinz, welche den Boers und Kaffern von den Engländern gewaltsam entrissen wurde, mißt etwa 850 □Meilen, liegt zwischen dem indischen Ocean und den Drakenbergen, und wird im Norden von den Flüssen Tugela und Um-Singati, im Süden vom Um-Simkulu begrenzt. Der schmale Küstenstrich besteht aus niedrigen, runden Hügeln mit schmalen, bachdurchrauschten Thälern dazwischen, welche sich an manchen Stellen zu tiefen Schluchten mit schroff aufsteigenden Rändern verengen, daher macht diese Strecke den Eindruck lebendiger Vielartigkeit. Auf der Oberfläche derselben stehen parkartige Baumgruppen von Mimosen und Euphorbien oder dichte Dschungeln, namentlich an der Küste. Hinter diesem Hügelland

Digitized by Google

steigt ein Felsenhang schroff empor, an vielen Stellen von Spalten mit senkrechten Wänden von 500—1000 Fuß Höhe durchbrochen, in denen ein Wagen nicht überall Raum zum Fahren hat. Dieses höhere Tafelland bedecken begraste Hügel in solcher Menge, daß die Oberfläche einem Meere von erstarrten Wellen gleicht, Bäume erscheinen nur an Flußufern und in Thalspalten. Landeinwärts falten sich die Hügelwellen zu einer Tafelfläche auseinander, durchsetzt von schroffen Tafelbergen, an deren Fuß kleine Waldstrecken erscheinen. An der Westgrenze endlich erheben sich hohe Berge in kühnen Formen als Ausläufer des Quathlambagebirges, welches hinter ihnen senkrecht einige tausend Fuß emporsteigt, und dessen langgeschwungene Linien sich scharf vom blauen Himmel abheben, besonders wenn sie im Winter von Schnee schimmern.

Fig. 25. Natalwald in der Nähe der Küste.

Die Bergformation ist sehr malerisch, weil die zahlreichen Flüsse mit ihren Windungen viel Abwechslung in die Landschaft bringen und die Sandsteinschichten häufig von vulkanischen Gesteinen durchbrochen sind, denn selbst die langgestreckten Dünen werden bis ins Meer hinein von dunkeln Schieferschichten durchzogen. Im Lande umsäumt ein langer Granitwall mit grauen Kuppen das Sandsteingebiet, und in den Gebirgen enthalten die mächtigen Schiefergebilde Steinkohlenlager mit Basalt durchsetzt. Die Malachite des

Digitized by Google

Gebirges enthalten 60 Proc. Kupfer, wogegen bitumenlose Kohle auf rothem Sandstein lagert und Eisen an vielen Stellen die Gebirge durchzieht, namentlich als Magneteisenstein, aber auch Kalk und Salz werden hier und da aufgefunden. Die Fruchtbarkeit ist eine verschiedene, da es wenig Schwemmland giebt; dagegen schimmert es in verschiedenen Farben: als weißer, gelber, rother und blauer Thon oder als brauner und rother Lehm, und die eingemengten Glimmer blitzen oft in hellen Streifen dazwischen auf. Mineralquellen verschiedener Art, deren sich die Einwohner als Heilmittel bedienen, deuten auf die Nähe vulkanischer Heerde.

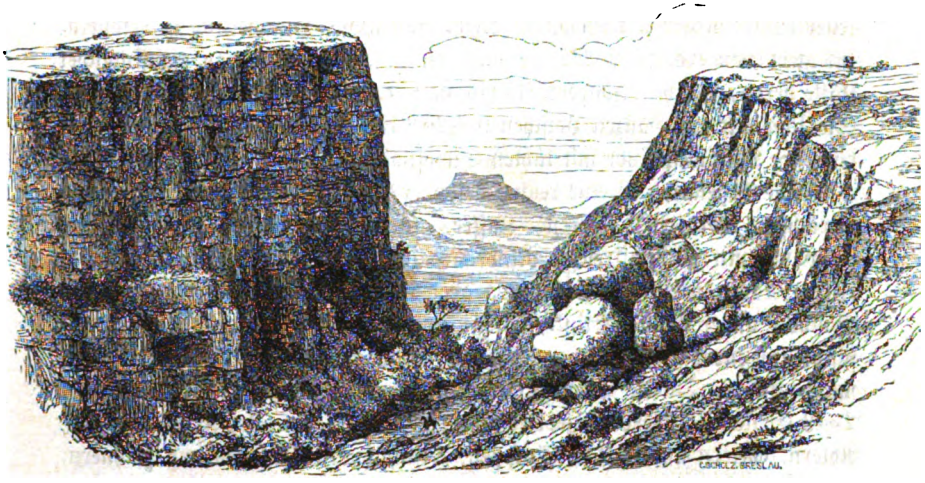


Fig. 27. Probe der Bergformation aus dem Quathlambagebirge.

Mehr als hundert Flüsse eilen vom Gebirge dem indischen Meere zu. Dabei stürzen einige in prächtigen Wasserfällen nieder, besonders der Tugela und der windungenreiche Umgeni, dessen höchster Fall eine Höhe von 280 Fuß hat. Weil die Flüsse starkes Gefäll haben, so führen sie eine Menge von Geröll und Sand aus den Bergen nieder und häufen dieselben vor ihrer Mündung als Barren an, die sich an den Uferklippen auffammeln. Selbst der sichern Natalbai an der Hafenstadt Port Natal schadet außer der Seichtigkeit des Wassers die Sandbarre vor dem Eingange, weshalb man sie austiefen mußte, um sie für Schiffe von 700 Tonnen fahrbar zu machen. Hohe Hügel und dichte Waldung umschließen den Hafen, in welchen nur ein schmaler Kanal führt, indem drei bewaldete Inselchen und große Sandbarren sich vorlagern, zwei Landzungen die Einfahrt bis auf 1200 Fuß einengen. Die bewaldete Düne der kürzeren nördlichen Einfahrt bietet einen Ankerplatz, die

Digitized by Google

250 Fuß hohe südliche Hügelkette ist bis an's Meer bewaldet und trägt am Nordende den 150 Fuß hohen Leuchtthurm. Endlich schnüren zwei Molos von 600 und 1200 Fuß Länge die Einfahrt bis auf 400 Fuß ein und hindern deren Versanden. Die vorüberziehende Mozambiqueströmung des indischen Meeres, welche nach Süden geht, beeinflußt den Verkehr mit der Kapstadt. Denn da sie in der Stunde 2—4 Meilen durcheilt, so bringt sie die Schiffe in 8 Tagen nach der Kapstadt, dagegen gebrauchen dieselben 14 Tage für den Rückweg, wobei sie an der Küste hinfahren müssen, um der Strömung auszuweichen.

Die Jahreszeiten bestehen eigentlich nur aus Sommer und Winter; jener bringt Regen und Gewitter, dieser wolkenlosen Himmel. Die Temperatur geht von tropischer Wärme nach dem Gebirge zu bis zu empfindlicher Kälte herab, welche besonders Nachts nach drückender Mittagshitze eintritt. Sie schwankt im Ganzen zwischen 9—26° R. Dabei wechseln heiße, ausdörrende Nordwestwinde mit kühlen Südostwinden.

Die Vegetation ist eine reiche, besonders an Fingerhut- und Wolfmilchsgewächsen, Gräsern, Farren, Kaffee- und Chinabäumen, gummihaltigen Mimosen mit gerbstoffreicher Rinde. Häufig sieht man Indigo, Sassaparille, Mangrovedickicht, Erdnüsse, aber auch Giftpflanzen, dagegen selten Bauholz außer Gelb-, Stink-, Eisen- und Assegaiholz. Dafür wachsen tropische und europäische Früchte, Ananas, Banane, Citronen und Obst, Gemüse, Kaffee, Tabak, Thee, Zuckerrohr, Baumwolle und gestattet der Acker 2—3 Ernten. Außerdem giebt es Ueberfluß an Vögeln aller Art, an Finken, Adlern, Geiern und Falken, Trappen, Truthühnern, Fasanen und Hühnern, Kranichen, Flamingos und Ibis, Papageien und Honigvögeln. In grasigen Flächen schlüpfen Schlangen aller Art umher, weiden zahlreiche Heerden von Hausthieren, und in Flüssen wie im Meere schwärmen Fische in Schaaren.

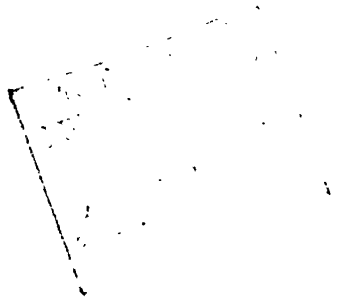
Vorzugsweise wohnen in Natal Holländer und Engländer und einige Deutsche, dazwischen in besonderen Bezirken Kaffernstämme. Kein Ort entbehrt eines Schulhauses, und Land- wie Poststraßen durchziehen das Land nach verschiedenen Richtungen und werden bald durch Eisenbahnen ersetzt werden. Auf baumloser Prärie, die von tiefen Schluchten durchzogen ist, und prächtigen Weizenboden und Viehweide bietet, steht die Hauptstadt Pieter-Maritzburg an der Straße nach dem Orangestaat und besitzt als Hauptmarkt des Landes viel Kaufläden.

Sie ist nach altholländischer Art gebaut, doch findet man auch Häuser englischer Bauart mit schimmerndem Blechdach. Gradlinig schneiden sich die Straßen, Blumenbeete und Obstgarten umgeben jedes Haus, und Geschäftigkeit ist allenthalben. Des Abends trägt die Militärmusik Ouvertüren deutscher

Digitized by Google

Aussicht von der Berea nach dem Umgeni-Thal.

Digitized by Google



Digitized by Google

Tondichter oder Märsche und Strauß'sche Ländler vor, und dazwischen klappern die Ochsenwagen der Bauern, welche Wolle, Häute, Elfenbein und Straußfedern in die Stadt bringen, um für den Erlös Zucker, Kaffee, Möbel, Kleider, Waffen und Pulver zu kaufen.

Betritt man endlich das Hafenstädtchen d'Urban, welches sich malerisch über eine Ebene an grünen Hügeln entlang ausdehnt, so glaubt man sich nach Indien versetzt. Da stehen Gruppen von Palmen und Wolfmilchsbäumen, Gehölze von Kaffernpflaumen, blühen und duften überall die Gärten von tropischem Gesträuch, umspinnen Schlingpflanzen und Rankengewebe von

Fig. 29. Kaffeeplantage an der Küste.

Grenadillas die Fenster der Veranden, bilden die Schirmkuppeln der Akazien dunkle Schattengänge und athmet Alles Heiterkeit und Anmuth. Zwar durchstreifen nicht mehr des Nachts Elephanten die Straßen, aber noch immer schwärmen glänzend gefärbte Honigsauger um die Früchte des wilden Feigenbaumes, beleben Papageien, grüne Tauben und anderes Geflügel die dichten Gebüsche der Umgegend. Wo aber früher Antilopen und Gazellen weideten, Affen auf den Bäumen umherhüpften, da stehen jetzt Kaffee- und Baumwollplantagen, Zuckermühlen und Fabriken, wandern an schwarzbraunen Kaffern blondhaarige Britten oder schlanke indische Kulis in bunten Mousselingewändern und mit einem Turban von gestreiftem Tuch auf dem Kopfe vorüber.

Digitized by Google

Als Deutsche besuchen wir auch die Niederlassung Deutschland und das Landhaus Berea, welches ein Hamburger Kaufmann bewohnt: jene ward gegründet, um Baumwollplantagen anzulegen, was aber nicht glücken wollte. Um die Niederlage stehen die netten Häuser der Arbeiter, sind Schule und Kapelle angelegt, sodaß sich unsere Landsleute dort heimisch fühlen können. Droben aber auf einem weitschauenden Hügel steht die Berea, vergraben in das Grün eines üppigen Kunstgartens, durch welchen rothe Sandwege in gewundenen Linien führen. Hier schlingen sich Kürbisranken mit grün marmorirten Blättern und apfelsinengroßen Früchten an Orangenbäumen empor, bedecken Pisangs- und Orangenhaine die Berghänge, dort breiten sich lichtgrüne Zuckerplantagen um die Mühlen im Thale aus und schlingt sich wie ein Silberband der Umgeni durch lachendes Thalgefilde. Unvergeßlich bleibt jedem Reisenden die Fernsicht von der Berea aus. Da streift der Blick über Hügel und Thal, Baumwoll- und Kaffeegärten, über die Sycomoren-, Dattel- und Fächerpalmen und die Walddickichte hinweg, wo baumartige Hybiscus mit gelben Trauben und Lindenblättern hervorschimmern, bis zu den Mangrovewaldungen der Küste, wo Muscheln und Krabben ihr träges Stillleben führen, wo großköpfige, stieräugige Sepien an den Klippen haften und mit langen Fangarmen nach Beute greifen. Dort schimmert das Weltmeer bis hinaus in unabsehbare Weite, und dort gehen die Wege nach der Heimath.

XI. Der Orangefreistaat und die Transvaal'sche Republik.

Auf dem Wege von Colesberg nach dem Griqualande überschreitet man den mächtigen Grenzfluß Groote Rivier, dessen Ufer mit Bandachaten, Chalcedonen und Rollsteinen bedeckt ist. Nur selten sieht man einen Strauch in den sandigen Hochsteppen, welche denen der beiden Bauernrepubliken gleichen. Diese bilden ein Hochland von 5—7000 Fuß mit großen Prärien, welche vielfach von Bergzügen durchzogen und von tiefen Flußthälern durchschnitten werden. Im Osten begrenzen das Gebiet die Drakenberge, im Süden der Orangefluß, im Westen Vaal, Limpopo und Kaffernreiche, wie denn auch in den Republiken noch viel Eingeborene in den ihnen zugewiesenen Bezirken wohnen. Zwischen Vaal und Orange erhielt Kok sein Gebiet zugewiesen, um den Vaal herum Waterboer, an den Orangequellen im Quathlambagebirge leben die Basuto Moschesch's u. s. w. Manche dieser Betschuanen eigneten sich bereits einige Kultur an, denn der in Thaba Untschu lebende Stamm verfertigt zierliche Pelze aus Thierhäuten, gegen welche er von den Basuto am Plaatberge Weizen eintauscht; die Bastards

Digitized by Google

Fig. 30. Der Groote-River bei Rose's Pont, von der colonialen Seite gesehen.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

befleißigen sich besonders des Handels. Dagegen vermiethen sich die Mantati der Transvaalrepublik gern als Knechte und Hirten, wollen aber das Lesen und Schreiben auch nur gegen Bezahlung lernen.

Von Westen nach Norden dehnen sich im Orangefreistaat, auf dessen 2300 □ Meilen nur 20,000 Europäer wohnen, die Flats aus, unabsehbare Ebenen, im Süden sanft zu den Wit-Bergen und im Osten nach dem Hochlande der Eingeborenen aufsteigend. Die blauen Berge und das gegenüberliegende Quathlamba umschließen das obere breite Orangethal und bestehen aus langgestreckten Tafelbergen mit Weiden und Feldern auf der Oberfläche. Die hohe Lage des Landes mildert die Sommerhitze, und obschon im Winter scharfer Frost bei trockener Luft eintritt, so ist das Klima doch sehr ungesund.

Unzählige Thierheerden und südafrikanisches Wild beleben diese Grasebenen, welche aber auch der Löwe durchstreift, Nashorn und Elephant besuchen. Nahrhafte Weide bietet das „hooge veld", wogegen im „gebroken veld" saueres drahtdickes Gras wächst. Breite Streifen von Mimosengehölz und niedrigem Buschwerk ziehen an den Flußrändern hin, weiter abseits bietet das Modder treffliches Schaaffutter. Zahlreiche Bäche und Flüsse durchrinnen das Land, welche der Bauer aufstaut, um seinen Weizenacker berieseln zu können, obschon Viehzucht seine vorherrschende Beschäftigung bleibt. Nur wo Regen regelmäßig eintritt, treibt man Ackerbau im Großen.

Die Städtchen Bloemfontein u. a. gleich denen der Nachbarrepublik; das Leben in ihnen wird ein Kapitel der nächsten Abtheilung darstellen. Erfreulich ist es, daß in Caledon sich ein Ackerbauverein gebildet hat, das stattliche Bloemfontein Zeitungen, Klubs, öffentliche Schulen und gar ein Theater hat. Harrhsmith, am Fuße der Drakenberge und an der Poststraße über dieselben gelegen, bestand vor wenig Jahren aus einem Hause, und bereits ist es ein nettes Städtchen mit lebhaftem Handel, der Bezirk die Kornkammer des Landes.

In dieser stillen Abgeschiedenheit von der Welt pflegt der Missionar des Gartens und Ackers, um in Nothjahren die sorglosen Eingeborenen speisen zu können, oder er unterweist Alt und Jung im Lesen und Schreiben, übt sie im Singen der Kirchenlieder, erzählt ihnen von den Wundern des alten Morgenlandes oder leitet sie in der Werkstätte an, Hobel und Säge zu führen, zu stricken, flechten und weben. Oft aber führt es ihn in die Ferne hinaus, um Kranke zu besuchen, Frieden zwischen streitenden Stämmen zu stiften, die Erzeugnisse der Arbeiter in der Stadt gegen europäische Waaren einzutauschen. Die Frau aber lehrt die Eheweiber der Bekehrten waschen, kochen, Seife bereiten, Obst einmachen, Kleider ausbessern. Die Kinder tummeln sich im Freien, wo es viel zu sehen und beobachten giebt. Hier wandern Trappen,

Digitized by Google

dort jagt der Sekretär nach Schlangen, der Reiher nach Wildenten und drüben in den Bergen horsten Falken, Ohr- und Schleiereulen.

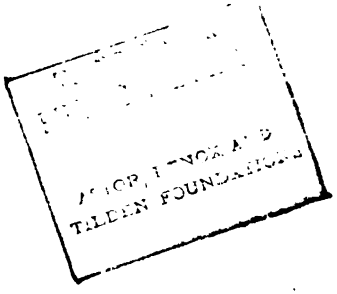
Auf einer buscharmen Steppe des Freistaates stehen die Wohnungen, Arbeits- und Vorrathshäuser der Berliner Missionsstation Bethanien, neben ihnen die wohleingezäunten Gärten, der Obstgarten und einige Hütten der Eingeborenen. Schaarenweise sammeln sich langgeschwänzte Tauben und Frankolinhühner um die Düngerhaufen der Höfe, wogegen Finken die Obstgärten heimsuchen. Reitet der Missionar in die Steppe hinaus, so kann er sicher sein, Wachtelruf im Weizenfeld zu hören und den Traber, eine Kibitzart, stundenweit mit ausgebreiteten Flügeln vor sich herlaufen zu sehen. Dabei mag er sich oft recht heimisch fühlen in der Fremde. Des Nachts freilich heult die Hyäne, bellt der Schakal und klingt dazwischen der hohle Gurgelton eines aufgeschreckten blauen Kranichs. Unter solcher Nachtmusik geht man in Bethanien zu Bette. (Vergleiche das Titelbild).

Die Transvaal'sche Republik, welche ihr Gebiet bereits auf etwa 5000 □Meilen und die europäische Bevölkerung auf 60,000 Menschen gebracht hat, ist ein welliges Hochland voll Strauchwerk, Gehölze und Blumenwiesen, wo Heerden von afrikanischem Wild weiden und schwarze Hirten Rinder, Schaafe und Ziegen bewachen. Um niedrige Meiereien treiben Betschuanenkinder Gänse und Enten auf die Weide, und auf den Feldern der Kaffernkraals wächst europäischer Weizen, amerikanischer Mais und ostindischer Tabak. In Stufen neigt sich das Land von den Drakenbergen abwärts nach dem Vaal und Limpopo zu, doch durchziehen es mannigfache Höhenzüge, in deren Thälern frische Bergwasser hinabrauschen. Ein breites Längenthal scheidet die Vaalberge von den Magalies- oder Kaschanbergen, welche der Krokodilfluß nahe an der Wohnung des Pretorius durchbricht; auch andere Flüsse treten durch Schluchten aus dem Gebirge heraus, unter ihnen der Limpopo selbst, der sich durch die Felsengen des Waterbergs drängen muß. Mächtige Waldungen umschlingen das Kaschangebirge, das an Großartigkeit der Landschaften mit den Alpen wetteifert. In kühnen phantastischen Formen steigen die Felsmassen empor, röthlich, gelblich oder weiß schimmernd; auf den Gesimsen, Zinnen und Steinblöcken wuchern Bäume, Sträucher und würzige Alpenkräuter, über welche die zersplitterten, thurm- und pfeilerartigen Bergspitzen kahl in die Wolken hineinragen. Kleine Bergzüge bieten auf ihren grasigen Abhängen ergiebige Jagdgründe, und ihre Flüsse haben oft seltsame Namen. Da heißt der eine der Melonenfluß, weil an seinen Ufern viel bittere Wassermelonen wachsen, ein zweiter nach den Elephanten der Elephantenfluß, ein dritter der Eland, weil dort diese Thiere in Menge weiden, der eine Bergzug die Magniets, weil Magneteisenstein die Berghänge überkleidet, eine

Digitized by Google

Fig. 31. Der obere Theil von Bloemfontein, vom Fort aus gesehen.

Digitized by Google



Digitized by Google

Schlucht Kamelpoort, weil sich dort viel Giraffen aufhalten. Das wenig bekannte Nordende der Drakenberge sind die Zoutpansberge, an deren Südseite Fort Portgier steht. Gegenüber wohnen in den blauen Bergen die Islamkaffern, und mitten in wilder Gebirgslandschaft der Drakenberge stand in weitem, fruchtbarem Thale Orichstadt, von wo ein Weg über das Gebirge führt.

Wegen der reichlichen Bewässerung und des schönen Klimas giebt es immer grüne Weiden für Schaafe. In den Thälern erlaubt fruchtbarer Lehm und selbst Sandboden den Anbau von Korn und Weizen, in den tieferen Einsenkungen kann man Zucker, Baumwolle und Kaffee anpflanzen. Getreide giebt eine viermal reichere Ernte als anderwärts; Bäume erreichen einen ungeheueren Umfang, Weinstöcke tragen nach zwei Jahren, Kernobstbäume nach vier Jahren, und Orangen wie Citronen bilden ganze Haine. Dagegen werden Heuschrecken zur Landplage, unterminiren Ameisen das Holzwerk der Wohnungen, verzehren Maden und Käfer die Gartenfrüchte, und leiden die Heerden von Fliegen, deren Stich tödtlich wirkt.

Transvaal hat auch seine Naturwunder, namentlich die merkwürdigen Höhlen bei Wonderfontein am Moori Rivier (Schönem Flusse), wo verwitterte Felsen von 20 Fuß Höhe, von Rissen und Spalten durchzogen, phantastische Gebilde darstellen, bald halbverfallenen Thürmen, bald Obelisken, Thorpfeilern und Säulenresten gleichen. Auf der Oberfläche dieser vielfach geborstenen Platten senken sich so viel Höhlungen, Löcher und Rinnen ein, daß man kaum vorwärts kommen kann. Schlüpft man in ein solches Einfahrloch hinein, so gelangt man in gewaltige Hallen und in Gänge von 15 Fuß Höhe, 8—10 Fuß Breite und sieht sich in ein stilles unterirdisches Museum von Stalaktitengebilden versetzt. Hier hängen an den dunkelbraunen Wänden blendendweiße Kanzeln und Vorhänge, dort senken sich Pfeiler von der Decke bis zum trockenen Boden herab, links und rechts sind nischenartige Vertiefungen an der Wand angebracht, als sollten hier Bildsäulen aufgestellt werden, und aus ferner Tiefe herauf braust und rauscht es wie ein wilder Chorgesang, denn der Fluß strömt zwei Meilen weit unterirdisch von Hol-Fonteine bis zum „Auge".

Auch an anderen Eigenthümlichkeiten ist das Land reich. Die Farmen in den prachtvollen Thälern der Zoutpansberge nennt man Spelunken; in Schömansdal wohnen Elephantenjäger, welche die weiten Jagdausflüge zu Fuß machen und die schweren Elephantenzähne auf den Schultern heimtragen müssen, weil die Thetsefliege keine Viehzucht aufkommen läßt. In verborgenem Waldthale steht die Hütte des Jägers, aus übereinander gelegten Balken errichtet. An einem Querbalken hängt das Gewehr neben der Ledertasche und auf Stangen oder Riemen Streifen des getrockneten Giraffen-, Hirsch- und

Digitized by Google

Büffelfleisches, die man Bilhong nennt und klein gerieben kocht. Der Jäger kleidet sich in Leder, und Lederriemen vertreten die Stelle des Bindfadens, Schuhe und Sohlen gerbt und näht er sich selbst aus Häuten. In dem Thalkessel von Waterbrog wimmelt es von Großwild, aus den Bergen sprudeln allerlei mineralische Quellen, welche man in Gruben sammelt, mit einer Rohrwand umschließt und sie dann als Heilbäder benützt, bei denen Ochsenwagen das Hotel ersetzen. Zwischen den Büschen treiben sich starke Völker von Fasanen, Perl- und Rebhühnern umher; weiterhin liegt, in einem Krater mit phantastisch zerrissenen Felswänden eingesenkt, ein Salzsee, zu welchem auf halsbrechendem Pfade der Bauer mit seinem Ochsenwagen hinabfährt,

Fig. 33. Baumpartie am Bloemfonteiner Berge (Cussonia spicata).

um Salzschollen zu fischen. In dem fruchtbaren Bezirk Lydenburg findet man nur zwei Dörfer mit je 40 Häusern, so wenig wird die an allerlei Gaben reiche Natur benutzt.

Gar klein sind die Städtchen des Landes. In der Hauptstadt Potschefstrom leben 1200 Menschen, dagegen sind sieben Kirchen und fünfzehn Kaufläden im Orte. Die Stadt belebt sich nur zur Zeit des alle drei Monate gefeierten Abendmahls, zu dem weit und breit die Bauern mit ihren Familien kommen. Das kleine Rustenburg gilt für eine Merkwürdigkeit im Lande, weil es drei zweistöckige Häuser besitzt, die man sonst nirgends zu sehen bekommt. Das Städtchen steht am Fuße der blauen Berge in einem lieblichen

Digitized by Google

Thalkessel, umgeben von Bergkegeln und breiten Kuppen voll üppigen Pflanzenwuchses und sprudelnder Quellen. In den Gärten gedeiht herrliches Gemüse und des Obstes so viel, daß man aus Aprikosen Branntwein destillirt. Es wachsen aber auch Datteln, Thee, Kaffee, Zucker und Baumwolle. Von hier aus kann man die romantischen Landschaften des vulkanischen Gebietes den Limpopo hinab verfolgen, welcher in der Nähe des Städtchens Pretoria entspringt. Zwar wohnen der Betschuanen viel (250,000) im Lande, aber diese haben vor jeder Arbeit große Furcht. Nur junge Unbemittelte verdingen sich auf ein Jahr, damit sie sich so viel verdienen, um eine oder einige Kühe kaufen zu können, gegen welche sie dann eine Frau eintauschen, und diese muß sie ernähren. Fühlen sie aber das Bedürfniß, einigen Schmuck von blanken Knöpfen, Glaskorallen, abgetragene Beinkleider und dergleichen zu besitzen, so vermiethen sie sich auf 1—2 Monate und laufen dann ohne Weiteres aus dem Dienste, wenn sie im Besitze jener Herrlichkeiten sind.

Der Bauer ist also auf seine eigenen Kräfte angewiesen und freut sich, wenn er viel Söhne und Schwiegertöchter hat, denn dann fehlt es nicht an Arbeitern. Schafzucht bleibt seine Hauptbeschäftigung, wozu das Land sich ganz besonders eignet, Getreide baut er nur für den Nothbedarf, umzäunt seine Aecker mit Cactus- und Granatbaumhecken, um das Vieh abzuhalten, legt sich am Bach eine Mahlmühle an, baut Gerste als Grünfutter für seine Pferde, daneben etwas Hafer und Roggen, für sich aber Weizen, Hanf und Flachs, welche 15 Fuß hoch werden. Das Mähen des 7 Fuß hohen Grases und das Heumachen dünkt dem Bauer eine zu mühsame Arbeit, er brennt es lieber nieder, wenn es dürr ist, oder schneidet so viel ab, als er braucht, um das Dach seiner Farm zu decken. Werden die Weiden mager, so treibt er die Heerden ins Buschfeld, wo Gebüsch und Gras sich das ganze Jahr hindurch frisch erhalten. Auch in seinem Obstgarten blühen die Bäume und reifen die Früchte das ganze Jahr, so daß er Ueberfluß hat an Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Wallnüssen, Aprikosen, Mandeln, Weintrauben, Feigen, Apfelsinen, Quinoaäpfeln oder Natjes u. s. w. Die Eingeborenen dagegen essen lieber gekochte Maiskolben, doch bauen die Kaffern auch Mohrhirsen, Tabak, Buchweizen und Gemüse. Reis und Kaffee wachsen wild, Bambusrohr 40 Fuß hoch und liefert treffliche Peitschenstiele; an dem Flußufer wächst wilder Hanf (Dacha), welchen die Eingeborenen rauchen, um sich zu berauschen.

Das Hochland Mittelwald zwischen Limpopo und Zambesi besteht aus Urgestein von Granit- und Glimmertafeln, von denen der Quarz goldhaltig ist, daher alle Zuflüsse des Limpopo Gold führen; Mauch entdeckte hier zwei Goldfelder, wie man am Vaal ja auch Diamantenfelder auffand. Das eine

Digitized by Google

Goldfeld, südlich vom Limpopo, ist zwar herrenloses Gebiet, aber Matschin, der zu Schoschong residirende Fürst der Bamangwatokaffern, beansprucht dasselbe. Das andere Goldfeld liegt nördlich im Zambesigebiet des Fürsten Mosilikatze. Dieses Feld streicht 40 Meilen weit von Südwest nach Nordost am Nordabhange des Mittelwalds hin, wo die Flüsse Umniati und Umfule in den Zambesi gehn und eine prachtvolle Landschaft umschließen. Blanke Quarzadern durchsetzen den schwarzen Granit, und eine Tonne Quarz giebt so viel Goldstaub, daß sie 7000—8000 Thlr. werth ist. Die Betschuanen, welche die Goldgruben nach uralter Weise bearbeiten, wissen mit dem Gold weiter nichts anzufangen, als es gegen blaßrothe, weiße, schwarze und weinfarbene Glaskorallen auszutauschen oder gegen Blanketes, d. h. Bettdecken von $3\frac{1}{2}$ Ellen Länge, 2 Ellen Breite und mit einem farbigen Saume an jedem Ende.

XII. Die Diamantfelder.

Das einförmige Steppenland des Orangestaates erlebte vor einigen Jahren einen starken Menschenzufluß aus Californien und Australien, als man am Vaalflusse Diamantenfelder entdeckt hatte, und fast wäre England darüber mit den Freistaaten in Krieg gerathen, um sich in den Besitz der Diamantfelder zu setzen.

Es sah nämlich der Bauer van Niekerk öfter die Kinder seines Nachbarn mit wasserhellen Kieselsteinen spielen, deren Glanz ihm auffiel. Er wünschte daher einen solchen Stein zu kaufen. Die Bäuerin schenkte ihm den größten, denn sie meinte, der Onkel Nachbar könne unmöglich recht bei Verstande sein, daß er für einen nutzlosen Stein Geld zahlen wolle. Indessen van Niekerk war ein schlauer Kopf, er ließ den Stein in einer Stadt untersuchen, wobei sich herausstellte, daß jener Spielstein ein Diamant sei. Niekerk schickte ihn auf die pariser Industrieausstellung und verkaufte ihn für 3500 Thlr.

Ha, dachte van Niekerk, wo man einen Diamanten findet, wird es auch mehr geben! Daher forschte er überall und fand endlich einen Griqua, welcher deren mehrere besaß. Der Boer gab ihm sein Vieh, 500 Schaafe, 12 Rinder und 2 Pferde, welche etwa 1800 Thaler werth waren, und erhielt dagegen die flimmernden Steinchen. Da hieß es denn in der Umgegend: van Niekerk ist verrückt geworden, denn er hat sein Vieh für ein paar weiße Kieselsteine hingegeben. Doch van Niekerk verstand das Rechnen. Sein großer Diamant, der $83\frac{1}{2}$ Karat wog, wanderte zur Ausstellung nach London, erregte großes Aufsehen, und ward vom Grafen Dudley für 78,400 Thaler angekauft. Der Boer war nun ein reicher Mann. Der Graf aber ließ den Stein schleifen,

Digitized by Google

der nun als „Stern Südafrika's," $42^1/_2$ Karat schwer, allgemeines Aufsehen erregte. Nun fingen auch Andere an, im Kaplande nach Diamanten zu forschen, und als bekannt wurde, daß Offiziere am Vaal 40 Stück Diamanten im Werthe von mehr als 100,000 Thaler angekauft hatten, erwachte (1867 bis 1869) das Diamantenfieber in der ganzen Welt. Aus der Kolonie strömten Unternehmer und Arbeiter herbei, aus Kalifornien und Australien kamen erprobte Sucher, die englische Regierung streckte ihre begehrliche Hand aus, um zunächst Steuern zu erheben, die Grundeigenthümer vermietheten Stückchen Land von 30 □Ellen als Claim zu hohem Preise, und in kurzer Zeit hatten sich 50,000 Menschen versammelt, welche schnell reich werden wollten. Mit ihnen zogen Laster und Betrug, Mord, Trunkenheit, Gewaltthat ein, sinnloser Luxus und Abenteurerei, Schenkwirthe, Hazardspieler, Seiltänzer u. s. w. Man errichtete Hotels, Ballsäle, gab Opern und Koncerte, gründete Kaffeehäuser, Grogschenken, Kleidermagazine u. s. w.; es kamen Krämer, Garköche, Trödler, Kunstreiter, Photographen, Opernsänger, Tanzmeister herbei, Banken wurden gegründet, und im Nu erstand in der einförmigen baumlosen Steppe eine Stadt mit 20,000 Einwohnern; in welcher aber Wasser, Holz, Kartoffeln und Gemüse zu den theuersten Dingen gehörten, und wo Unrath weithin die Luft verpestete, da ihn Niemand fortschaffte.

Zunächst durchforschte man die Fundorte der Diamanten genauer und fand bald, daß sie sich auf wenige kleine Strecken von 6—8 Morgen Landes zu beiden Seiten des Vaal in der Nähe von Pneil, Klipdrift, Gong und Waldecks Plat, die trockenen Gruben auf du Troit Pan, Bultfontein, Colesberg Kopje (Kuppe) beschränkten. In diesen Gegenden wird nämlich die sogenannte Karrooformation von Thonschiefer, Trapp und Basalt durchsetzt, von fettem Kalktuff überdeckt, wogegen Kiesgeröll von Achat und derlei bunten Steinen die Abhänge überlagert. Hier und da giebt es Einsenkungen (Pans), aber auch zahlreiche Basaltkegel von 100 Fuß, daneben Spalten von 80 und mehr Fuß Tiefe. In dem Geröll und Tuff dieser Gesteinschichten liegen die Diamanten, welche man auf nassem oder trockenem Wege aussondert.

In den tiefen, dunkeln Gruben brechen Arbeiter mit Brecheisen und Schaufel den Boden auf, laden das Geröll in einen Eimer und lassen diesen hinaufziehen. Dieses Geröll wird in einer Wiege mittels groben und feinen Drahtsiebs durch aufgegossenes Wasser gereinigt und dann auf der Zinkplatte des Sortirtisches ausgebreitet, wo bei blendender Sonne der Sortirer die kleinen Steinbrocken unverwandten Auges mustert, um die Diamanten herauszufinden. Bei trockener Arbeit legt man auch Gruben an, in welche die nackten Arbeiter an Strickleitern und Löchern der Wände hinab und hinauf klettern, während in der Mitte der Eimer auf- und niedergeht, um das in der Tiefe

Digitized by Google

ergrabene Geröll aufzunehmen. Dieses ladet man am Rand der Grube aus, um es auf Mauleselkarren nach dem Reinigungsplatz zu schaffen, wo die Steine trocken gesiebt werden und dann auf den Sortirtisch wandern.

Bald stellten sich zwei Uebelstände heraus, zu denen dann noch andere kamen. Woher die Arbeiter nehmen? Man schleppte Hottentotten und andere Leute zusammen, welche wenig Lust zur Arbeit hatten und fürchterlich stahlen, denn man fand einst bei einem verunglückten Arbeiter 50 Diamanten; gefiel den Leuten die Arbeit nicht mehr, so gingen sie davon. Sie verdienten monatlich nebst freier Kost höchstens 7 Thaler und kamen bei der Theuerung im Orte nicht weit damit. Manche Unternehmer schlossen mit Zuluhäuptlingen Verträge, nach denen sie eine Anzahl zuverlässiger Arbeiter erhielten. Aber diese gehorchten nur dem Unternehmer, der sich daher alle Tage zeigen

Fig. 31. Zulu aus den Minen bei der Mahlzeit.

mußte; blieb er aus, so zogen die Arbeiter wieder ab. Außerdem siedelten sich englische Krämer an und verführten die Arbeiter zum Diebstahl, indem sie ihnen alte Flinten, Kleider und dergleichen gegen Diamanten verkauften, wozu die anwesende englische Polizei die Augen schloß.

Bei dem hastigen Baue hatte man ferner die Gruben nicht dauerhaft ausgezimmert, keine ausreichenden Wege frei gehalten, sodaß Gruben einstürzten, Menschen dabei verunglückten, und die Zugänge zu den Gruben versperrt wurden. Eine Commission trat zusammen, um Ordnung zu schaffen und der Dieberei zu wehren. Man verordnete, daß Wege von 15 Fuß Breite frei gelassen werden sollten, daß man zwölf Einsenkungen von 900 Fuß Länge und 60 Fuß Breite grabe, darin 90 Fuß tiefe Schachte anzulegen. Ein Farbiger dürfe keine Diamanten verkaufen und nicht Eigenthümer einer Grube werden, und Niemand solle ihm Branntwein verkaufen. Die Maßregeln erwiesen sich als wirksam, aber nur auf kurze Zeit; denn nach und nach häufte sich Schutt

Digitized by Google

auf den Wegen an, die Grubenränder lockerten sich und stürzten hinab, die Wege wurden schmäler. Man mußte Bretter über gefährliche Stellen legen, und doch stürzten zuweilen Wagen und Arbeiter hinab.

Dazu kam, daß das Ergebniß der Gruben ein unsicheres blieb. Zwar versandte man in einem Jahre für nahe an 1 Million Thaler Diamanten, aber die Preise sanken, man fand wenig große, und wasserhell war kaum der zehnte Theil; die Preise der Gruben stiegen von 7000 Thaler auf 21,000, der Arbeiterlohn wuchs, und die Postverwaltung war die schlechteste von der Welt, sodaß große Summen durch sie verloren gingen. Einst wurden 2881 Diamanten gestohlen, die in einem Beutel im offenen Fenster der Posthalterei lagen, ein andresmal hing man einen Beutel mit 300,000 Thaler in Diamanten frei neben den Postwagen und verlor ihn, und alle Klagen blieben unbeachtet.

Endlich sprengte Handelsneid das Gerücht von neuen Diamantenfeldern in Brasilien und Kalifornien aus, sodaß die Preise fielen und viele Unternehmer mißmuthig davonzogen. Dazu kamen endlich noch lange verdrießliche Grenz- und Besitzstreitigkeiten zwischen dem Orange-Freistaat und der Regierung der Kapcolonie.

Zum Orangestaat gehörte das Griqualand des Häuptlings Waterboer, eines Freundes der Engländer; dieser bat bisher vergeblich um die Ehre, englischer Unterthan zu werden. Grade als die Diamantenfelder entdeckt waren, die in seinem Gebiete lagen, gab die Regierung seinem Wunsche Gehör und sandte Beamte, Richter und 130 Soldaten, um ihre Unterthanen zu schützen. Der Präsident Brand schickte nun seinerseits 1000 Mann Bewaffnete und 4 Kanonen und zwang den Kapgouverneur auf Vergleichsvorschläge einzugehen, welche sich sehr in die Länge zogen. Zum Glück dachte der Kolonialminister in London anders als der begehrliche Gouverneur; denn er erklärte, gegen die Erwerbung des Griqualandes nichts einzuwenden, wenn die Kolonie diesen Besitz auf ihre Kosten behaupten und verwalten wollte. Dazu hatte das Parlament der Kapstadt indessen keine Lust, und so mußte der Gouverneur seinen Plan einstweilen aufgeben. Gegenwärtig ist aber doch das Griqualand in die Kapcolonie aufgenommen worden. Uebrigens macht auf der jetzigen Wiener Industrieausstellung ein Diamant des Orangestaates, der Stewart, großes Aufsehen, da er der größte aller vorhandenen Diamanten ist und auf eine halbe Million Thaler abgeschätzt wird.

In letzter Zeit entdeckte Bulton in der Transvaalrepublick bei Marabastad ein neues Goldfeld am Zoutpansberge, das 13 Meilen lang und halb so breit ist, und wo sich Gold im Geröll und in den Quarzadern des vulkanischen Gesteins findet. Viele Diamantensucher wandten sich nun hierher, es kamen

Digitized by Google

Goldsucher aus Amerika, Australien und die Stimmung der Boers war so gereizt gegen die englische Habsucht, daß sie den Wunsch aussprachen, Amerika möge das Kapland in Besitz nehmen. Auch sollen dem deutschen Reichskanzler Anerbietungen gemacht sein, diese Republik unter Reichsschutz zu nehmen und ein besonderer Handelsconsul dorthin gesandt sein.

XIII. Die Kaffern- und Sofalaküste.

Diese, im Westen von den Schnee- oder Wittebergen umgränzt, hat zwar viel Buchten und Flußmündungen, aber keine sichere Rhede und ist daher ziemlich unbekannt geblieben. Vom Kap Delgado bis zum Zambesi dehnt sich einförmige Niederung aus, deren Küste gefahrvoll wird wegen der Sandbänke, Untiefen, verborgenen Korallenriffe und der heftigen Brandung der Mozambiqueströmung, die hier an's Ufer anschlägt. Oft ist das Gestade so flach, daß man es vom Schiffe aus gar nicht bemerkt, sondern nur hier und da eine Mimose sieht, welche in der Luft zu schweben scheint. Streckenweise, namentlich um die Delagoabai herum, geht die Küste in Sumpf mit undurchdringlichen Mangrovedickichten über, wo ungesunde Fieber herrschen und das Land unbewohnbar machen. Schlamm und angeschwemmtes Holz färben das seichte Meer dunkelgrün, sodaß es erst weiterhin das tiefe Indigoblau des indischen Meeres annimmt. Südlich von der Delagoabai treten an der 400 Fuß hohen, schön bewaldeten Küste meilenlang phantastische Felsgebilde dicht ans Meer, von denen namentlich die zertrümmerten und zersetzten Felsen der Piars Fragos aussehen wie in Ruinen gesunkene Städte, verfallene Thürme, Burgen und Warten. Dagegen bestehen wieder weite Strecken des Küstensaumes aus angeschwemmtem Lande, in welchem man Tage lang reist, ohne einen Stein zu sehen. Um so üppiger gedeihen Gras und Wälder saftiger Bäume, in denen Heerden von Elephanten, Nashörnern und Büffeln sich umhertreiben, Löwe und Panther ihr Lager aufschlagen, wogegen die Flüsse voll Krokodile und Flußpferde sind. Zur Zeit des Regens verwandeln sich diese Niederungen in weite See'n, sodaß die Thiere sich auf jene Bodenanschwellungen zurückziehen, welche wie Inseln das Wasser überragen, und die Menschen ihre Häuser auf Pfählen errichten, um gegen Wasser und Thiere gesichert zu sein. Erst am Omtukola in Natal hört das Sumpfland auf, und beginnt trockener und sandiger Boden und mit ihm malerische Hügellandschaft. Weiter landeinwärts streichen Hügelreihen durch das Kafferland, zwischen denen waldige Thäler in reizender Windung sich einsenken und von Bächen kristallhellen Wassers durchflossen werden. Doch durchschneiden auch tiefe Schluchten, deren Wände der Regen

Digitized by Google

Fig. 35. Natürlicher Pfeiler.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

zu phantastischen Zacken und Gesimsen aushöhlte, die Hochebene und erschweren das Reisen im Gebiet der Amatonga. Die Amaswasi dagegen bewohnen eine grasreiche waldlose Karroo, in welcher nur einzelne Bergrücken sich erheben. Das Amasululand ist eine schmale niedrige Küste mit Tafelbergen rothen Sandsteins. Mitunter ragen auch Thonschieferberge empor oder umsäumt Granit die Schluchten mit phantastischen Gebilden, oder heben sich Felsrücken dunklen Basalts empor mit zerklüfteten Säulen, die an vielen Stellen in bunten Mandelstein übergehen. Achate füllen die Flußthäler in solcher Menge, daß eines derselben Achatthal genannt wird. Ueber diese Gesteine lagert sich an den meisten Stellen rother oder schwarzer Lehm, welcher wie die rothen Sandhügel Sofala's Goldstaub enthält und manchen Landstrecken eine rothbraune Färbung verleiht.

Am Zambesi besitzen Portugiesen einige herabgekommene Niederlassungen, doch erst Livingstone erforschte den mittleren und oberen Flußlauf und die großartigen Wasserfälle. Sofala ist das Delta des Zambesi voll dichten Sumpfwaldes von Mangrovebäumen. Der Fluß durchzieht es in sieben Hauptarmen, von denen der nördlichste Cuama oder Strom von Quilimane, der südliche aber Luabo heißt. Den nördlichen Arm sperrt eine Sandbarre, hinter welcher der Fluß sich seeartig ausbreitet, sich dann landeinwärts so verschmälert, daß er zur trockenen Jahreszeit kaum 80 Fuß breit und 8 Fuß tief wird, ja an manchen Stellen bis auf 20 Fuß Breite einschrumpft, wogegen er zur Regenzeit fast eine Meile breit sein Thal füllt und es weithin überschwemmt. Jenseits der Abzweigung des Luabo wird das Flußbett inselreich, sein mit Bambusgebüschen bedecktes Ufer flach und so sumpfig bis Senna, daß in diesen Gegenden wegen der Fieber kein Europäer länger als fünf Jahre leben kann. Westlich von Senna wird das Land gebirgig, und durchbricht der Strom die Felsenengen der Lupata in tosenden Stromschnellen. Man kommt daher mit einem Boote erst in 6 Wochen zu dem 50 Meilen aufwärts liegenden Tete, wo die Schifffahrt bald ganz aufhört, da der Fluß in gewaltigen Wasserfällen aus dem Binnenhochlande herabstürzt.

Das ganze portugiesische Küstenland Mozambique ist ungesund und wird von rohen, häßlichen Kaffern, den Matuka, bewohnt, die den Portugiesen als Sclaven und Soldaten dienen und gern auf Sclavenjagden ausziehen. Sie verkaufen die Gefangenen in Quilimane, wo etwa 100 Häuser in sumpfiger Mangrovewaldung stehen und 12 Portugiesen wohnen. Das verfallene Senna zählt kaum 100 Bewohner, und auch das reizend gelegene Tete ist so menschenarm, wie die flache wasserlose Meeresinsel Mozambique. Die Stadt Sofala besteht nur aus 18—20 Strohhütten, indem der Handel sich nach dem Hafen Inhambane zieht, dessen Städtchen unter Palmenschatten steht. Diese frucht-

Digitized by Google

bare Küste wird umsäumt von dichten Mangrovewaldungen; auf trockenen Stellen wachsen Casuarinen, Dattel- und Kokospalmen, Kaffee- und Kopalbäume, 110 Fuß hohe Gelbholz-, Stink- und Eisenholzbäume, gewaltige Mimosen mit 5 Fuß langen Schoten, Sycomoren, Candelabereuphorbien u. s. w. Dazwischen liegen Reis- und Durrahfelder, wechselt wilder Indigo und Baumwolle mit Zuckerrohrpflanzungen und Rhabarber ab.

Berühmt wegen seiner Großartigkeit sind die Victoriafälle des Zambesi, welche im Lande „rauschender Rauch" heißen und von Livingstone entdeckt wurden. Fünf Dunstsäulen steigen empor an den Bäumen, sehen unten weiß und oben dunkel aus und funkeln oft in bunten Regenbogenfarben; weit in der Umgegend ist das Donnern des Falles vernehmbar. Das Ufer und die Inseln umgrünt herrlicher Wald, neben dem gewaltigen Baobab ragen schlanke Palmen empor, daneben sieht man silberfarbige Cedern, dunkle cypressenartige Mothuri mit scharlachrothen Früchten, Eichenarten, Ulmen und kastanienartige Bäume auf den 400 Fuß hohen Felsufern. Von allen Felsen, Hecken und Bäumen trieft es, kleine Bäche rieseln an der Felsenwand nieder und werden von dem aufsteigenden Dunststrome wieder mit emporgeführt. Drunten aber wogt, gährt, wirbelt und tost die wallende Wassermenge an dunkelbraunen Felsen hin in enger Gasse, schießt in Bogen über eine Felswand, ohne sie zu berühren, und fällt dann als Schleier auf den Fluß nieder.

Die Entfernung der Ufer konnte Livingstone nicht messen, sondern nur nach dem Augenmaße abschätzen, weßhalb wir über den Wasserfall selbst wissenschaftlich nicht unterrichtet sind.

Digitized by Google

Pflanzenleben.

I. Vertheilung der Pflanzen.

Das Leben der Pflanzen wird von Wärme und Bewässerung bedingt, welche wiederum von den Luftströmungen und der Bestrahlung des Bodens durch die Sonne abhängen. Südafrika liegt zwischen Aequator und Wendekreis, hat daher zwei Regenzeiten und ziemlich gleichbleibende Temperatur, obschon die Verschiedenheit der Erhebung für einzelne Gegenden einen Unterschied bewirkt, und es in hohen Gebirgen im Winter heftig schneit. Die Nächte und die Morgen sind wegen der starken Ausstrahlung des erwärmten Bodens kühl. Im Frühjahr hat man früh 28° R., Mittags 37°, Abends 27°, in später Nacht 16° R., im Sommer mitunter 42° Wärme. Dann wird der Boden brennendheiß, die Käfer sterben, die Menschen erhalten Blasen auf der Haut, aber Eidechsen und Ameisen fühlen sich gerade bei solcher Temperatur besonders wohl und werden sehr lebhaft. Im Winter schwankt die Wärme zwischen 16—28°, doch bekommen die Lachen im Namaqualand eine Eisdecke von Zolldicke, und fällt auf den Drakenbergen der Schnee fußhoch.

Da von Indien herüber ein halbes Jahr hindurch Winde gleichmäßig wehen und viel Wolken herbeiführen, so fällt an den Drakenbergen viel Regen, daher der Flußreichthum. Dagegen ist Westafrika regenarm, ja manchmal fällt in 4—5 Jahren kein Tropfen, und trockenen die Flüsse aus; so war der Kiusip 11 Jahre lang ohne Wasser. In solchen dürren Gegenden, auf Bergen und in Ebenen, wachsen trotzdem saftige Gewächse, z. B. Melonen und sogar Melonencactus. Im Ganzen fallen hier 18—33 Zoll Regen, in der Kapstadt nur 3—29 Zoll, daher rosten Nadeln nicht, die im Freien liegen, krümmt sich alles Holzgeräth, selbst die Büchsenschäfte von Wallnußholz, und trocknet die Tinte beim Schreiben ein. Im Norden der Colonien regnet es im Winter nie, das Gras wird so trocken, daß man es zu Pulver zerreiben kann; noch weiter nördlich jedoch wechseln regelmäßig Regenzeiten und Dürren. In der Kalahari ist der Nordwind heiß wie Backofenluft, doch

Digitized by Google

hält er nur drei Tage an. Er trocknet Alles aus und ist so elektrisch, daß Straußfedern in wenig Secunden sich mit Elektricität laden, und kleine Funkenströme aus den bewegten Haarflocken der Pelze hervorspringen, welche die Eingeborenen tragen. Im Allgemeinen wirkt die Hitze nicht erschlaffend, sondern kräftigend, und ist das Klima gesund. Nur in sumpfigen Niederungen herrschen Fieber und machen z. B. große Strecken im Zambesithale unbewohnbar.

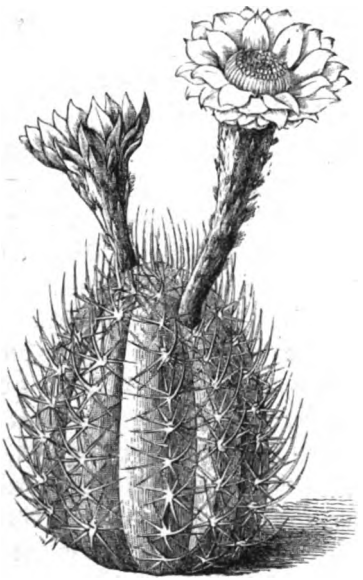


Fig. 30. Melonen-Cactus.

In Südafrika gedeihen daher subtropische und tropische Pflanzen, Melonencactus, die einen prachtvollen Blüthenschmuck wie einen Federbusch tragen, und Bäume, die durch ihre schmalen Blätter den Sonnenstrahlen wenig Fläche bieten und weniger ausdünsten oder ihre Wurzeln tief in die Erde treiben, wo sie unterirdisches Wasser finden, wie dies in der Kalahariwüste der Fall ist. Dort wachsen kopfgroße, saftreiche Knollen unter der Erde, weßhalb die Eingeborenen an den Boden klopfen, um aus dem Schall zu entnehmen, ob drunten etwas zu finden sei. In Regenjahren sind hier meilenweite Strecken dicht von Wassermelonen bedeckt. Wiesen fehlen, denn das Gras wächst 7—12 Fuß hoch und wird leicht trocken, bildet dann aber förmliche Wildnisse, in denen man sich verirren kann, und durch welche nur schmale Fußwege führen; gewöhnlich sieht es hellgelb oder fahlgrau aus und bietet keinen angenehmen Anblick. Wald ist selten und wird in vielen Gegenden durch Dorngestrüpp vertreten. Mimosen und Akazien wachsen in Gruppen, Palmen, wilde Oelbäume, Sycomoren, Baobab nur vereinzelt, und nur an den Flußrändern findet man Gehölze. Wälder besonders an der Südküste und in Natal, am Zambesi, Lieba, Liambye, Angola u. s. w., und zwar sind sie oft so dicht, daß man sich mit der Axt durch die Schlingpflanzen Bahn hauen muß.

Charakteristisch für das Kapland ist bei seinen 14000 Pflanzenarten der Mangel an gesellig wachsenden Pflanzen, und an solchen mit genießbaren Früchten. Nur Proteen und andere Gräser bedecken größere Strecken, von

Digitized by Google

Fig. 37. Natal-Urwald.

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

denen die Protea cynaroides (vergl. Fig. 12, Seite 39) durch ihre blaßrothen, auf fußhohem Stengel stehenden und den Umfang eines Tellers erreichenden Blüthenköpfe auffällt.

Es giebt an 500 Arten von Haidekräutern, die zuweilen Manneshöhe erreichen und in allen Farben blühen, 200 Arten von Stapelien, deren schöne große Blumen wie faulendes Fleisch riechen, 200 Arten von schönblumigen Pelargonien und ebensoviel von dickblätterigen Eispflanzen, außerdem

Fig. 38. Papyrusstaude.

viel Aloe- und Wolfsmilchgewächse. An Flußufern wachsen Bambusgebüsche, deren Schaft die Höhe unserer Linden und Eichen erreicht, und deren winkelförmig gestellten Aeste mit gegitterten Blättern schattige Bogengänge bilden. Dorngestrüpp umsäumt wie ein Wall den Fuß der Schwarzen Berge, die Karroo und die Wälder der Südküste. In den Schluchten des Gauritzflusses findet man Papyrus- und Kalmusdickichte, in den Wäldern der Gebirge baumhohe Wolfsmilchbäume, dornige Kaffernbäume; darunter einzelne Baumriesen, deren Stamm vier Männer kaum umspannen können.

Digitized by Google

Im Allgemeinen werden aber die Waldbäume nicht hoch. Die Zierden des Waldes sind die Silberbäume mit silbergrauem, wolligem Laube und großen Blüthentrauben. Auf dürrem Tafellande erscheint die palmenartige Zamie, die auf dickem, unförmlichem, markreichem Stamme einen Büschel grasartiger Blätter trägt, und auf dürren Ebenen sieht man in Menge das Buschmannsgras, das Material für die Nester der Webervögel. Hier und da zeigen sich fußhohe Stachelbüsche mit klebrigen Blättern, ein Speckbaum mit fleischigen Blättern, ein dürrer, blaßgrüner Kamabos, dessen Asche der Kaffer als Salz benutzt. Zwischen wilden Wassermelonen und dornigen Mimosen siedeln sich gern Riemenblumen an mit feuerrothen Blüthentrauben, und Schilf wächst in den Flüssen oft in solcher Menge, daß es deren Lauf hemmt. Wenden wir uns indessen, statt uns in allgemeine Beschreibungen zu vertiefen, zu den einzelnen charakteristischen Pflanzen Südafrika's, ohne jedoch deren Arten erschöpfen zu wollen.

II. Aloe-, Cactus- und kleinere Pflanzen.

Die Aloe kommt in Afrika in 180 Arten vor und gleicht an Wuchs und Art der mexicanischen Agave. Sie wählt sich trockene Sandstrecken aus, er-

Fig. 39. Aloewald.

steigt die kahlen, nackten Gebirge, umwuchert als Gebüsch den Fuß und die Klippen des Tafelberges. Ihr fast ungetheilter, fest geringelter Stamm

Digitized by Google

windet sich schlangenartig empor und sammelt sein Blätterwerk strahlenförmig an der Spitze, wobei die fleischigen, saftreichen, lang zugespitzten Blätter die Form einer Krone zeigen. Die baumartige Aloe wird 12 Fuß hoch, der 4 Fuß dicke Stamm des Kokerbaumes gar 20 Fuß und trägt an seiner Spitze eine Blattkrone von 300—400 Fuß Umfang. Die Aloe bildet Gebüsche oder steht einzeln in der dürren Ebene, derselben mit ihren blaugrünen Blättern einen ernsten melancholischen Charakter verleihend. Ungastlich versagt diese Pflanze jeden Schatten, wehrt mit scharfen Dornen die Hungrigen ab und sondert sich ungesellig von anderen Pflanzen. Einsame Felseinöden, von der Sonne durchglühte Sandflächen sind ihr Aufenthalt. Kein Vogel wohnt unter ihren Zweigen, kein lebendiges Wasser rauscht an ihr vorüber, sie sucht

Fig. 10. Cactusgruppe.

unnahbare Abgeschiedenheit. Eines Aloewaldes und seiner hochragenden Blüthen wurde bereits gedacht.

Nahe verwandt mit ihr sind die 400 Arten der Cactusgewächse, an denen Alles seltsam und wunderbar erscheint. Holzige Stengel werden von graugrüner Lederhaut überzogen, und von Abstand zu Abstand wachsen statt der Blätter Haarbüschel oder Stacheln heraus, bis endlich aus den Seiten dieser Ungethüme prachtvolle Blüthen hervorbrechen. Die einen erheben sich als vieleckige Säulen 20—30 Fuß hoch. Dies sind die Fackeldisteln, deren 10—20 aus derselben Wurzel emporwachsen, „bleiche Gespenster mit 8 Zoll langen farbenprangenden Blüthen". Der dürre Stamm dient dem Indianer

Digitized by Google

als Fackel. Der Schlangencactus wuchert in peitschenartigen Stengeln voll zolllanger rother Blüthen als Schmarotzer auf anderen Pflanzen. Die Opuntien spenden eßbare Beeren und ernähren die Cochenille. Andere Cactus kugeln sich zu Walzen- und Melonenform zusammen, kleben einsam und düster an den nackten Felsmassen der Gebirge und spenden Menschen und Thieren frischen Saft.

III. Wolfsmilchs- und verwandte Gewächse.

Nicht minder mißgestaltet sind die Wolfsmilchgewächse (Euphorbien), von denen man 114 Arten kennt. Sie gleichen an Gestalt und Farbe den Cacteen, entbehren aber der nahrhaften Stachelbeerfrüchte. Hier wachsen sie dreikantig, dort kreisrund, hier zusammengerollt zu Melonenform, dort erhebt sich baumartig auf kurzem dickem Stamm eine mächtige Kugel, zusammengewebt aus Tausenden von blattlosen Stachelzweigen, die sich schlangenartig durch einander winden. Andere ragen auf als armsdicke Stengel von der Größe eines Menschen. Während aber der Cactus ernährt, führt der Wolfsmilchstrauch Giftsaft und dient dem Buschmann, um seine Pfeile zu vergiften.

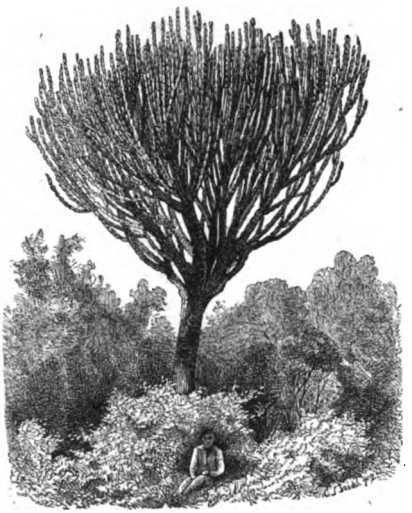


Fig. 41. Baumförmige Euphorbiacee. (Natal).

Mit Aloe und anderen Stachelpflanzen bildet die Euphorbie gern jene Stachelgebüsche des sandigen Bodens, welche das Reisen im Caplande so unangenehm machen. Im Natallande und Kaffraria findet man die Wolfsmilchpflanzen besonders oft in ihren verschiedenen Gestalten, denen aber die Blüthen fehlen. Auch die zahlreichen Stapelien ahmen die Cactusform nach, indem sie als fleischige, blattlose Stengel aufwachsen auf Felstrümmern und sich mit prachtvollen Blumen schmücken. Ihre armsdicken Stengel klettern aber auch von Baum zu Baum wie Guirlanden, und ihre Armleuchter tragen rothe und gelbe Röhrenblumen. Genossen dieser Giftpflanzen sind die Dick- und Eispflanzen, kraut- und strauchartige Gewächse der trockenen Ebenen des Kaplandes, wo sie in 150 Arten vorkommen und in solcher Menge wachsen,

Digitized by Google

daß sie der Landschaft den Charakter des Seltsamen, Unfreundlichen verleihen. Sie bestehen aus runden fußhohen Stengeln mit fetten, dicksaftigen Blättern an den Spitzen derselben. Dort gruppiren sich die jungen Blätter zu regelmäßigen Rosetten, die erst bei weiterer Entwickelung der Zweige auseinander treten, lebhaft in gelblich bleigrauer Farbe in der Sonne schillern und über die Landschaft einen herbstlich falben Schein verbreiten.

Die fleischigen Blätter der Halbsträucher der Mesembryanthemien tragen graugrüne Färbung, aber farbenfunkelnde Blumen, welche aus einer Menge strahlenförmig gestellter Blätter von blaß- oder goldgelber, hoch- oder violettrother oder silberweißer Farbe bestehen und sich lichtbegierig den Sonnenstrahlen öffnen. Andere wieder kriechen am Ufersande des Meeres hin, sind mit krystallhellen Warzen besetzt und überziehen mit ihren feinen Ranken den Strand so dicht, daß man den Sand nicht mehr sehen kann. An vielen Stellen, wo baumartige Wolfsmilchsgewächse die Flußufer einsäumen, bedecken Dickpflanzen die freien Waldstellen. Fällt uns bei den genannten Pflanzen das Seltsame und Abenteuerliche ihrer Form auf, so überraschen uns die zahlreichen Liliengewächse durch ihre prachtvolle Färbung. Es prangen in der Regenzeit die Ebenen des Kaplandes und die Weiden der Karroo's von duftigen Hyacinthen, Narcissen, Lilien, Tulpen, Türkenbund, Kaiserkronen, Feuer- und Schwertlilien ꝛc. Wenn aber die Hitze eintritt, ruht die Zwiebelknospe ungefährdet, von zahlreichen schützenden Hüllen umschlossen, bis die Regenschauer des nächsten Jahres sie zu neuem Leben erwecken.

Fig. 42. Kaiserkrone.

Digitized by Google

IV. Affenbrodbaum oder Baobab und Drachenbaum.

Als Gegenstück zu den plumpen Dickhäutern Afrika's kann man diese merkwürdigen Riesenbäume aufstellen. Der Venetianer Alviso de Mosto war der erste Europäer, welcher einen Baobab (von 102 Fuß Umfang) an der Senegalmündung sah. Später untersuchte der Botaniker Adanson auf dem grünen Vorgebirge einen solchen Baum, in dessen Rinde französische und niederländische Seeleute im 14. und 16. Jahrhundert ihre Namen und die Jahreszahl in Buchstaben von 6 Zoll Länge eingeschnitten hatten. Er zählte die Jahresringe und schätzte nach diesen das Alter des Baumes auf 5150 Jahre,

Fig. 43. Baobab oder Affenbrodbaum.

sodaß er ein Zeitgenosse der Erbauer der Pyramiden sein würde. Obschon Humboldt und Decandolle diese Abschätzung billigen, wird sie doch von Anderen bezweifelt, weil der Baum sehr schnell wächst. Doch gab man dem Adanson zu Ehren diesem Baumriesen, welcher schon bei 12 Fuß Stammhöhe einen Durchmesser von 30 Fuß hatte, den botanischen Namen Adansonia.

Der Baobab ist über Mittel- und Südafrika verbreitet und steht gewöhnlich vereinzelt, da die 100—120 Fuß langen Aeste keinen Nebenbaum aufkommen lassen; indessen fand Barth am Niger einen Baobabwald von zwei Meilen Länge und erfuhr, daß Neger die hohlen Bäume gern als Wohnung und Stallung benutzen, ja darin Volksversammlungen halten. Eine glatte, graue Rinde bedeckt den 10—12 Fuß hohen Stamm, welcher gewöhn-

Digitized by Google

lich einen Umfang von 70—120 Fuß erhält und sich oben in viele Aeste von 50—70 Fuß Länge und der Stärke unserer Waldbäume theilt. Einige dieser Aeste steigen senkrecht in die Höhe, andere senken sich dem Boden zu und berühren oft die Erde, so daß die 150 Fuß breite, kuppelförmig gewölbte Krone zur ungeheuren Laube wird, welche an 200 Quadratruthen Boden beschattet. Ueber 100 Fuß lang dehnen sich die Wurzeln aus und tragen den 30 Fuß hohen Riesen, welcher wegen dieser geringen Erhebung in der Ferne nicht sichtbar wird. Auf 5 Zoll langen Stielen stehen die dunkelgrünen, kastanienartigen Blätter, einen nahrhaften Schleim enthaltend. Die Neger trockenen und pulverisiren denselben, um ihn in die Speisen zu mischen. Die weißen Blüthen mit purpurrothen Staubfäden erreichen den Umfang eines kleinen Tellers, stehen auf fußlangen Stielen und erzeugen eine kürbisartige Frucht von 1 Fuß Länge. Anfangs ist diese von einem wolligen Filz überzogen, verliert ihn aber zur Zeit der Reife, und dann bietet das säuerlich schmeckende Mark Menschen und Thieren eine erquickende Nahrung. Auch das getrocknete Mark ist beliebte Speise und daher in Afrika Handelswaare, der Saft Arzneimittel, und die Fruchthülle dient zur Bereitung der Palmölseife.

Die Urtheile der Reisenden über den Baobab sind sehr verschieden. Livingstone nennt ihn imposant, Barth findet ihn abschreckend häßlich, weil er geisterhaft als kolossales Astwerk in die Luft starre; Gerstäcker meint, dieser Baum sei ebenso mißgestaltet wie ein Flußpferd, und Russeger vergleicht ihn geradezu mit den Dickhäutern.

Der Drachenbaum zu Orotava auf Teneriffa ist durch Humboldt's Schilderung eine Weltberühmtheit geworden, welche jeder Reisende sehen wollte. Er hatte 75 Fuß Höhe, 46 Fuß Umfang und stand in dem verwilderten Garten der Casa Franchi, den Sabin-Berthelot kaufte, um den Baum zu schützen. Die frommen Ureinwohner der Insel verehrten ihn als Schutzgeist; den Spaniern diente er 1402 bei der Besitznahme der Insel als Markzeichen für die Landvermessung, und vor Jahrhunderten schon war er im Innern ausgehöhlt zu einer Grotte, welche eine Thüre schloß. Im Jahre 1819 riß ein Sturm ein Drittel des Baumes nieder; man bedeckte diese Wunde mit einem Brett, um das Eindringen des Wassers zu verhindern und den Riesen zu erhalten; derselbe war so gewaltig dick, daß le Dru (1719) in einer Höhe von 20 Fuß einen Sitz mit einem Tische befestigt sah, an welchem 12 Personen Platz hatten. Im Jahre 1866 hat den wiederholt vom Sturm verstümmelten Baum ein Orkan niedergeworfen.

Der Drachenbaum ist eine Eigenthümlichkeit des tropischen Afrika's und an sich ein sehr seltsames Gewächs. Der dicke, fleischige, palmenartige Stamm wächst in den ersten 25 Jahren gleich dick empor, 50—60 Fuß hoch

Digitized by Google

ohne Aeste, stößt jährlich das große Blätterbüschel, welches er an der Spitze trägt, ab und bedeckt sich mit übereinander stehenden Narbenrippen. Von jener Zeit ab schießt alljährlich aus der Mitte des Blätterbüschels eine Blüthenrispe hervor, treibt 3—4 mal Blüthen, und dann spaltet sich der Baum gabelig in zwei Aeste. Diese blühen auch einigemal und spalten sich dann gleichfalls in Aeste, sodaß sich mit der Zeit der Baumstumpf vielfach verästelt, die Narbenringe der Rinde verschwinden, diese selbst sich furcht und die Aeste Luftwurzeln entsenden. Die seegrünen, fleischig lederartigen Blätter werden

Fig. 44. Drachenbaum.

2—4 Fuß lang, sind an der Spitze eingerollt und umfassen an dem mennigrothen Grunde den halben Ast. Die 3—4 Fuß hohen gipfelständigen Blüthenrispen sind mit zahlreichen gebüschelten Aesten versehen und tragen weißlichgrüne, wohlriechende Blüthchen, aus denen rothe Beeren von der Größe einer kleinen Kirsche werden. Der abgezapfte rothe Saft liefert das vielfach verwendete Drachenblut, dessentwegen man den Baum in manchen Gegenden cultivirt.

Digitized by Google

V. Baumfarren, Palmen, Sycomoren, Mongrovewaldungen.

Auf zolldickem, astlosem Stamm steigen die Baumfarren leicht und schlank 20—40 Fuß hoch empor, so daß sie unsere Linden und Erlen fast überragen würden. Der Stamm ist glatt oder mit den Narben der abgefallenen Blätter bedeckt, mitunter auch von Schuppen überzogen und von einer Menge Luftwurzeln umgeben, die den feuchten Boden zu erreichen suchen. An der Spitze des Stammes steigen große, 8—9 Fuß lange Wedel empor, welche anfangs spindelförmig zusammengerollt, dann aber, sich ausstreckend, mit zartem locker gewebtem Laube besäumt sind, dessen Unterseite mit vielformigen Fruchthäufchen besetzt ist. Diese Wedel befiedern sich dreifach und zacken ihre Blattränder sehr zierlich aus, wodurch sie so leicht werden, daß sie bei jedem Lufthauche schwanken, auf und ab schweben und durch das leichte Gitterwerk ihrer durchsichtigen Belaubung reizende Schattenbilder geben. Auch Palmen sieht man vereinzelt im Walde des Kaplandes nicht selten, namentlich an der Süd- und Ostküste Palmyra- oder Fächer- und Dattelpalmen. Auf der Spitze des Stammes erhebt sich ein mächtiger Büschel von riesigen Blättern, die je nach den Arten der Palmen an Farbe, Gestalt und Richtung verschieden sind. Bald dehnen sich die Blätter einfach in die Länge aus, bald erscheinen sie gefiedert mit kammartig an einander gereihten, dicht in einer Fläche stehenden Blättchen. Die steife Blättermasse ist dunkelgrün oder zeigt silberweißen Anflug und strahlt das auffallende Sonnenlicht glänzend zurück. Dann erscheinen die Dattelpalmblätter matt und gar aschgrau. Andere Palmen tragen schilfartige Blätter von zartem Gewebe und kräuseln sich nach der Spitze zu grasartig. Die prachtvollste Entwickelung zeigen die Fächer- und Schirmpalmen, deren breit ausgedehnte Wedel, in fast wagerechter Richtung vom Stamme sich ausbreitend, ihre Umgebung dicht beschatten. Bisweilen ist sogar die Mitte des gefächerten Blattes mit concentrischen gelben und bläulichen Streifen geschmückt, sodaß die einzelnen Wedel wie ein Pfauenschweif prangen. Häufig sieht man das dichte Gesträuch der stammlosen Zwergpalmen, deren gefächerte Blätter sich hoch erheben, wogegen der dünne stachliche Stamm der Rohrpalmen 400—600 Fuß lang wird, in Abständen von 1—2 Fuß, 8—12 Fuß lange gefiederte Blätter treibt, von Baum zu Baum klettert und wunderbare Guirlanden im Walde hervorzaubert. Seltsame Baumgestalten sind die Sycomoren (wilde Feigen) und die Stelzenbäume der Manglewildnisse. Die mächtigen, meist schräg aufsteigenden Stämme der Sycomoren senden Ausläufer zur Erde, welche weiter wachsen, und so bildet ein Baum, das niedrige Gehölz überbrückend, oft eine

Digitized by Google

ganze Reihe von Bogen durch den Wald. Die Biegſamkeit der wilden Feigen iſt bewunderungswürdig, ſie ſchmiegen ſich an Alles, was ihrem Wachsthum entgegen tritt, nach Art einer Schlingpflanze an und verwachſen mit beliebigen anderen Bäumen zu einem. Ein ſolcher Baum hatte einen Gelbholzbaum ſo vollſtändig umwachſen, daß man die Theile kaum von einander unterſcheiden

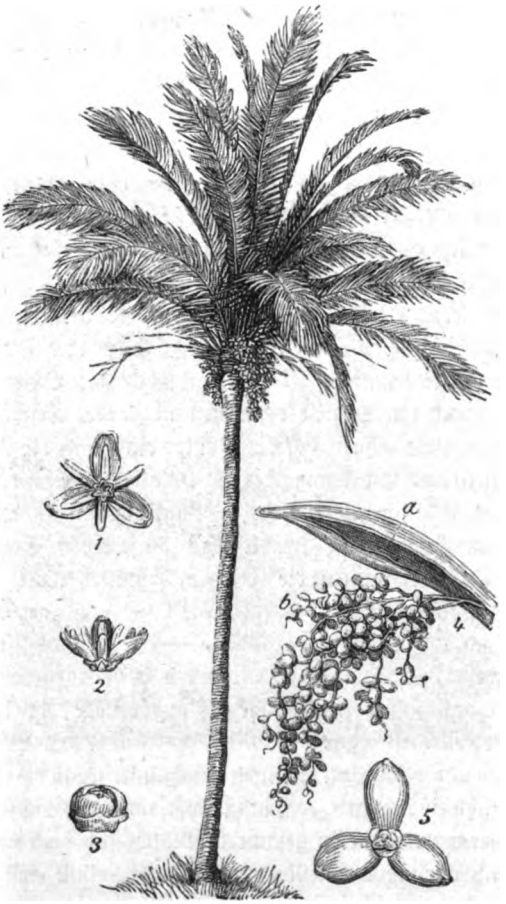


Fig. 45. Dattelpalme.

konnte und das Laub beider ſich unter einander miſchte. Dieſes Gewirr von Zweigen iſt der Lieblingsaufenthalt der Meerkatzen, die ſich auf je einem Baum verſammeln, um deſſen kleine runde Früchte gemeinſam zu verzehren. Der Stamm der Sycomoren wird ſehr dick, aber nicht hoch und ſtreckt wagerecht

Digitized by Google

dicke Aeste von 50—100 Fuß aus. Mächtiger, bis 60—70 Fuß Höhe, wächst der Gelbholzbaum, eine Maulbeerart, auf. Graue Rinde überzieht den knorrigen Stamm, dessen lange verschlungene Aeste weit abstehen und glänzende, hellgrüne Blätter tragen.

An flachen sumpfigen Küsten, wo Korallenriffe die Brandung hemmen, bilden die immergrünen Leuchter-, Mangle- oder Mangrovebäume dichte Wildnisse, in denen faulende Pflanzen- und Thierreste ungesunde Fieberluft erzeugen. Vom Stammende senken sich Luftwurzeln von der Dicke eines Mannesschenkels oft 40 — 50 Fuß lang dachwerkartig in den schlammigen Boden. Da diese Wurzeln sich wieder vielfach theilen, so steht der Baum

Fig. 46. Sycomorus capensis im Littorale von Natal.

wie auf Krücken oder auf einem Wurzelgerüst, über oder unter welchem man hinwegschreiten kann. Von den Aesten gehen aber auch rohrartige, berindete Wurzeln herab, sodaß eine wirre Wildniß von Wurzeln und Zweigen entsteht. Dabei glänzen die dunklen lederartigen Blätter, funkeln zwischen ihnen große, hyacinthrothe Blumen oder hängen lange Schotenfrüchte herab.

Die strauchartige Ananas, eine stengellose Schmarotzerpflanze, ward als Fremdling in Afrika eingeführt, wo sie sich heimisch fühlt, sodaß ihre Früchte auf den Märkten als billiges Obst angeboten werden. Bei dieser

Digitized by Google

Bromelienart stellen sich die einfachen starken Blätter von blaugrauem Grün und mit scharfem und gezähntem Rande schuppenartig dergestalt um den Stengel, daß sie kleine Behälter bilden, in denen sich Thau und Regenwasser lange frisch erhalten und den durstigen Wanderer tränken, wenn Alles rings umher trocken und dürr ist. Aus dem Mittelpunkt des Blätterbüschels entwickeln sich große Trauben oder Rispen, deren einzelne Blumen in den mannigfaltigsten Farben prangen, z. B. grüne Kelche mit rothen Rändern, aus denen lange gelblichweiße Blumenblätter oder röthliche, violette oder bläuliche Blumen hervorragen. Später bildet sich die Blumentraube zu einer großen zusammengesetzten Beere von fleischiger Masse aus, die an ihrer Oberfläche warzig erscheint und eine kugelige oder ovale Gestalt hat. Die prächtige, goldgelbe Färbung der Frucht bildet dann mit der graublauen Belaubung einen angenehmen Contrast. Andere Arten lassen ihre fadenförmigen, verschlungenen Stengel und Blätter ellenlang zwischen röthlichen Blumen herabhängen, diese dienen den Vögeln dazu, um aus ihnen ihre schwebenden Nester zu weben.

VI. Mimosen, Schlinggewächse, Bananen.

Befreundeter erscheinen uns im südafrikanischen Walde neben der lindenartigen Sparmannia, der breitblätterigen Hermannia die oft erwähnten Mimosen mit schirmartig ausgebreiteten Zweigen, deren gefiederte Blätter wieder aus Tausenden kleiner sehr regelmäßig gestellter Blättchen bestehen und im höchsten Grade empfindlich sind. Selbst der Huftritt eines Pferdes, ein Schrei bringt die Mimose in Bewegung, indem sich die Blättchen sofort aneinander legen, wie sie es auch bei jeder Berührung thun, als ob diesen Pflanzen Empfindung inne wohnte. Ebenso empfindlich sind sie gegen Licht und Dunkel; sie schließen sich am Abend und rollen sich am Morgen wieder auf.

Natürlich fehlt es in den Urwäldern des Ost-Kaplandes auch nicht an den wunderbaren Lianen oder Schlingpflanzen und den vielartigen Orchideen. Wie Schlangen klettern sie an den Bäumen hinauf, die Aeste entlang und schwingen sich auf den nächsten Baum. So entsteht ein undurchdringliches Gewirr von Flechtwerk, welches zum Theil mit Dornen bewaffnet ist, aber auch die prachtvollsten Blumen wie Quasten herabhängen läßt, oder die Bäume mit Blumenguirlanden umwindet. Mit jedem Tag entwickeln sich neue Blüthen, daher herrscht ein steter Frühling im Urwalde, mit Ausnahme der kalten Zeit. Hier prangen Glockenblumen in blauer, rother, gelber und violetter Farbe, dort hängen ganze Blüthentrauben und Blumenbüschel herab,

Digitized by Google

und manche Blumen werden so groß, daß man sie wie eine Mütze aufsetzen könnte. Andere Lianen aber sind boshaft, denn sie saugen sich fest an den Baum an, der sie trägt, entziehen ihm den Saft, so daß er nach und nach abstirbt. Auf diesen Schwungseilen der Lianen schaukeln sich Affen, Papageien und manches bunte Geflügel. Wird der Baum alt und sinkt zusammen, so halten ihn die Lianen noch aufrecht, bis er ihnen entgleitet, andere Schmarotzer sich auf der Leiche ansiedeln und sie in kurzer Zeit mit einem Blumenteppich überziehen.

Auffallend durch ihre riesigen Blätter sind die Bananen, von denen die der Musa Ensete 20 Fuß lang werden. Dieses baumartig aufschießende Kraut bildet mit seinen locker gewebten Riesenblättern, welche vom Winde leicht aufgerissen werden, und mit den großen, wunderbar gefärbten Blüthen den schönsten Schmuck feuchterer Gegenden. Während die binsenartigen fahlgrünen Restiaceen den Sandebenen des Kaplandes eine eintönige, matte Färbung geben, erscheinen Bananen oder Pisangkräuter in tropischer Fülle und Pracht an feuchten Flußufern, wohin sie auch wohl die Kultur verpflanzt hat, und lassen die Nähe von Palmen vermuthen. Sie entfalten Blätter von 8—10 Fuß Länge und 2 F. Breite, die seidenen Glanz zeigen, zart gestreift sind, aber sich an den 20—30 Fuß hohen Krautstamme nicht aufrecht erhalten können, sondern hier und da aufspringen oder geknickt herabhängen, und dann aus kahnartiger Scheide die prachtvolle Blume hervorbrechen lassen. Die Strelitzia reginae, nach der Gemahlin Georg des III. benannt, die aus Strelitz stammte, gilt für den Stolz des Kaplandes. Aus der Mitte ihrer langgestielten, fußlangen dunkelblaugrünen Blätter steigt der seltsam gestaltete Blüthenschaft empor, am Ende mit einer 8 Zoll langen, wagerecht gestellten Scheide besetzt, aus welcher sich nach und nach die großen Blumen mit goldrothen Kelchen und blauen Kronenblättern entwickeln und dann zu centnerschweren Früchten werden. Auch Pandanen findet man häufig, jene merk-

Fig. 47. Banane oder Pisang.

Digitized by Google

würdigen Bäume, welche von den Aesten Luftwurzeln zur Erde senden und sich durch dieselben befestigen, wie ein Mast durch Taue. Eine kleinere südafrikanische Art hat gewissermaßen nur die belaubte Krone behalten, da ihr der Stamm fehlt. Sie wächst an sumpfigen Ufern und die Ptytelephas oder Elfenbeinfruchtbaum zeichnet sich durch die langen gefiederten Blätter aus.

An den Rändern kleiner Flüsse, auf feuchtem Boden in dichten Urwäldern, in der Nähe stehender Gewässer gedeiht sie gern im Schatten von fieder-

Fig. 48. Ptytelephas oder Elfenbeinfruchtbaum.

theiligen Baumfarren und hohen Palmen, umrankt von Schlingpflanzen und geschmückt von den Purpurblüthen schmarotzender Bromelien oder den weißen Tuten der Aronsgewächse. Man pflanzt dagegen die 8—20 Fuß hohe Paradiesfeige in Gärten an, wo sie 8—12 Fuß lange und $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Blätter treibt. Ein anderer Pisang (Banane) mit purpurroth gestreiftem Stamm liefert 160—180 Früchte, und die Urania kühlt durch den reinen Wassersaft ihrer Früchte, weshalb sie der Holländer Wasserbaum nennt.

Digitized by Google

Thierleben.

I. Vertheilung und Arten der Thiere Südafrika's.

Die großen Steppen, Gehölze und Wälder Südafrika's ernähren ungeheure Massen von Thieren, namentlich von großen Riesen- und rehartigen Thieren. Die Flüsse wimmeln von Krokodilen und Flußpferden, Nashörner und Elephanten leben heerdenweise. Nach der Menge von Elfenbein berechnet man die Zahl der jährlich erlegten Elephanten auf 8000. Giraffen und Büffel weiden rudelweise, Gazellen in Heerden zu 10—40000, Schakals und Hyänen sieht man sehr häufig schaarenweise, und in gewissen Gegenden ist der Löwe keine Seltenheit, obschon das Schießgewehr der Bauern und Europäer manche Strecken von Wild rein gefegt hat. Andere Gegenden sind thierarm, sodaß die Einwohner auf Mäuse und Maulwürfe Jagd machen, welche weit und breit den Boden unterwühlen, wogegen andere in 2 Fuß hohen heuschoberartigen Nestern zusammenwohnen. Manche Thiere haben eine besondere Marschordnung. Giraffen und Elephanten gehen in Reihen hinter einander, Strauße in zwei Reihen neben einander, Gazellen in Trupps mit Vor- und Nachtrab. An Hausthieren hält man hochbeinige Rinder mit weit abstehenden Hörnern, Schafe mit Fettschwänzen und Ziegen.

Nicht minder groß ist die Zahl der Lauf-, Raub- und Schwimmvögel, der Strauße, Kraniche, Flamingo's, Enten, Reiher, Fasane, Perl- und Rebhühner, der Tauben- und Finkenarten. Turteltauben nisten auf allen Bäumen, hier ruft der Ibis sein Wa-wa-wa, dort der Regenpfeifer sein Tink-tink-tink, wenn er das Krokodil umhüpft. Schwarze Webervögel schwärmen an Flußufern, Schlangenvögel hocken auf Baumstämmen, Bienenspechte höhlen sich Wohnungen an Flußufern aus.

In den sandigen Steppen und grasigen Waldlichtungen halten sich Eidechsen auf, kriechen Schildkröten umher, auch schwarze Kröten mit

Digitized by Google

scharlachrothen Flecken, Giftschlangen von 8—20 Fuß Länge; meckert eine Natterart wie eine Ziege, und bietet der große Python beliebte Nahrung für die Eingeborenen. Außerdem fehlt es nicht an giftigen Zecken und Scorpionen, giftigen Spinnen und giftigen Raupen, werden Tsetsefliegen und Ameisen zur Landplage, und bauen Termiten backofenartige Wohnungen.

Wir beschränken uns auf die nähere Beschreibung der merkwürdigsten oder oft genannten Thiere.

II. Insecten: Pillenkäfer, Ameisen, Termiten, Heuschrecken, Tsetsefliegen und Mücken.

Der Gliederthiere giebt es in Südafrika genug, aber nur wenige von ihnen sind besonders interessant. Zu diesen gehört der Pillenkäfer, welcher zwar einen gemeinen Namen hat und ein niedriges Geschäft treibt, aber trotzdem im alten Aegypten und anderwärts für heilig gehalten wurde, weil er die Straßen rein hielt, also die Stelle unserer Straßenkehrer „unentgeltlich" vertrat. Dieser Käfer wurde im großen Format in Stein ausgehauen und in Tempeln aufgestellt oder sein Bild in Ringe und Halssteine als Scarabäe eingeschnitten. Jetzt rechnet man diesen uralten Heiligen zu den Mistkäfern, er trägt ein schwarzes Kleid und macht sich sehr nützlich, wofür der arme Kerl von Raben, Maulwürfen, Schlangen und anderen Wegelagerern verzehrt wird, wenn er sich erwischen läßt. Er verrichtet übrigens sein Geschäft nicht aus Reinlichkeitsliebe, sondern um seiner Nachkommenschaft Nahrung zu verschaffen.

Fig. 49. Pillenkäfer.

Liegt Koth auf der Straße, so humpelt das Ehepaar geschäftig herbei, reißt mit dem Kopfschild etwas davon ab, ballt dieses Stück mit den Beinen

Digitized by Google

zusammen und rollt es so lange, bis es ein fester Ballen von etwa zwei Zoll Durchmesser wird. Dabei zieht die Frau mit den Vorderfüßen, der Mann schiebt und stemmt den Kopf an, bis die Masse sich kugelt, eben und fest ist. Dann wird ein Ei in die Kugel gelegt, eine Röhre in die Erde gegraben, die Kugel hineingekollert und die Röhre mit Erde zugedeckt. Für jedes Ei machen die Eltern eine solche Kugel zurecht und versenken sie. Sind alle Eier versorgt, dann fühlen sich die Eltern erschöpft und sterben. Bald darauf wird das Ei zur Made, zehrt den Ballen auf und wächst dabei zum Pillenkäfer heran, um alsdann auch Pillen zu kugeln und zu sterben. Dies ist der einfache Lebenslauf der Pillenkäfer. In Südafrika leben diese gern gesehenen Straßenreiniger in Menge und haben daher den besonderen Namen Skavanger Beet.

Außer den Bienen, welche in Unmasse vorkommen und die faule Bevölkerung ernähren helfen, erfreut sich Afrika einer Menge von Ameisenarten. Die kleinen Thierchen bilden bekanntlich eine Art von Staat, da sie gesellig

Fig. 50. Termitenhügel.

leben und Arbeitstheilung eingeführt haben, Städte bauen, Kriege führen, Sclaven und Milchkühe halten und Ackerbau treiben. Sie machen den Menschen Alles nach, leben zwar kaum ein Jahr, aber der Nachwuchs ersetzt die Todten, und so besteht der Staat fort. Ihr Gemeindehaus liegt unter der Erde, oder steht in einem ausgehöhlten Baume oder ist eine regen- und windfeste Lehmburg mit Zinnen und Thürmchen, Hauptthoren und Schlüpfpforten. In Portorico bauen sie zwischen Baumästen riesengroße Nester, welche Bienenkörben gleichen, und schützen alle Straßen an den Stämmen, Aesten, Zweigen, Blättern mit Erde und Steinchen gegen Licht und Regen, weil sie im Dunkeln leben und wirthschaften wollen. Die Straßen erhalten den Durchmesser einer Federspule und sind Tunnels für den Verkehr. Diese Ameisen dringen aber auch in die Häuser, durchbohren alle hölzernen Geräthschaften und stellen weite Wanderungen an, wobei sie stets gradeaus marschiren. Die rothen Waldameisen führen

Digitized by Google

3—4 Fuß hohe Bauten aus, indem sie Blätter, Fichtennadeln, Harz- und Erdkrümchen zusammenfügen. Noch tiefer reicht dieser Stadtbau in die Erde hinein, wo ein Gewirr von sich kreuzenden Gängen angelegt wird, von denen aus dann Straßen in die Umgegend auslaufen. Weil das Graben der Gänge durch Sand große Mühe macht, so stellen sich die Arbeiter hinter einander und schaffen die ausgegrabenen Körnchen, Erdklümpchen und Steinchen fort. Bei manchen Bauten führt ein trichterartiger Eingang in den unterirdischen Bau.

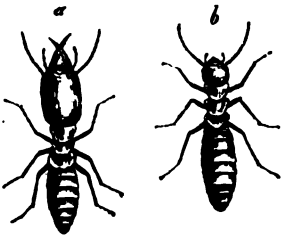
Die Ameisen sorgen auch gewissenhaft für den Nachwuchs der Larven und Maden, die in besonderen Kammern erzogen, gefüttert, bei jedem Witterungswechsel hin und hergeschleppt, durch Belecken gereinigt und an der Sonne ausgewärmt werden. Vor dem Schwärmen kämpfen die Parteien mit einander, und zwar geschieht dies in einer Art wilden Taumels, wobei der Haufen einer dicken Rauchsäule gleicht, welche sich senkt, steigt und endlich verschwindet. Manche Ameisen unternehmen Raubzüge, greifen Nachbarburgen an, liefern Schlachten, erstürmen feindliche Festungen und machen deren Bewohner zu Gefangenen, welche dann für die Sieger unter Aufsicht von Ameisensoldaten arbeiten müssen. Wieder andere Ameisen nehmen Blattläuse auf, bauen ihnen Einpferchungen und ernähren sie, um sie durch Streicheln mit den Fühlern zu veranlassen, einen Tropfen süßen Saftes von sich zu geben, welchen die Ameisen gern naschen. Wieder andre Arten reinigen und ebenen den Boden um ihre Burgen und pflanzen darauf Gras, dessen Samen sie als Nahrungsstoff einsammeln.

Von den 1250 Ameisenarten fallen in Afrika die weißen Ameisen oder Termiten auf durch ihre hohen dauerhaften Wohnungen, welche oft weite Strecken uneben machen und Reisenden als Standorte zur Umschau dienen. Auch sie theilen sich in Arbeiter und Soldaten und schwärmen des Abends in dichter Masse über dem Baue. Dann sieht man ein gespenstisches Bild vor sich, wenn die weißliche, in ihren Umrissen wechselnde Wolke zwischen den verworrenen Zweigen eines umgestürzten Kameldornbaumes umhertanzt. Dann finden aber auch Spinnen, Eidechsen, Ameisen, Kröten, Fledermäuse, Ziegenmelker und andere Thiere reiche Beute, weil der Schwarm das Fliegen nicht lange aushält und bald ermattet zur Erde sinkt. Die Arbeiter scheuen übrigens das Licht, machen sich überwölbte Gänge, um sich davor zu schützen, und sind nur des Nachts thätig. Die kriegerischen Termiten bauen sich heuschoberartige Burgen mit Thürmchen und Spitzen, die 12—20 Fuß hoch werden und 50—60 Fuß Umfang haben. (Vergl. das Bild auf S. 93.) Dazu verwenden sie Thon, welchen sie mit Hülfe des Speichels kneten, und wird die Masse so fest, daß sie dem Regen und selbst fallenden Bäumen widersteht. Um die Hügel selbst läuft ein Thonwall von $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Fuß Breite,

Digitized by Google

welcher Zellen, Höhlungen und nach innen, oben und unten führende Wege enthält. Unten im Mittelpunkt der Burg liegt der königliche Saal mit Seitenkammern für Eier und Junge. Darüber stehen, ein ganzes Stockwerk füllend, die Wochenstuben, eine gelbe Thonschicht voll enger gekrümmter Wege und Zellen für die jungen Thiere. Darüber und nach innen zu füllen die Magazine einen fußhohen Raum, in dessen Zellenwerk die braunen Vorräthe von Nahrungsmitteln sich befinden. Wird die Burg angegriffen, so entfernen sich die Arbeiter, dagegen erscheinen die Soldaten, recken drohend ihre Köpfe in die Höhe, beißen um sich und schlagen zischend ihre Kinnbacken zusammen. Erst wenn sie Sicherheit verschafft haben, kommen die Arbeiter hervor, um den Schaden des Baues auszubessern.

Fig. 51. Weiße Ameise.



a. Soldat. Fig. 52. b. Arbeiter.

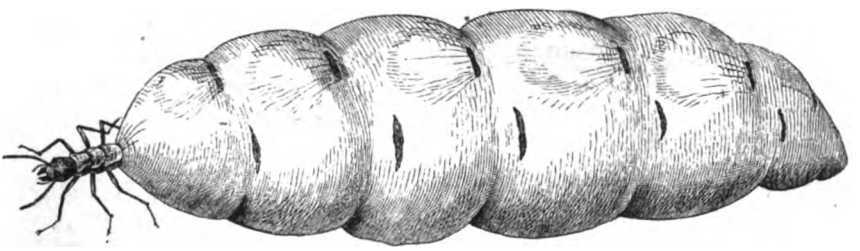


Fig. 53. Trächtiges Termitenweibchen.

In Südafrika sieht man oft weite Strecken voll kuppelförmiger Termitenbauten, welche aus den mächtigen Halmen von Cyperngräsern errichtet sind. Diese werden in zolllange Stücken zerbissen und eilends in die Gänge geschleppt. In Amerika findet man solche Termitenbauten von verschiedener Form ebenso häufig wie in ganz Afrika und nennt sie „Negerdörfer" wegen ihrer Backofenform, denn auf einem vier Fuß hohen Cylinder ruht ein kegelförmiges Dach mit überragendem Rande. Andere Arten errichten schornsteinartige Röhren von zwei Fuß Höhe und drei Zoll Durchmesser und stellen diese in Gruppen neben einander. Wächst der Bau, so wird er zu einem

Digitized by Google

abgerundeten Kegel mit einer Spitze oder gleicht einem Wartthurm mit großen Thür- und Fensteröffnungen, der oft zehn Fuß hoch um einen Bau herum angelegt wird. In Kordofan legen Termiten statt einer Burg unterirdische Gänge im Sande an, so fand Dr. Vogel Röhren von drei Zoll Durchmesser. In Burnu überziehen die Termiten die Gräser und Bäume mit einer Lehmkruste, fressen jene auf und so entstehen 18—25 Zoll dicke röhrenförmige Bauten, die dann die Stelle des verzehrten Baumes bezeichnen. Manchmal erscheinen sie in ungeheurer Menge in den Häusern, höhlen Balken und Möbel aus, daß die Häuser zusammenbrechen, verzehren Kleider und Bücher, ja als ein Neger auf einem Termitenhaufen übernachtete, ohne es zu ahnen, waren ihm am Morgen alle Kleider vom Leibe gefressen. Das Haus des Statthalters von Calcutta drohte mit Einsturz, weil es von Termiten ausgehöhlt war, und ein Kriegsschiff mußte aus demselben Grunde auseinander genommen werden. Auf Isle de France werden auf diese Art Forsten verwüstet, und die Marine erleidet in den Magazinen großen Schaden. Manche Völker locken die Termiten durch vorgehaltene Grashalme aus dem Baue oder lassen sie in Löcher fallen, weil man sie gerne ißt, und in Java verkauft man sie auf dem Markte als Laron. Auch leben viele andere Thiere von diesen Termiten, deren man gegen hundert Arten kennt.

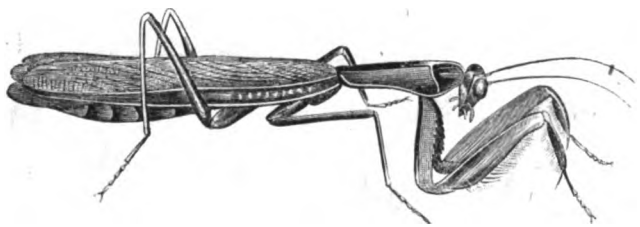


Fig. 54. Fanghenschrecke oder Gottesanbeterin.

Bekanntlich werden die Heuschrecken durch ihre Unmenge und Gefräßigkeit zur Landplage; ihre Raubfüße sind durch eine Doppelreihe von Stacheln zum Greifen ganz besonders geeignet; daher heißt auch eine Art (die Gottesanbeterin) die Fangheuschrecke. Hat die Heuschrecke ihre Beute erreicht und verzehrt, so putzt sie sich, reinigt die Raubfüße, zieht die Fühler durch das Maul und stellt sich dann wieder auf die Lauer. Dabei sind sie so wild, daß sie einander auffressen, wenn man sie zusammen sperrt. Merkwürdig ist die Gespensterheuschrecke, welche in Folge einer Vorrichtung den Kopf stundenlang steif aufgerichtet hält und dann gleicht das braune Thier einem dürren Aste. Man nennt diese daher „wandelnde Aeste", eine andere dagegen „wandelnde Blätter"; von ihnen sind die springenden Gras-

Digitized by Google

pferde leicht zu unterscheiden. Die gefürchtetste Landplage sind die Wanderheuschrecken; sie kriechen in Schaaren aus der Erde hervor, wo die Eier oft Jahre lang liegen und sich dann bei Regen schnell entwickeln. Dr. Fritsch beobachtete, wie die Weibchen je 50—60 Eier, in ein braunes Säckchen gehüllt, in runde Erdlöcher versenkten und die Löcher dann zuscharrten, sodaß nach den Heerzügen stets eine gefräßige Nachkommenschaft in den verwüsteten Gegenden erscheint. Die Bauern nennen diese braunrothen Nachzügler „Rothröcke" oder „Fußgänger". Sie durchwandern in geschlossenen Zügen die Gegend und gehen selbst in stehendes Wasser, es mit ihren Leichen füllend, welche dann eine Brücke bilden; selbst Feuerbrände werden von ihnen erstickt. Abends rasten und fressen sie. Der Bauer lenkt sie dadurch ab, daß er von hinten zu Pferde in den Haufen reitet und große Tücher schwenkt, worauf sie haufenweise umkehren. Reitet er von vorn in den Haufen, so springen die Vorderen auf die Seite, aber neue Schaaren dringen nach und umringen den Reiter.

Nach der Häutung bekommen diese Wanderer Flügel und heißen nun Springhähne, erheben sich in wolkenartigen Zügen und lassen sich vom Winde treiben. Bei stillem Wetter streichen sie wellenschlagend über den Boden hin, indem die vorderen Züge sich niederlassen, fressen und sich dann den vorüberstreichenden Schaaren als Nachhut wieder anschließen. Dabei schwirrt es von Flügelschlägen und knirscht es von Kinnbacken, daß man glaubt, einen Hagelschauer zu hören.

Die Noth, welche die verheerenden Heuschreckenschwärme dem Bauer des Kaplandes machen, schildert Kretschmar sehr anschaulich.

Die Thiere werden vom Nordwinde ergriffen und willenlos fortgeführt, weshalb man im Kaplande mit Hülfe eines guten Barometers ihre Ankunft im Voraus berechnen und Vorbereitungen zur Abwehr treffen kann. Man schätzt die Menge dieser Gäste nach den Stunden ab, welche der rauschende, oft die Sonne verfinsternde Zug dauert.

Senkt sich der Schwarm endlich, so ist die Erde im Nu mit einer grauen Kruste bedeckt. Alle Sträucher und Grashalme sind überzogen von einer Heuschreckenrinde. Ungeheure Massen ruhen neben und auf einander, ringsum krabbelt, zuckt und wogt es auf und nieder, und es beginnt das dumpfe Geräusch der nie ruhenden Kiefern.

Sobald die erste Nachricht von dem Anzuge der Heuschrecken kommt, thürmt der Bauer rings um sein Saatfeld Misthaufen auf oder grüne Büsche, feuchtes Stroh, alte Felle, kurz Alles, was beim Verbrennen einen tüchtigen Qualm erzeugt, und sieht nun mit ängstlicher Spannung den Feinden entgegen.

Digitized by Google

Da rauscht und saust es in der Luft, eine graue Wolke breitet sich aus, und nun heißt es: „Springhähne! Menschen heraus!"

Alles was Beine hat, läuft herzu. Einige tragen Feuerbrände, große Becken und Schollen rauchenden Mistes; Andere zinnerne Waschbecken, eiserne und blecherne Töpfe. Schnell werden Misthaufen, Lumpen und Stroh in Brand gesetzt, dicker Qualm steigt auf und legt sich schwer über das Feld. Den Brandstiftern laufen die Augen über von dem beizenden Qualme, aber sie fahren muthig fort, das hier und da auflodernde Feuer zu unterhalten und neuen Brennstoff herbeizuschleppen. Auch durch Lärm sucht man die Ankömmlinge zu verscheuchen. Man schreit, klappert mit allem, was einen Ton von sich giebt, knallt, klatscht, schießt Flinten ab, aber Alles ist vergeblich. Ermüdet kehrt man Abends heim, um am Morgen die Arbeit fortzusetzen. Auch Vögel sind Feinde der Heuschrecken, ganze Schaaren von Heuschreckenadlern umkreisen den Wanderzug, massenweise werden die Fliehenden zerrupft, daß es förmlich stiebt von abgerissenen Flügeln, Beinen und Leibern; auch Weihen, Falken und Krähen richten große Verheerungen an; Affen, Hühner, Gänse und Enten fallen über rastende Heuschrecken her, Schafe und Pferde ziehen die weichen Heuschreckenleiber den dürren Grasstengeln vor und verzehren jene mit Behagen.

Dies lichtet jedoch die Menge nicht.

Welch' ein Anblick am Morgen: so weit das Auge reicht, Heuschrecke an Heuschrecke! Schon vor dem Hause liegen sie fußhoch, daß man sich Wege schaufeln muß, damit man heraus kann. Vor Kälte sind die Insekten erstarrt zu träger, matt durch einander krabbelnder Masse. Wohl eilt das Geflügel herbei und verzehrt, was es vermag, aber man bemerkt keine Abnahme der unzählbaren Menge. Da muß denn der Mensch eingreifen, die Insekten zu Haufen aufthürmen, um sie zu rösten und zu verzehren, damit er wenigstens einen kleinen winzigen Vortheil von dem angerichteten Schaden hat. Die Saat ist verloren, eine ganze Ernte dahin! Alles ist kahl; man sieht keinen Halm mehr!

Was den Bauer arm macht, das bringt dem Buschmann Nutzen, dessen Lieblingsnahrung die Heuschrecken sind. Da arbeitet der Faule unverdrossen, um einzusammeln, füllt Höhlen und Gruben mit dem kostbaren Gute, verwandelt die Leichen in Pulver, bereitet aus diesem einen Brei, aus welchem er auf heißen Steinen kleine runde Kuchen von grünlich brauner Farbe bäckt, die wie Johannisbrod schmecken.

Die Tsetse-Fliege endlich ist gleichfalls eine Landplage Südafrika's, da unter ihren Stichen Rinder und Pferde sterben, sodaß Reiten, Fahren und Viehzucht in Gegenden unmöglich werden, wo sie haust. Livingstone, der

Digitized by Google

einst auf diese Weise 18 seiner besten Ochsen verlor, hatte Gelegenheit, sie zu beobachten, und beschreibt sie als braunes Geschöpf von der Größe einer Stubenfliege mit drei bis vier gelben Streifen über dem Hinterkörper und mit weit über den Körper hinaus reichenden Flügeln. Sie lebt in feuchten, waldigen Gegenden, und ihr Biß ist für Pferde, Rinder und Hunde tödtlich, schadet aber Menschen, saugenden Kälbern und dem Wilde nichts. Das Gift sitzt im Rüsselansatze am Kopfe und wird mit dem Saugen in das Zellgewebe der Haut gebracht, in welches sie ihren dreispaltigen Rüssel einbohrt. Man fühlt den Stich kaum, auch fürchten ihn die Thiere nicht, aber nach einigen Tagen erscheinen die Folgen desselben. Den Thieren laufen Augen und Nase, das Haar richtet sich empor, unter den Kinnbacken und auch wohl am Nabel bildet sich eine Geschwulst. Dabei magert das Thier ab, die Muskeln erschlaffen, unhaltbarer Durchfall tritt ein, das Grasen wird unmöglich, und das Thier stirbt endlich an Erschöpfung. Manche Thiere erblinden sofort nach dem Stiche und verenden am Schwindel. Untersucht man das todte Thier, so findet man, daß das Fett grünlich gelb aussieht, die Herzkammern zum Durchbohren weich, Magen und Eingeweide blaß und leer sind, die Gallenblase stark ausgedehnt ist. In kurzer Zeit sterben ganze Heerden hin, obschon man wenige Fliegen bemerkt; um die Thiere zu schützen, bestreicht man sie mit Thierkoth; aber gewöhnlich nützt das auch wenig.

Wenn es uns seltsam erscheint, daß in manchen Gegenden Südafrika's Heuschrecken als Volksnahrung dienen, so muß es uns noch unappetitlicher vorkommen, wenn Livingstone erzählt, daß die Umwohner des Nyassasee's Mücken sammeln, dieselben zu Brei einkochen und daraus Kunpokuchen backen. Derselbe hat die Größe und Gestalt unserer Eierkuchen, ist einen Zoll dick, sieht dunkelfarbig aus und schmeckt wie Kaviar. Es erscheinen nämlich zu gewissen Zeiten an und über dem See kleine Mücken in solcher Unzahl, daß sie wie dichter Nebel die Luft an der Oberfläche des See's bis hoch hinauf füllen und man mit dem Boote Stunden lang durch diese Wolke fahren muß. Dabei werden sie sehr lästig; denn im Nu sind Kleider und Körper so dicht mit ihnen bedeckt, daß man sie mit den Fingern abstreichen kann. Man darf daher das Auge nur ein Wenig öffnen, muß Mund, Nase und Ohren schützen, damit sie nicht in Masse hineinstürmen. Dabei füllt sich in kurzer Zeit der Boden des Bootes mit einer hohen Schicht dieser kleinen Plagegeister, daß man sie zusammenkehren kann und dann als Speise kocht. Den Seefahrern auf dem Nyassa fliegt also fetter Kuchen buchstäblich in den Mund.

1467124
Digitized by Google

III. Vögel.

Geierraben. Prachtspinten. Schattenvogel. Büffelvogel. Gaukler. Kranichgeier. Strauß. Kuhgeier. Honigsauger. Ibis. Eisvogel. Kapschaf. Kaptaube und Pinguin u. s. w.

Südafrika ist reich an Amphibien aller Art, deren bei der Beschreibung der einzelnen Landschaften gedacht wurde, indessen haben dieselben so wenig Eigenthümliches, daß die Beschreibung einzelner Arten überflüssig erscheint. Dagegen verweilen wir bei den Vögeln, welche in großer Menge die Steppen, Wälder, Flußufer und Meeresküsten bewohnen.

In den Gehölzen plappern und schwatzen Papageien den ganzen Tag, denn sie schweigen nur, wenn sie schlafen, oder wenn ein Mensch naht, und fliegen kreischend in Schwärmen auf, wenn ein Schuß fällt. Alle Felsklippen und Schluchten werden von Felsentauben umschwärmt, welche dort auf Gesimsen und in Spalten ihre Nester bauen und die Stammeltern unserer Haustauben sein sollen. Finken und Drosseln nisten im Gebüsch, Wildtauben auf hochwipfeligen Mimosen der Gebirgsthäler, wo sie paarweise sich aneinander schmiegen, plötzlich steil in die Höhe steigen, dabei mit den Flügeln klatschen und wieder sanft herabschweben, um sich mit den Flügeln zu bedecken. Im Grase wohnen Rebhühner, besonders das bunte Francolinhuhn, in Menge, und auf Felsen horsten Raubvögel aller Art oder sitzen regungslos auf Baumgipfeln, nach Beute spähend. In Schaaren machen die kohlschwarzen, purpurfarbig schillernden Geierraben auf junge Schafe und Gazellen Jagd, denen sie Augen und Zunge aushacken, großen Thieren aber thun sie wohl, indem sie das Ungeziefer ablesen. Im Gewirr der Schlingpflanzen wohnen Gesellschaften von Mäusevögeln, die sich beim Schlafen klumpenweise an den Bäumen aufhängen und vom Bauer gehaßt werden, weil sie dessen Obst- und Weingärten plündern.

Fig. 55. Felsentaube.

Einige von diesen Vögeln zeichnen sich durch ihren eigenthümlichen Nestbau aus. Die schwalbenartigen, grellbunt gezeichneten Prachtspinten bauen sich als gemeinsamen Wohnort eine Höhle von 30—40 Quadratfuß, zu welcher jedes Paar seinen besonderen Eingang hat, um in die allgemeine Nestkammer zu gelangen. Sie sitzen am Tage auf Bäumen, aber jedes Paar

Digitized by Google

gesondert auf einem Zweige, schießen von da aus in geschickter Schwenkung nach vorüberfliegenden Insecten, eilen dann in die Höhle, um sogleich wieder herauszukommen, umschwirren dieselben zuweilen in dichten Schaaren und treiben dieses Ein- und Ausschlüpfen den ganzen Tag.

Wieder anders verfährt der 2 Fuß hohe reiherartige Schattenvogel, der gemächlich an Waldbächen fischt, Schlangen und Kerbthiere verfolgt und

Fig. 58. Papagei, wilde Taube, Francolinhuhn, Bastard-Papagei, Falke.

sich ein riesengroßes Nest mit drei abgesonderten Räumen baut. Er wölbt dasselbe domförmig, überklebt es mit Lehm und macht den Eingang nur so groß, daß er allein hineinschlüpfen kann. Das Hinterzimmer ist Schlaf- und Brutstätte, im vorderen liegt die Schildwache auf dem Bauche und kündigt durch heiseres Geschrei Gefahr an, das mittlere endlich dient als Wohnzimmer.

Am auffallendsten ist der Nestbau der Webervögel.

„Im Lande der Namaqua", erzählt Plattersон, „liefern die Mimosenwälder

Digitized by Google

Gummi und Kamelfutter, in den ausgebreiteten Aesten sammeln sich aber auch Heerden von Vögeln, welche hier, gesichert gegen die Schlangen, ihre Nester bauen. Sie verfertigen ein gemeinsames Dach, welches einem Strohdach gleicht, und legen darin 800—1000 Privatwohnungen an. Diese hängen beutelartig unter dem Aste oder sind vielmehr röhrenartig, den Eingang nach unten gekehrt, in das Dach eingebaut, so daß kein Thier eindringen kann. Tag für Tag, Jahr bei Jahr wird an diesem Hause gebaut, verbessert, erweitert, bis die aus Gras gewobene Stadt fertig ist, deren Straßen die Röhren vertreten, an deren Seiten sich die Nester befinden." Wenn die Siedelweber einen Nistplatz gefunden haben, bemerkt Smith, bauen sie gleichfalls ein gemeinsames Dach, indem jedes Pärchen sein Nest 2 Zoll entfernt

Fig. 57. Kameeldornbaum mit gemeinschaftlichen Nestern.

neben das Nachbarnest setzt, so daß aus der Bedachung des Einzelnestes endlich ein allgemeines Dorf wird mit einer Menge kreisrunder Löcher an der Unterseite. Brüten die Vögel zum zweiten Male, so werden an die alten Nester neue gehängt, so daß diese schwebende Vogelstadt mit jedem Jahre sich vergrößert, bis endlich der tragende Ast bricht. Fehlt es an hohen Bäumen, so begnügen sich die Thiere mit dem Stamme der baumartigen Aloe.

Wieder anders baut der schwarze Büffelvogel, von welchem 4—20 Paare auf einem großen Aste ihre Nester anlegen. Jedes hat 3—4 Fuß Durchmesser, besteht aus den Reisern und Zweigen der Garatmimose, die wirr und unordentlich um eine Astgabel gewunden werden. Der Eingang ist anfangs faustgroß, verengt sich dann aber mehr und mehr, so daß nur der kleine Vogel in den gangartigen, mit Gras ausgefütterten Bau hinein kann.

Digitized by Google

Ein seltsamer Kauz ist der schwarz und roth gezeichnete weihenartige Gaukler. Beim Fliegen macht er wunderliche Sprünge, steigt hoch auf, hält sich mit hochgehobenen Flügeln in der Schwebe, klappt sie mit lautem Schlag zusammen und stürzt wie todt nieder, worauf er plötzlich, ehe er den Boden erreicht, weiter fliegt. Beim Sitzen bläht er sich zu einem Federklumpen auf, hört er etwas, so breitet er die Flügel auf und macht seltsame Kopfbewegungen. Wo eine Steppe brennt, eilt er heran, jagt vor der Feuerlinie

Fig. 58. Secretär oder Kranichgeier.

auf und ab, schießt durch Feuer und Rauch, um auf Raub zu stoßen. Ein tapferer Schlangentödter ist der schlankgebaute, langschwänzige, langfüßige und graublau gefärbte Kranichgeier. Stolz durchschreitet er die Steppe oder steht, wenn er gesättigt ist, träumend und weltvergessen auf freier Stelle, weithin sichtbar. Im Verzehren der Schlangen, Heuschrecken und Schildkröten ist er unersättlich, daher wird er von den Gesetzen dem Schutze an-

Digitized by Google

empfohlen, von den Eingeborenen verehrt, von dem Europäer ungeschickt Secretair genannt. Hat der Kranichgeier eine Schlange erspäht, so verfolgt er sie dicht am Boden hinstreichend. Diese setzt sich zur Wehr, zischt und bläht den Hals auf, aber der Vogel hält die ausgebreiteten Flügel wie einen Schild vor die Füße, schlägt mit ihnen nach der Schlange, hüpft zurück und vorwärts in sonderbaren Sprüngen, ermüdet den Feind, versetzt ihm betäubende Flügelhiebe, packt ihn, zerbeißt ihm den Schädel, zerreißt und verschluckt ihn. Mitunter jagt er auch fliegend, schwebt 200 Fuß hoch, stößt nieder, läuft den Feind an, fliegt dann empor und läßt sich wieder nieder, um diese Angriffe so oft zu wiederholen, bis der Feind erliegt. Wüstenschildkröten zerschmettert er durch derbe Flügelschläge, und zuweilen soll er Schlangen hoch mit in die Luft nehmen, um sie dann fallen zu lassen und zu tödten. Auf einzeln stehenden Mimosen steht sein Nest aus zusammengelegten Reisern, dessen flache Mulde er mit Federn, Pflanzenwolle und anderen weichen Stoffen ausfüttert und jedes Jahr durch neue Schichten erhöht. Treiben die Zweige neue Sprossen, so überdecken sie das Nest wie eine Laube. Gezähmte Kranichgeier hält man unter dem Hofgeflügel, da sie unter demselben den Frieden aufrecht erhalten, Streitende auseinander bringen und Ratten wie Schlangen verjagen.

Fig. 59. Geheiligter Ibis.

Anders lebt der 2 Fuß hohe blendendweiße Kuhreiher, welcher sumpfige Niederungen besucht und oft zu Dutzenden auf Büffeln und Elephanten sitzt, um ihnen das Ungeziefer abzulesen.

An feuchten Flußufern schreitet bedächtig der 2 Fuß hohe Ibis umher, welchem die alten Egypter göttliche Ehre erwiesen, weil er Ungeziefer vertilgte und sich traulich den Menschen anschloß. Man balsamirte diesen Vogel nach dem Tode ein und erbaute für diese Leichen als Grab die Pyramide Sakahra.

Digitized by Google

Jetzt ist er selten in Egypten, lebt in den Binnenländern bis Südafrika und wandert mit den anschwellenden Strömen in den Ländern auf und nieder gleich dem stammverwandten Storche. Sitzt er dem Weibchen gegenüber auf den Fußwurzeln, so macht er ihr trollige Verbeugungen und plappert dazu ununterbrochen, wie wenn er es unterhalten wollte. Auch sonnt er sich gern, indem er sich platt auf den Bauch legt. In Südafrika macht sich der Ibis als Heuschreckenvertilger beliebt; durch die Büsche an Niederungen sieht man daher oft sein weißes Gefieder hervorschimmern, während der schwarze Schnabel im Boden wühlt und die langen schwarzen Beine bedächtig über denselben schreiten.

In seiner Gesellschaft findet man den rothen, 6 Fuß hohen Flamingo, welcher Schwimmhäute, lange Füße, langen Hals und eckig gebogenen Schnabel hat, um den Schlamm der Fluß- und Seeufer zu durchwühlen. Auf den Inseln des Orangeflusses lebt er in solcher Menge, daß die Uferstrecken roth „wie eine Feuerlinie" aussehen, und „das Sonnenlicht mit dem rosenrothen Gefieder spielt". Flamingo's leben in Schaaren bei einander, stehen meistens bis über das Fersengelenk im Wasser und beobachten in regungsloser Haltung, was in demselben vorgeht, um durch Ausschnellen des Halses die Beute zu ergreifen. Sie schwimmen gut, gehen schwankend, wobei sie den Hals wie ein lateinisches S zusammen legen, und fliegen schwebend mit ausgestreckten Hals und Füßen. Um sicher zu sein, halten die älteren Vögel Tag und Nacht Wache. Der große Vogel lebt von Kerb- und Weichthieren, welche er im Schlamme aufsucht; sein ärgster Feind ist der Kaiseradler. In manchen Gegenden Afrika's fängt man die Flamingo's mit Netzen, in welche man die schlaftrunkenen Thiere treibt, oder beschleicht und ertränkt den Wächter, um dann die Heerde zu überfallen.

Fig. 60. Flamingo.

Ein dritter Genosse ist der $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe weiße Löffelreiher, welcher am Hinterkopf einen ockergelben Federschopf, schwarze Beine und schwarzen

Digitized by Google

Schnabel hat. Mit seinem breiten Schnabel durchwühlt er den Moorgrund und ist stets in der Nähe der Flamingo's zu finden. Er wohnt wie andere Reiherarten und Sumpfvögel an Sümpfen. Schreiend kommen diese Schaaren gegen Abend zu ihren Schlafplätzen, schnattern und krächzen, der Pelikan brummt dazwischen, Rohrtrommeln und Regenpfeifer trommeln und rufen, und in das Tongewirr klingt die helle Stimme des Schlammläufers, stimmen Nachtreiher, Wildschweine und Schakal ein. Dies sind die wilden Schlummerlieder am Ufer der afrikanischen See'n und Moräste.

Häufig sieht man reizende Honigsauger, von denen jedes Paar ein sorgsam bewachtes Nahrungsgebiet hat. Dieser Vogel liebt Blüthenbäume, kommt daher auch in Gärten, besucht Feigencactus und Mimosen, um dort Kerbthiere wegzufangen. Er hängt sein kunstreiches Nest an einen dürren Zweig; die Männchen singen niedlich, bewegen sich in wunderlichen Stellungen. Der metallische Glanz ihres Gefieders erinnert an die Kolibri's, da sie erzgrün, hochgelb, violett und schwarzblau schillern. Morgens und Abends ist das Vögelchen still, aber am heißen Mittag um so beweglicher und lustiger. Es fliegt von Blüthe zu Blüthe, schreit, singt und scherzt mit seiner Dame und läßt den Menschen nahe heran kommen. Rasch schwirrt es hin und her, setzt sich hier und da zwischen den Mimosendornen nieder, ruft zärtlich Tschai, Tschähi, Tschä, Tschi, untersucht die Blüthen eine nach der andern, indem es sich hoch aufrichtet und das Gefieder glatt anlegt. Dann streckt es wiederholt sein Schnäbelchen nach Kerbthieren in die Blüthen, hascht nebenbei eine Fliege oder einen summenden Käfer, schreit vor Freuden auf. Bei dieser Geschäftigkeit folgt ihm stets das Weibchen, welchem es kleine Liedchen vorsingt, die mit Ta, tai, taiti beginnen und mit spinnenden, schnarrenden Tönen endigen. Dabei sträubt es die Kopffedern, läßt die ausgebreiteten Flügel hängen,

Fig. 61. Löffelreiher.

Digitized by Google

stelzt mit dem Schwanze und dreht ihn funkelnd im Sonnenschimmer. Das Weibchen ahmt dies Alles nach, sodaß es gar possierlich ist, diesem Paare zuzusehen.

Schaarenweise durchschwärmt der roth, spangrün und schwarz gezeichnete Scharlachspint, ein prachtvoller Bienenwolfvogel von 1 Fuß Länge, die baumlose Steppe nach Heuschrecken, setzt sich auf Rinder und andere Thiere, um von ihnen aus nach Beute zu spähen, die er dann im Fluge verzehrt, um sogleich zu seinem Standorte zurückzukehren. Ein Steppenbrand ist für ihn ein Fest, weil dieser alle Steppenthiere zur Flucht zwingt und er dabei reiche Beute findet.

Der interessanteste Vogel Afrika's ist der wohlbekannte Strauß, der in den Steppen des Südens heerdenweise, in den Wüsten des Nordens familienweise sich umhertreibt. Dieser nackthalsige kleinköpfige Vogel mit den großen, klugen Augen ist ein Wüstenthier von 8 Fuß Höhe und $1^1/_2$ Ctr. Gewicht, hat kräftige Beine, blendendweiße Flügel- und Schwanz-, kohlschwarze Rumpffedern, fleischfarbene Schenkel und horngelben Schnabel. Im Kaplande ist er ausgerottet und durchwandert nur noch die Hochsteppen des Orangegebietes, wo er sich zuweilen nach und nach beim Weiterziehen mit Kameraden zu großen Heerden zusammenrottet. Gewöhnlich hat jede Familie ihr besonderes Weidegebiet und tritt sich nach dem Tränkeplatz einen ausgelaufenen Weg. Der Strauß springt in Sätzen von 4—14 Fuß dahin, je nachdem er Eile hat, balancirt dabei mit den Flügeln, um das Gleichgewicht zu erhalten, und ist zu Pferde nur schwer einzuholen. Meilenweit überblickt er sein Gebiet, benimmt sich aber sehr dumm, flieht vor jeder ungewohnten Erscheinung und ist sehr gefräßig. In der Gefangenschaft verschluckt er Ziegelsteinbrocken, Steine, Glasscherben, Eisenstücke, Schlüssel und dergl. Die Hennen einer Familie legen ihre Eier in eine Vertiefung des Bodens, umgeben sie mit einem Walle, aber nur die Männchen brüten. Während des Brütens werden immer noch Eier gelegt und um den Rand des Nestes angehäuft. Um das Nest nicht zu verrathen, nähert sich der Strauß demselben nur auf Umwegen, und die Hennen gehen erst weit vom Neste weg, damit man nicht sehen soll, wo sie sich in dasselbe niederlegten; gern überlassen sie das Brüten am Tage der Sonne, und zertreten die Eier, wenn sie bemerken, daß etliche fehlen und das Nest entdeckt ist. Gewöhnlich bedeckt der Strauß die Eier mit Sand, wenn er das Nest verläßt. Eben ausgekrochene Junge werden sofort auf die Weide geführt, sehen wie Igel aus, da sie mit stachelartigen Federkielen bedeckt sind, und laufen behend.

Im Kaplande halten die Bauern zuweilen zahme Strauße, und zu Colesberg hat man eine besondere Zucht angelegt, weil die Federn theuer be-

Digitized by Google

zahlt werden, derentwegen man auch dem Vogel auf die verschiedenste Weise nachstellt. Eier und Fleisch werden gegessen.

Nicht minder häufig kommen Trappen-Heerden in den Steppen vor und werden stark gejagt, obschon die Thiere vorsichtig sind, gut laufen und tüchtig fliegen. Ihre Trupps weiden gern an derselben Stelle, kämpfen Vormittag mit einander, schreien, fressen, legen sich Mittags in den Sand, suchen gegen Abend wieder Nahrung und kehren dann laufend und fliegend zum Nacht-

Fig. 62. Trappe, Nashornvogel, Papageien.

lager zurück. In Afrika ist die Kragentrappe heimisch, welcher flatternde Federn um den Hals stehn. Sie liebt dürre Steppen und Wüsten, Flußufer dagegen der bunte Krokodilwächter, eine Regenpfeiferart, welcher dem Krokodil die Egel und Kerbthiere ablieſt und durch sein Geschrei die Annäherung eines Thieres oder Menschen anzeigt. Am Meeresstrande endlich wohnen tüchtige Flieger, Taucher und Schwimmer. Die behende Seeschwalbe gehört zu den kleinen Vögeln, welche sich zusammenthun, um den Adler anzugreifen; diese Schwalben schweben stundenlang über dem Wasser, stoßen nach Fischen

Digitized by Google

nehmen aber auch mit den Küchenabfällen der Schiffe vorlieb und heißen daher „die Raben des Meeres." Sie vereinigen sich zu Schwärmen, um auf Heu-

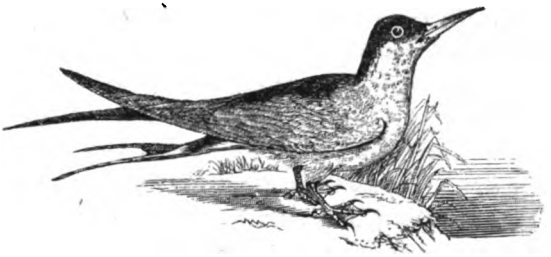


Fig. 63. Seeschwalbe.

schrecken Jagd zu machen und greifen muthig den Jagdhund an. Auf manchen Inseln nisten sie in ungeheurer Menge, daß man 20,000 Eier und noch mehr sammelt; hier machen sie sich eine Vertiefung, legen in dieselben ihre Eier und überlassen das Brüten zum Theil der Sonne. Besonders merkwürdig ist das weiße Kapschaf, ein Albatros von $3^1/_2$ Fuß Länge, welcher weite Meeresstrecken überfliegt und durchschwimmt. Herrlich schwebt er durch die Luft, wie es scheint, ohne Flügelschlag, steigt und sinkt, schwenkt dicht am Steuer eines Schiffes vorüber und läßt sich dann mit ausgebreiteten Flügeln ins Wasser nieder. Hier schwimmt er eine Strecke, läuft dann mit ausgebreiteten Flügeln über die Meeresfläche und schwingt sich endlich wieder hoch in die Luft. Plötzlich schießt er nieder, schwebt dicht über dem Wasser hin, steigt und fällt mit den Wellen, Weichthiere auffangend. Dabei fliegt er gegen Sturm und tobende Wellen und ist endlich im Nu in der Ferne verschwunden. Tage-

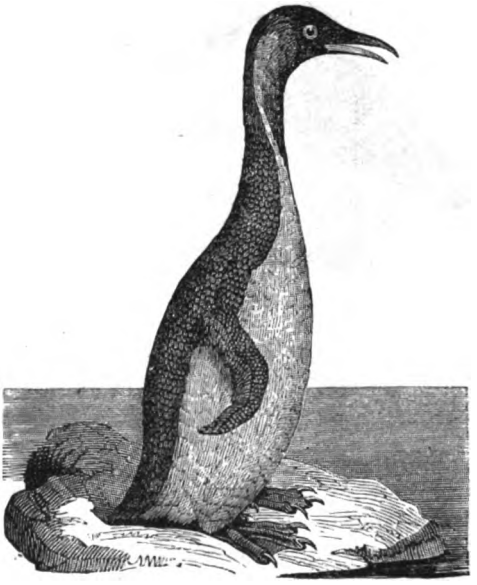


Fig. 64. Pinguin.

Digitized by Google

lang folgt er den Schiffen, deren Küchenreste er verzehrt. Auch die blendendweiße, schwarzgefleckte Kaptaube, ein Sturmvogel, folgt ihnen, da sie gut fliegt und schwimmt, mit Geschrei auf die Küchenabfälle stürzt, indem sie gleich dem Albatros stets Hunger zu leiden scheint.

Auch Taucher oder Pinguine siedeln sich auf öden Felsklippen in Menge an, jene kurzfüßigen, aufrecht stehenden Vögel, die einer Weinflasche an Gestalt gleichen und wie Apothekerbüchsen in langen Reihen auf den Felsgesimsen neben und übereinander sitzen, schreien und lärmen. Sie schwimmen mit dem ganzen Körper unter Wasser, sodaß nur Hals und Kopf herausſehen, tauchen sehr gut, schnellen sich in die Luft, bleiben dann eine Strecke unter dem Wasser und erscheinen erst in weiter Entfernung wieder. Auf der Erde gehen sie langsam und drehend, indem sie einen Fuß über den andern setzen, über Felsen rutschen sie auf der Brust herab in's Meer. Zur Brutzeit nisten ihrer oft 30—100000 bei einander und erheben allabendlich ein fürchterliches Geschrei.

Fig. 65. Eisvogel.

Ganz andrer Art ist ein anderer Fischfänger, der Eisvogel oder Königsfischer, der auch in Deutschland heimisch ist und als Wandervogel nach Afrika kommt. Er siedelt sich an fischreichen Bächen mit buschigem oder schilfreichem Ufer paarweise derart an, daß jedes Paar sein Jagdgebiet hat, das es täglich durchforscht. Weil er zankſüchtig und scheu ist, hält er sich stets allein und beobachtet von einem Stein oder überragenden Zweige aus das Wasser, blickt dabei stets um sich und entflieht beim geringsten Geräusch pfeilschnell mit schwirrenden Flügelschlägen dicht über dem Bache hin, indem er erschreckt „gih, gih, gih" schreit. Kleine Fische verschlingt dieser Stoßvogel ganz, im Winter lauert er an Eisbächen auf Beute. An steilem Ufer macht er sich eine 2—3 Fuß lange Nesthöhle, welche mit einer backofenartigen Ausweitung endigt, abwärts geht und am Eingang zwei Furchen zum bequemen Einschlüpfen hat. Die Anfertigung des Nestes kostet einige Wochen Zeit, es wird aber dann auch Jahre lang benützt, mit Fischgräten ausgepolstert, damit die schön gezeichneten Eier nicht auf bloßer Erde liegen.

Bekanntlich ist der Eisvogel, welcher so groß wie eine Feldlerche wird, sehr schön gezeichnet, denn oben sieht er grün und azurblau aus, unten roth, die Kehle weiß.

Digitized by Google

IV. Paviane.

Afrika ist reich an Affenarten, von denen der Schimpanse und Gorilla, beide im nördlichen Afrika heimisch, am meisten bekannt und interessant sind, weil sie in Körperbau und manchen Gewohnheiten dem Menschen sehr nahe stehen.

Schon Hanno brachte das Fell eines Affen mit, den er Gorilla nannte; unter diesem Namen findet er sich jetzt noch, doch ist er sehr schwer zu fangen oder zu tödten, weil er ebenso listig als stark ist. Von den afrikanischen Affen bekommen wir in Europa am meisten den Pavian zu sehen, in Menagerien und Thiergärten fehlt er sicher nicht.

Dieser unverschämte, zänkische und zudringliche Gesell klettert auf allen Felsen Südafrika's umher und treibt Unfug aller Art. Die hoch überwölbten Augen verrathen Tücke und Bosheit, die kurzen starken Glieder Kraft, aus den bewegten Lippen spricht Begehrlichkeit, und das Raubthiergebiß mit den mächtigen Reißzähnen bekundet Gier und Gefräßigkeit.

Fig. 66. Pavian.

Auf Bäumen steigt der Pavian nicht gern umher, um so behender klimmt er aber auf Felsen, an denen er Wege und Sprünge wagt, die man für unmöglich halten sollte. Hier fängt er Kerbthiere und Spinnen, dort nascht er Vogeleier, nimmt aber auch mit Zwiebelknollen, Gräsern und Pflanzenfrüchten vorlieb und ordnet nach den Weinbergen und Maisfeldern der Bauern förmliche Raubzüge an, wobei er Schildwachen ausstellt, welche durch einen Schrei jede drohende Gefahr anmelden.

Der Pavian befindet sich in steter Bewegung, er richtet sich zuweilen auf, um Umschau zu halten, schreitet dann einige Schritte langsam und schwerfällig vorwärts, wobei er unbeholfen mit dem Hintertheil wackelt, galoppirt mitunter auf seltsame Weise, blickt frech und keck mit glänzenden kleinen Augen um sich und hält sein Schwanzstümpfchen stets kühn aufwärts gebogen. Zornig, schlau und boshaft ist er immer, gebraucht seinen Verstand zu allerlei Listen, vertheidigt sich tapfer und schämt sich aber auch vor keiner Gemeinheit. Ueber jede Kleinigkeit, die ihm nicht gefällt, geräth er in rasenden Zorn, der ihn gegen Gefahren blind macht.

Digitized by Google

Auf ihren Felsen führen die Paviane ein sicheres Leben, denn der Mensch erklimmt diese nicht, um das nutzlose Affenvolk zu bekriegen, große Raubthiere stellen ihnen auch nicht nach, denn sie wissen, daß die Heerden der Paviane jedem einzelnen Kameraden getreulich Beistand leisten und stets Alle für Einen kämpfen. Löwe und Leopard finden Pavianfleisch zwar sehr lecker, aber sie wagen sich nur an Einzelne und an Junge. Nur die Kaphunde zeigen einen grimmigen Haß gegen ihre Namensgenossen, welche man Hundsköpfe zu nennen pflegt. Sie verlassen die Wildspur, wenn sie Paviane wittern, stürzen wüthend auf sie los, worauf die schwächeren Paviane auf die Felsen fliehen, wohin ihnen die Hunde nicht folgen können, die stärkeren aber setzen den Rückzug langsam fort, blicken von Zeit zu Zeit mit umgewandtem Kopf nach den Verfolgern und werfen ihnen tückische Blicke zu. Aber die Hunde fürchten sich davor nicht, kommen näher und näher, bis sie halb athemlos den Gegner erreicht haben, welcher sich nun mit einem durchdringenden Schrei herum wirft, den nächsten Hund an der Brust packt und ihm mit den furchtbaren Reißzähnen die Gurgel zu durchbeißen sucht. Beide stürzen zu Boden, wälzen sich beißend, heulend und stöhnend auf demselben herum, bis der Hund erliegt und mit Hohngeschrei der Pavian davon eilt.

Fig. 67. Galago.

Indessen entgeht der Schadenfrohe seinen Verfolgern nicht. Sie wissen ihre Kampfart zweckmäßig einzurichten, theilen sich und fallen ihn gleichzeitig von verschiedenen Seiten an, daß er in kurzer Zeit von ihnen zerfleischt ist. Raubvögel wagen sich nicht an den Pavian, wohl aber der schlaue Leopard, der seinen Gegner sehr gut kennt, sich behutsam heran schleicht, um ihm dann mit einigen klafterweiten Sätzen aufs Genick zu springen, sodaß der Affe weder beißen noch kratzen kann, sondern schreiend mit zerbissenem Nacken niederstürzt. Dagegen fürchten sich die Paviane gewaltig vor den Schlangen, sodaß eine kleine eine ganze Heerde in die Flucht treibt. Wo der Pavian geht und steht, untersucht er jeden Stein und jeden Busch, ob sich etwa eine Schlange darunter befindet. Entdeckt er statt derselben einen Skorpion, so packt er ihn geschickt, reißt ihm den Giftstachel aus und verzehrt dann schnalzend die Beute.

Menschen überwältigen den starken Pavian durch List, indem sie ihm einen Topf voll Branntwein hinstellen, dessen Genuß den Affen trunken macht. Gezähmte Paviane sind sehr nützlich, weil sie ausgezeichnete Wassersucher sind. Befindet man sich z. B. in wasserloser Steppe, so giebt man dem Pavian stark gesalzene Speise, nimmt ihn an die Leine und läßt sich führen. Er eilt davon,

Digitized by Google

bald rechts, bald links abweichend, schnüffelt, reißt Pflanzen aus, um zu sehen, ob sie wasserhaltig sind, und findet endlich irgend ein verborgenes Wasser.

Statt der übrigen Affen gedenken wir nur noch des Galago oder Moholi, welchen man in ganz Afrika findet, auch am Kap der Guten Hoffnung, als zierliches Thierchen von der Größe eines Eichhörnchens. Er lebt paarweise in Mimosenwäldern und ist leicht zu fangen. Denn wenn man ihn aufscheucht, klettert er auf den Zweigen weiter, bleibt aber sofort wieder sitzen und sieht durch das Laubwerk den Verfolger unverwandt an. Nachts jagt der Galago nach Kerbthieren, und dann sieht man seine Augen durch die Blätter leuchten. Bei Tage sitzt er verschlafen auf den Zweigen. Schüttelt man dieselben, so klammert er sich an und läßt sich wehrlos mit der Hand greifen. In der Sahara heißt er gewöhnlich Gummithier, in den Nilländern Tendj.

V. Dickhäuter.

Bekanntlich ist Afrika reich an Riesenthieren, welche wir häufig in zoologischen Gärten zu sehen bekommen. Da man in den Lehrbüchern oft irrigen Ansichten begegnet, so geben wir ergänzende Beschreibungen der Thiere, auf Abbildungen derselben verzichten wir, sofern sie nicht besondere Eigenthümlichkeiten des Baues darstellen.

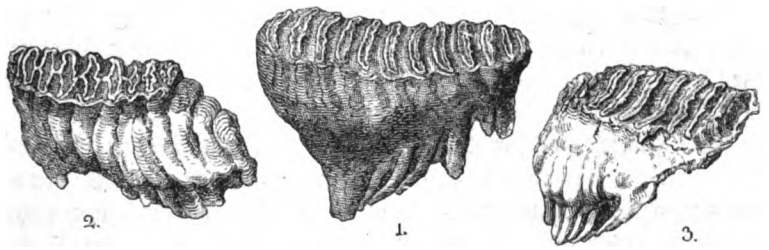


Fig. 68. **Backenzähne des Elephanten,**
1. des indischen. 2. des afrikanischen. 3. des Mammuts.

Der afrikanische Elephant ist größer als der indische und hat größere unbewegliche Ohren, die fußlang wie gedörrte graue Haut am Kopfe hängen. Gewöhnlich wird er 10—12 Fuß hoch und eben so lang, hat einen 6—8 Fuß langen Rüssel, wiegt 8—12,000 Pfund, die Haut 2000 Pfund, die Stoßzähne, deren er zwei hat, 150—180 Pfund. Er liebt das Dunkel des Waldes und lebt dort in Heerden zusammen. Einige brechen Zweige und Aeste, um sie zu verzehren, andere fächeln sich mit ihnen, noch andere schlafen. Die Jungen tummeln sich spielend, wieder andre schwingen den Kopf fortwährend hin und her oder im Kreise herum, schaukeln einen Fuß rückwärts und vor-

Digitized by Google

wärts, schlagen die Ohren klatschend an den Kopf, trippeln hin und her, knicken die Füsse ein und strecken sie wieder aus.

Naht ein Mensch, so flieht die ganze Heerde tiefer in den Wald, durch welchen sie sich breite Wege anlegt, indem sie das Astwerk niederbricht. Diese Straßen führen zum Trinkplatz, aber auch über Gebirge, wo diese Thiere die passendsten Uebergangsstellen ausfindig machen und an steilen Stellen ihre Wege im Zickzack anlegen, wie es der Ingenieur einer Alpenstraße nicht besser ausdenken könnte. An freien, sandigen Stellen des Waldes nimmt die Heerde von Zeit zu Zeit ein Staubbad, um die Menge der lästigen Insecten zu verscheuchen, die sich überall auf der gerunzelten, furchenreichen Haut einnisten.

Der Elephant geht einen gleichmäßigen ruhigen Paß und ist beim Traben von einem Reiter kaum einzuholen. Steile Felswege klimmt er knieend auf und ab, indem er die Brust an den Boden stemmt und mit den Füßen schiebt.

Er besitzt treue Freunde in zwei Vögeln, im Madenhäcker und im kleinen blendendweißen Kuhreiher, welche ihn begleiten, umhüpfen, sich zu Dutzenden von ihm tragen lassen und die Hautfalten nach Kerbthieren und Egeln durchsuchen, von denen er sehr beläftigt wird.

Der Elephant lebt in geschlossenen Gesellschaften von 10—200 Stück, die keinen andern unter sich dulden. Ein fremder Elephant kann in ihrer Nähe weiden, sich aufhalten, aber in die Heerde selbst darf er nicht eindringen, sondern wird durch Rüsselschläge davon gejagt. Diese ausgestoßenen Einsiedler, Rogues genannt, werden dadurch grimmig und boshaft, greifen Jedermann ohne Grund an und werden daher von den Einwohnern jener Gegenden am meisten verfolgt.

Jede Heerde wählt den Klügsten zum Führer, welcher Wege auszukundschaften und für Sicherheit zu sorgen hat, wogegen ihm die Heerde mit dem unbedingtesten Gehorsam folgt. Man sollte kaum meinen, mit welcher Vorsicht der Riese verfährt. Von einem Baume herab beobachtete Skinner eine Heerde, die zur Tränke ging, in heller Mondnacht. Der Führer schritt eine Strecke aus dem Walde hervor, stand still und beobachtete die Umgegend, ging weiter, hielt wieder an und rückte also nur in kleinen Absätzen dem Pfuhle näher. An diesem angekommen, lauschte er wieder, kehrte dann leise zurück, holte einige Kameraden, die er als Wache aufstellte, und nun erst führte er die Heerde herbei, welche lautlos zur Tränke ging. Unterwegs hielt sie an, denn der Führer holte noch die Berichte der Wächter ein, und dann erst stürzten alle in's Wasser, um zu trinken und zu baden, entflohen aber bei dem Geräusch, welches der Beobachter machte.

Als Nahrung verzehren die Elephanten Blätter und zolldicke Aeste, die sie mit dem Rüssel abbrechen, mit ihnen die Fliegen verscheuchen, und sie dann

Digitized by Google

zerkauen. Büschel- und buschweise reißen sie niedere Zweige ab und bezeichnen durch diese Baumverstümmelung den Weg, den sie genommen haben. Von stärkeren Aesten schälen sie die Rinde ab, Gras rupfen sie büschelweise aus, schlagen es gegen einen Baum oder an den Boden, um es von der Erde zu reinigen, ehe sie es verzehren. Beim Trinken saugen sie den Rüssel voll Wasser, stecken diesen in den Mund und lassen das Wasser in den Schlund laufen. Haben sie den Durst gelöscht, so begießen sie den Leib mit dem kühlenden Wasser.

Da in manchen Gegenden Binnenafrika's Elephanten heerdenweise sich umhertreiben, so haben sich manche Grenzbauern daraus ein Geschäft gemacht, die Thiere zu jagen, um vom Verkauf des Elfenbeins zu leben; auch europäische Jagdliebhaber kommen in jene Wildnisse, um diese Jagd zu treiben.

Die Landeseingeborenen dagegen stellen dem Dickhäuter auch seines Fleisches wegen nach, obschon es zäh und hart ist, und nur die Glieder, wenn sie geschmort werden, angenehm schmecken, aber schwer zu verdauen sind.

Ist ein Elephant von einer Gesellschaft erlegt, so beginnt die Ceremonie des Zertheilens. Schweigend umsteht der Haufen die blutende Leiche, auf welche dessen gierige Blicke gerichtet sind. Der Führer schärft zuvor in einer Rede ein, daß Kopf und rechtes Vorderbein dem Jäger gehören, der den ersten Speer auf das Wild warf, das linke Hinterbein dem zweiten Speerwerfer, und das Fleisch um die Augen den Führern des Lagers. Kaum ist diese Rede zu Ende, so erhebt der Haufen ein wildes Siegesgeschrei, schwingt die Speere und öffnet mit deren Spitze hier und da die Haut der Leiche, um sie abzulösen. Sind viel solcher Einschnitte gemacht, so springt der Leib auf, die Gase entströmen demselben zischend, und die Jäger erheben ein neues betäubendes Jubelgeschrei. Das Schreien und die Aussicht auf den Braten regt sie mehr und mehr auf. Einige wühlen sich in die blutige Leibhöhle, um das Fett zu genießen, Andere schneiden sich Fleischfetzen ab, schleppen sie ins Gras, um sie zu verbergen und dann nochmals Fetzen zu holen. Immer wilder und gieriger werden die Jäger, sie stechen und schneiden blind darauf los, verwunden sich dabei gegenseitig, worüber sich neuer Lärm erhebt, welchen man nach vielem Geschrei durch Zulage einiger Fleischstücken an die Verwundeten schlichtet. Dabei wird immer lauter geschrieen, immer lebhafter geschwatzt, bis die Jagdbeute bis auf die Knochen entfleischt ist. Nun beginnt das Kochen. Man gräbt Löcher in die Erde, macht in denselben Steine heiß, legt dann Beine, Rüssel und Zunge hinein, deckt das Loch zu und läßt das Fleisch einen Tag lang schmoren, wodurch es gallertartig weich und sehr schmackhaft wird. Unterdessen verzehrt man die übrigen Fleischfetzen und ver-

Digitized by Google

schlingt sie halb gebraten. Hat man sich den Magen bis zum Uebermaße vollgestopft, so wird gesungen, getanzt und geschlafen, um zu verdauen und dann im Essen fortzufahren. So geht es Tag und Nacht durch, bis Alles aufgezehrt ist. An ein Aufheben von Vorrath denkt Niemand.

Das Nashorn oder Rhinozeros, eins der plumpsten, stumpfsinnigsten Thiere, aber ein guter Läufer und Schwimmer, geht gewöhnlich bedächtig und unbeholfen, denn da es gern in dichtem Sumpfwalde wohnt, muß es Zweige und Bäume niederbrechen, um sich Wege zu bahnen, die es durch öfteres Beschreiten tief austritt. Wegen angeborener Trägheit steht es stundenlang regungslos, und wegen seiner Dummheit geräth es oft bei Kleinigkeiten in blinde Raserei und mörderische Wuth, welche es durch wieherndes Gebrüll und dumpfes Grunzen ankündigt. Ein kurzer Hals trägt den verlängerten Kopf, und der plumpe Leib ruht auf kurzen unförmlichen Füßen. Eine fast zolldicke Haut bedeckt glatt oder vielfach gefaltet und in Schilder getheilt den

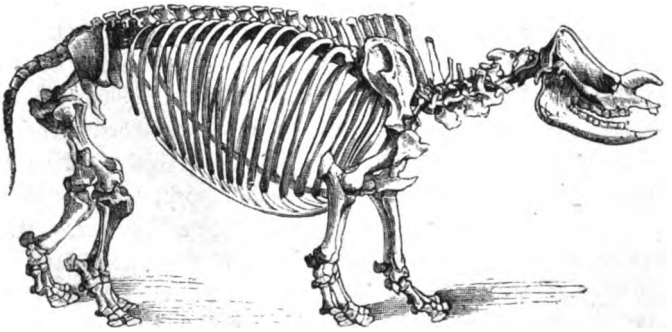


Fig. 69. Skelett des Nashorns.

Leib, und ein Horn von 3 Fuß Länge mit rückwärts gebogener Spitze, hinter welchem manchmal noch ein kleineres steht, sitzt auf der Nasenhaut, in welcher zahllose runde oder kantige Fasern zu der Hornmasse dieser Angriffswaffe verwachsen. Die afrikanische Art ist glatthäutig und hat 2 Hörner, von denen das vordere $2\frac{1}{2}$ Fuß lang wird. Nur an den Weichen dringt eine Kugel ein. Dieser dunkelbraune Koloß starrt stets von Schmutz, denn er wälzt sich täglich im Schlamm, um die anhaftenden Insecten zu ersäufen; dies thut er täglich, bevor er auf die Weide geht, und grunzt dabei vor Vergnügen. In einen Schlammüberzug gehüllt, entsteigt er dem Bade, aber bald trocknet derselbe, fällt stückweise ab, und da sind die Peiniger von Mücken und Käfern wieder bei der Hand. Wird es dem Nashorn zu arg, so läuft es zu einem starken Baume, um sich dort heftig zu reiben. Während der heißen Tageszeit streckt es sich an einem schattigen Orte zum Schlafe aus, halb auf der Seite, halb

Digitized by Google

auf dem Bauche liegend, mit vorgestrecktem aufgelegtem Kopfe, oder steht träge in der dunkelsten Stelle des Waldes und schläft laut schnarchend im Stehen, daß man den Unhold schon von weitem hört. Nachmittags nimmt es wieder ein Schlammbad, reckt und dehnt sich, und geht dann zum Souper nach Disteln, Gräsern, Schilf, Steppengras, Sträuchern u. dergl., schlägt ausgerissene Wurzeln leichthin gegen den Boden, zerkaut sie oberflächlich und läßt sie in den 4 Fuß langen Magen von $2^1/_2$ Fuß Umfang hinabgleiten. Als starkes Thier hat es keinen Feind zu fürchten, lebt daher einzeln oder in kleinen Trupps. Um seine Waffe zu verwenden, hält er beim Laufen den Kopf niedergesenkt, schaukelt ihn im Zorne hin und her und reißt mit dem Horn weite und tiefe Furchen. Wird es sehr zornig, so springt es hin und her, hält den stumpfen Schwanz empor und läßt ein dumpfes Grunzen hören, welches in ein Blasen übergeht. Sein Zorn wird oft zum Wahnsinn, so daß es gegen Steine und Bäume rennt, und der kluge Mensch durch einen Sprung nach seitwärts sich rettet, weil es geradeaus läuft. Obschon es gut schwimmt, taucht es doch sehr ungern.

Fig. 70. Nashornvogel.

Sein steter Begleiter ist der Nashornvogel oder Madenhacker. Dieser umflattert es besorglich, setzt sich auf dessen Rücken und liest ihm das Ungeziefer ab, von welchem es strotzt, da es im Schlammbade eine Menge Egel aufzuladen pflegt. Schreit der Vogel auf und fliegt davon, so springt das Nashorn auf, sieht sich um und flieht gleichfalls, weil es Gefahr vermuthet.

Ein ebenso plumpes walzenartiges Geschöpf ist das Fluß- oder Nilpferd, welches in Menge in fast allen afrikanischen Flüssen lebt und zuweilen zur Landplage wird, da es Menschen angreift und deren Pflanzungen verwüstet. Es hat einen flachen, fast vierseitigen Schädel, nackte Haut, rüsselartige Schnauze und $2^1/_2$ Fuß lange, halbkreisförmig gebogene Eckzähne im Unterkiefer. Wegen der kurzen Beine schleppt es den dicken Bauch fast auf der Erde hin, doch schützt die zolldicke Haut gegen Verletzungen. Ein kurzes Borstenhaar bedeckt dieselbe, über der Brust tiefe Falten schlagend. Steigt es aus dem Wasser, so sieht es bläulich grau aus, wird es trocken, schwarzbraun. Eine Fettlage von 3—6 Zoll Dicke erleichtert das Schwimmen dem

Digitized by Google

13 Fuß langen Riesen, dessen Leib 12—13 Fuß Umfang und 50—60 Ctr. Schwere erreicht, wobei die Haut allein 8—10 Ctr. wiegt. Reisende sahen auf Sandbänken der afrikanischen Flüsse oft 50—60 Flußpferde sich sonnen; des Nachts dagegen suchen diese Flußthiere auf dem Lande Weide und wandern wohl eine Stunde weit, was man an den muldenartigen eingedrückten Furchen und eingestampften Fußtapfen erkennt. Daher wählen sie zum Aufenthalt solche Flußstrecken, welche ein leichtes Aufsteigen ans Land gestatten, und wo Wasserpflanzen in Menge wachsen. Ihre Anwesenheit in dem Flusse zeigt ein dampfartiger Wasserstrahl, dumpfes Brausen und Brummen und das rothe oder bläulichrothe Kopfstück der Ohrenspitzen und Nasenlöcher an. Naht ein Boot, so glotzt das Thier das Fahrzeug an, taucht unter und erscheint nach ein paar Minuten wieder. Wird es gereizt, so verfolgt es Boote und Schiffe. Von Zeit zu Zeit taucht es unter, reißt Pflanzen aus,

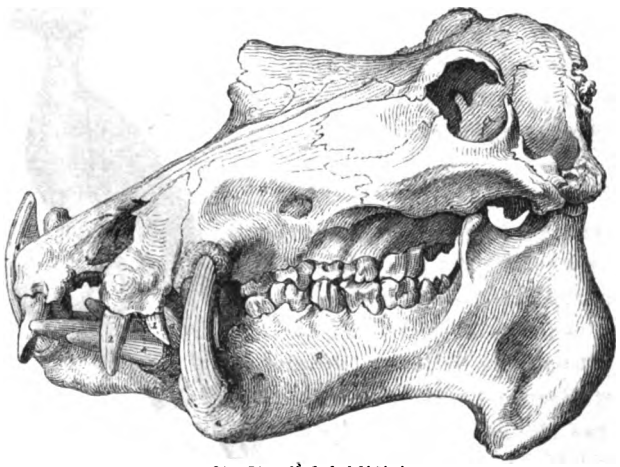


Fig. 71. Flußpferdschädel.

stopft sich ein Bündel in den Mund, den es über Wasser hält, und kaut schwimmend mit Behagen, wobei ihm die Grasmassen zu beiden Seiten des Mundes herabhängen, Pflanzensaft und Speichel über die wulstigen Lippen rinnen, halb zerkaute Grasbündel aufgestoßen und wieder verschlungen werden. Gegen Abend fangen die Männchen an zu grunzen und brüllen, die Heerden tauchen vor Lust auf und ab, schießen satzweise hierhin, dorthin, daß das Wasser Wellen wirft. Aber sie schlafen auch schwimmend im Wasser, indem sie Ohren, Nase und Augen über Wasser halten und durch regelmäßiges Treten mit den Beinen sich in dieser Lage erhalten. So stark das Thier ist, bedarf es doch des Regenvogels, welcher es umtrippelt, um ihm Egel und

Digitized by Google

Kerbthiere abzulesen, und zu gleichem Zwecke spaziert auch ihm der kleine Kuhreiher auf dem Rücken auf und ab. Die Eingeborenen essen das Fleisch gern, halten die geräucherte Zunge für einen Leckerbissen, Speck benutzen sie als Zuthat zum Brot, und Hottentotten trinken den Thran anstatt der Fleischbrühe.

VI. Giraffe und Büffel.

Die afrikanischen Steppen durchwandert die seltsam gestaltete Giraffe und streift oft aus dem Orangegebiet in das Kapland hinein. Hohe dünne Beine, von denen die vorderen höher sind als die hinteren, tragen den 7 Fuß langen Leib, an welchem ein 4 Fuß langer Schwanz mit einer Haar-Quaste hängt. Ein schmaler Hals von 5—9 Fuß Länge ragt etwas vorgebogen empor und trägt einen zierlichen Kopf mit langen Ohren und zwei Knochenzapfen, so daß das Thier vom Scheitel bis zur Sohle 15—19 Fuß mißt. Das gelblich fahle Fell zieren braune Flecken, und aus den großen, schwarzgewimperten Augen sprechen Sanftmuth und Klugheit. Das ganze Thier wiegt an 10 Ctr. Es nährt sich vorzugsweise von den Blättern der Mimosenbäume, welche es mit der dünnen langen Zunge umschlingt und zierlich abpflückt. Von der Ferne gesehen, gleicht die Giraffe einem verwitterten Baumstamme, den lange Flechten überdecken. Sie lebt in kleinen und großen Trupps zu 6—40 Stück und hat einen scharfen Trott, doch wird ihr das Bücken schwer, denn sie muß, um mit dem langen Hals die Erde zu erreichen, die Vorderfüße wie einen Sägebock auseinander spreizen. Weil sie vorn zwei Fuß höher ist als hinten, muß sie beim Laufen den langen Hals wie einen Pendel rückwärts und vorwärts schwingen, um abwechselnd Vorder- und Hintertheil des Körpers zu heben, wobei sie mit der Schweifquaste klatschend die Seiten peitscht und von Zeit zu Zeit den Kopf rückwärts dreht, um sich nach dem Verfolger umzuschauen. Sie läuft in gewaltigen Sprüngen dahin, so daß ein tüchtiges Pferd dazu gehört, um sie einzuholen, weil sie ausdauernd galoppiren kann.

Abends legt sie sich mühsam nieder, knickt erst die Vorderbeine ein, dann die Hinterbeine, legt sich auf die Brust, wälzt sich auf die Seite, zieht die Vorderbeine ein, streckt den Hals rückwärts und läßt den Kopf auf den Hinterschenkeln ruhn. Doch schläft sie wenig und sehr leise.

Mit allen Thieren lebt die Giraffe in Frieden und vertheidigt sich im Nothfall durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen, die so stark sind, daß sie einem Löwen die Knochen zerschmettern.

Die jungen Giraffen lernen 20 Minuten nach der Geburt schon gehen, laufen schon nach 10 Stunden, und am dritten Tage versuchen sie auch

Digitized by Google

Sprünge. Giraffen beschreiben alle Reisenden als eine liebliche Erscheinung in den einförmigen Mimosensteppen.

Je friedlicher die Giraffe ist, um so boshafter, streit- und vernichtungssüchtiger geberdet sich der kaffrische Büffel, dessen blinde Wuth die Eingeborenen fürchten, und welcher fast allen Reisenden Noth und Todesgefahr gebracht hat. Die Kaffern betrachten den Insumba oder Inyati als das fürchterlichste aller Geschöpfe, und Vogel verlor durch wüthende Büffel Leute, Pferde und Kameele. Der berühmte Jäger Gordon Cumming begegnete Heerden von 6—800 Stück und ward oft von zornigen Büffeln angegriffen, die ihn und seine Leute in große Gefahr brachten; ähnliche Erfahrungen machte Livingstone. Der Jäger Kirkmann behauptet, daß ein tödtlich verwundeter Büffel durch laute Klagetöne die Heerde zur Rache herbei ruft. In der That begegnete es ihm, daß die Heerde dann zurückkehrte, grimmig auf den Jäger stürzte, der sein Gewehr weggeworfen hatte und auf einen Baum flüchten mußte, welchen dann die zornigen Thiere umtobten, bis ihnen die Geduld ausging und sie davon trabten.

Nur einen Freund hat der Büffel, dies ist der Büffelvogel, der ihn begleitet, umflattert, sich auf ihn setzt, ihm das Ungeziefer ablieſt und durch sein plötzliches Aufliegen ihm das Zeichen giebt, daß etwas Gefährliches in der Nähe ist.

Der kaffrische Büffel ist der größte, plumpste, stärkste und wildeste seiner Art. Schon sein Anblick hat etwas Grauenerregendes. Dunkelschwarzes Haar bedeckt den riesigen Körper, an dessen weichen Stellen eine bläulich schwarze Haut sichtbar wird. Ein getheilter Bart straffer Haare hängt struppig vom Unterkiefer herab, der nackte Schwanz endigt mit einem kurzen Haarbüschel, und der plumpe dicke Leib ruht auf starken großen Füßen. Bosheit und Heimtücke blitzen aus den kleinen tiefliegenden Augen, die fußlang herabhängenden Ohren geben dem unförmlichen Kopfe den Ausdruck von Stumpfsinn und Dummheit. Die Hörner verdicken sich nahe an der Wurzel so stark, daß sie wie ungeheure Wülste am Kopfe hervortreten und in der Mitte einander fast berühren. Zuerst wenden sie sich nach unten und abwärts, dann aber aufwärts nach vorn, indem sie sich mit den Spitzen wieder einander nähern, und wie Gabeln geeignet sind, am Boden liegende Gegenstände zu erfassen, die sie dann empor schleudern.

Früher wohnte der Büffel mit Löwen und Elephanten zahlreich auch in dem Südende Afrika's, jedoch die Büchse des holländischen Bauern hat tüchtig aufgeräumt, denn Büffel- und Flußpferdjagden waren lange Zeit das Sonntagsvergnügen der Bauern.

Wird eine ganze Heerde angegriffen von einem Raubthiere oder von Jägern, so bildet sie einen Kreis, nimmt die Kälber in die Mitte und wehrt

Digitized by Google

sich. Die Kämpfer achten keiner todbringenden Wunden, erheben sich wieder, wenn sie stürzen, bis ihnen endlich die Kraft ausgeht.

Der Büffel ist stark genug, um sich im dichtesten Urwalde Bahn zu brechen, indem er mit den gewaltigen Hörnern die Aeste beugt oder zerknickt. Um sich der Insecten zu entledigen, wälzt er sich stundenlang im Schlamme.

Die wüthendsten Büffel sind die sogenannten Einsiedler, dies sind die im Turnier um die Büffelkuh Besiegten und von der Heerde Ausgeschlossenen. Die erlittene Schmach macht sie zu aller Welt Feind; sie greifen jedes Thier und jeden Menschen an, die ihnen begegnen, um an ihnen ihren Zorn auszulassen. Die Jagd auf einen Einsiedler ist doppelt gefährlich, man muß ihn im Walde beschleichen und sich hinter einem Baume gedeckt aufstellen, um nicht niedergerannt zu werden, wenn der verwundete Büffel anstürmt. Flieht dieser aber in's Walddickicht, dann kann nur ein geübtes Jägerauge die Spur finden. Ist man dann nicht vorsichtig und stößt man wohl plötzlich im Walddunkel auf das Thier, so ist man in Gefahr, von ihm emporgeschleudert und zertreten zu werden.

VII. Antilopen, Gnu, Quagga und Zebra.

Arabische Dichter wissen viel zu singen von der Anmuth der hirsch- oder rehartigen Gazellen und Antilopen, deren Heerden die Wüsten und Steppen

Fig. 72. Gazelle.

Asiens und Afrika's als unermüdliche Läufer durcheilen. Ihre fahlgelbe oder braunrothe Haut gleicht so sehr der Färbung der Wüste, daß selbst das

Digitized by Google

geübte Auge des Jägers sie für einen Stein halten kann, wenn sie am Boden lagernd rasten.

Von den vielen südafrikanischen Arten wollen wir nur einige beschreiben. Der Springbock ist $2^1/_2$ Fuß hoch, $4^1/_8$ Fuß lang, hat leierartig gekrümmte, schwarze Hörner, lange spitze Ohren, große dunkelbraune Augen und lebhaft zimmetbraunes Fell. In Heerden von 15—50,000 Stück durchwandern diese Thiere in großem Kreisbogen das Land, um es abzuweiden, umschwärmt von Raubthieren aller Art, und beobachten dabei eine gewisse Ordnung. Die Vordersten finden die beste Weide, werden fett und faul, daher von hungrigen Nachfolgern überholt, welche dann dasselbe Schicksal

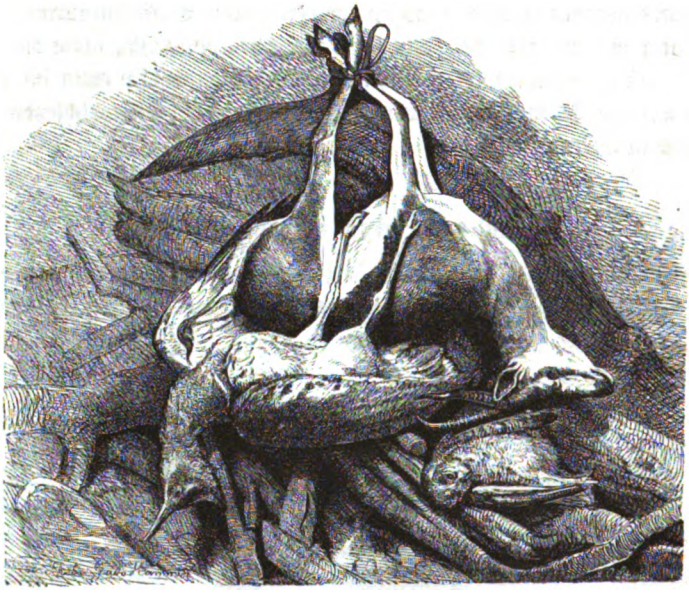


Fig. 73. Springbock.

erleiden, sodaß ein fortwährendes Vordrängen der Hinteren an die Spitze des Zuges stattfindet. Auf der Flucht springt das Thier in Absätzen 10—12 Fuß hoch und 12—15 Fuß weit, indem es sich mit gekrümmten Läufen erhebt, wobei die schneeweiße lange Rückenmähne wie eine Fahne flattert. Beim Niederfallen kommen die Springböcke stets wieder auf alle vier Füße zu stehen und schnellen sich sofort auf gleiche Weise weiter. Erst wenn sie einige hundert Schritt weit mehr geflogen als gelaufen sind, fallen sie in einen leichten Trab, bei welchen sie Hals und Nase zu Boden senken.

Digitized by Google

Kommt eine Heerde an eine Fahrstraße oder einen Menschenweg, so springen die vordersten und dann alle Springböcke an derselben Stelle der Reihe nach über dieselben.

Eine gefürchtete Erscheinung für den Bauer sind die massenhaften Auswanderungen der Spring- oder Trekböcke, welche bei lange anhaltender Dürre vorkommen und denen sich andere Antilopen, Zebras, Strauße u. s. w. anschließen; nicht in Heerden von 20—40,000 Stück, sondern zu hunderttausenden kommen die Thiere an, so daß ihr Zug oft Stunden währt.

Voran ziehen die Trupps der Auskundschafter, die besten und hungrigsten Läufer, dann folgt die unabsehbare Hauptmasse, im vollen Sinne des Wortes ein Thierstrom, welcher sich wie eine Ueberschwemmung über die Steppe ergießet oder wie ein angeschwollner Bergfluß durch enge Thäler dahin schießt in wilder Hast und mörderischem Gedränge. Dabei gleicht die weite unruhige Fläche von nie rastenden Thieren den Wellen des Meeres, die auch nie halten und ruhen. Den Zug schließen die Marodeurs, Kranken oder Gesättigten, aber auch Löwen, Panther, Hyänen, Geier u. s. w., welche überreiche Beute finden. Das Gedränge in den Engpässen ist so groß, daß viele überrannt, an die Felswände gequetscht werden und dabei jämmerlich umkommen. Begegnet der Strom einem Menschen, so rennt er ihn nieder und fluthet über ihn hinweg. Gelangt diese Thierlawine an einen Absturz, so werden die Vordersten zu Hunderten von den Nachdrängenden hinabgedrängt, ehe der Strom zum Halten kommt und eine andere Richtung einschlägt. Wehe dem Acker, welchen eine solche Fluth erreicht. Da hilft kein Schreien und Schießen, die ausgehungerten Thiere stürzen sich auf ihn, und in wenig Augenblicken ist er abgeweidet und zertreten.

Die rehartigen Rindantilopen mit fußlangen Hörnern halten sich in sumpfigen Niederungen auf, die $3\frac{1}{2}$ Fuß langen, olivenbraunen Duiker dagegen, deren kurze Hörner pfriemenförmig gestaltet sind, lieben den Rand dunkler Buschwaldungen als Aufenthalt. Sie sind beliebtes Jagdwild, da ihr Fell Peitschenriemen, das Fleisch treffliche Suppe oder mit Nilpferdspeck gespickt guten Braten liefert. Nähert sich ein Mensch, so bleibt der Duiker regungslos stehen und betrachtet die ungewohnte Erscheinung so lange, bis er glaubt, von dieser bemerkt zu sein. Dann springt er auf, flieht, schlägt Haken, springt über Büsche oder drängt sich durch und schleicht dann geduckt und leise im Gebüsch weiter fort, um erst dann, wenn er weit genug zu sein meint, vollen Laufes davon zu eilen.

In buschigen Thälern, wo das Gesträuch oft Lauben oder röhrenartige Gänge bildet, hält sich das Busch- oder Blauböckchen auf, lauscht bei jedem Geräusch nach allen Seiten, erhebt horchend die Ohren, sträubt den

Digitized by Google

Haarkamm und ſchleicht mit leiſe gehobenen Füßen unhörbar ins Dickicht. Dabei läßt es 6—8 Mal ein heftiges Nieſen hören, trottet nach einigen Sprüngen behaglicher, oder enteilt in weiten Sprüngen mit dicht an den Leib gelegten Vorderfüßen, ausgeſtrecktem Hals und Hinterfüßen, um in weitem Bogen zum alten Standort zurückzukehren, wo es der Jäger erlauert.

Der gelbbraune Bleichbock mit gerade aufſteigendem dünnem Ge-

Fig. 74. Duiker, Traber, Kiewit, Turtelfaube.

hörn hält ſich gern in der Nähe der Dörfer und Gehöfte auf. Vernimmt er verdächtiges Geräuſch, oder wird er überraſcht, ſo ſpringt er im Graſe wiederholt fußhoch empor, um ſich umzuſehen, flieht dann im Zickzack und entgeht leicht dem Verfolger.

Gleich den Gemſen bewohnen die olivengelben, plumpen Klippſpringer als verwegene Kletterer die wilden Gebirge und ſtellen Schildwachen aus,

Digitized by Google

welche stundenlang regungslos auf ihrem Posten ausharren. Wenn zur Mittagszeit die Heerde im Schatten eines Baumes oder auf einer schattigen Steinplatte lagert, steigt die Schildwache von Zeit zu Zeit höher hinauf, um von dort aus zu spähen, ob alles ringsum sicher ist. Auf der Flucht an Abgründen und Felswänden hin weiß diese Antilope auf dem kleinsten Felsvorsprung Fuß zu fassen und sich weiter zu schnellen. Wird ein Klippspringer erlegt, so bleibt die Familie getreulich bei ihm stehen, betrachtet mit Entsetzen den blutenden Genossen, stößt heftige Nieslaute aus und fällt dann wohl von einer zweiten Kugel des Jägers.

Der 8 Fuß lange Kudu hat schraubenförmig gewundene Hörner von 2—4 Fuß Länge und ein zebraartig gestreiftes Fell, am Nacken und Vorderhals eine weißgraue Mähne und am dunkelbraunen Schwanz eine schwarze Quaste. Er lebt rudelweise in dornigen Buschwäldern, trabt auf der Flucht

Fig. 75. Cap'scher Gemsbock.

schwerfällig dahin, mächtig schnaubend, dumpf blökend und den Kopf so zurückgebeugt, daß ihm das Gehörn auf dem Rücken liegt, damit er beim Lauf durch das Gebüsch nicht aufgehalten wird. Weil er treffliches Fleisch liefert, ist er ein beliebtes Jagdthier. Die Kaffern verzehren das Knochenmark als Leckerbissen und veranstalten daher gemeinsame Jagden, indem sie das Thier umzingeln und so müde hetzen, daß sie es mit ihren Speeren erreichen können. Doch der Kudu setzt sich in der Noth zur Wehr, zerschmettert die Hunde mit starkem Hufschlage oder stürzt sich auf die Kaffern. Selbst der Leopard fürchtet sein Geweih.

Der Blaubock wird 6 Fuß lang und 4 Fuß hoch und trägt rückwärts

Digitized by Google

gebogene, fast 2 Fuß lange Hörner, eine Halsmähne, einen Nackenkamm und silbergraues Haar. In manchen Gegenden ist er bereits ausgerottet, entfernte Steppen durchzieht er als ausdauernder Wanderer in kleinen Rudeln, geleitet von einem Anführer und Wächter. Der Spießbock oder die Steppenkuh wird 6 Fuß lang und trägt $3\frac{1}{2}$ Fuß lange rückwärts gerichtete Hörner. Der Passan oder kapische Oryx übertrifft ihn aber noch an Größe. Die Bauern nennen diese bläulich aschgrauen Antilopen mit schwarzbrauner

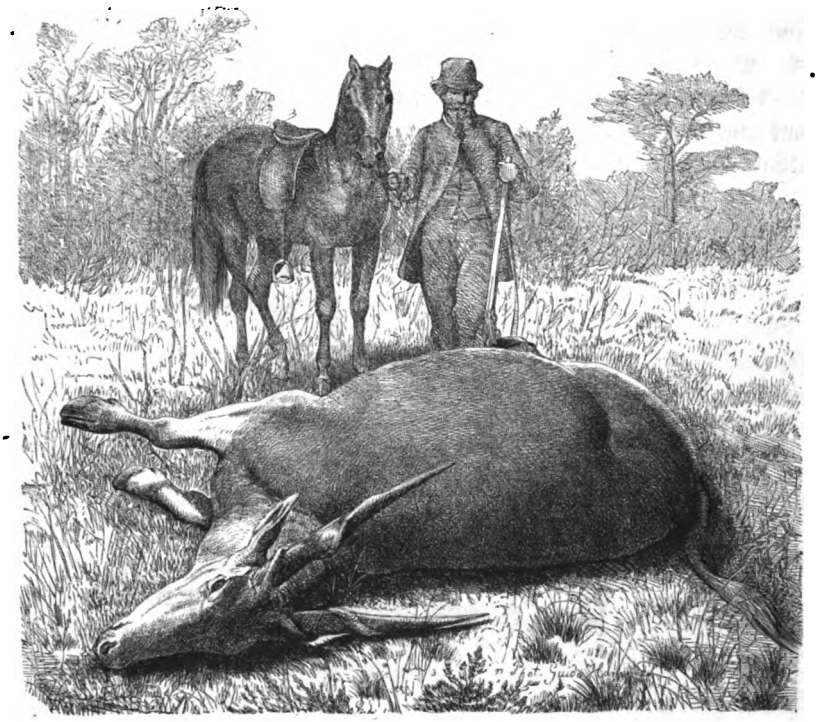


Fig. 76. Erschossenes Eland.

Nackenmähne den Gemsbock (S. 125). Dieser wilde Gesell kann gut galoppiren, ist daher schwer zu jagen. Wird er verfolgt, so stößt er ein durchdringendes Geschrei aus, wirft den aufgereckten Hals zurück, daß die Hörner flach auf dem Rücken liegen, streckt den Schweif gerade von sich und rennt über die Ebene dahin, alles niederwerfend, was ihm begegnet, wobei er selbst Strauß- und Zebraheerden durchbricht. Die Hottentotten wagen ihn nicht anzugreifen, weil er sich herzhaft wehrt und Menschen wie Hunde in gewaltigem Anlaufe durchbohrt, indem er den Kopf senkt, rechts und links um sich stößt und

Digitized by Google

nicht selten auch den Leoparden oder Löwen aufspießt. Die Elen- oder Elandantilope ist 9 Fuß lang, 7—8 Ctr. schwer, gelbgrau, hat einen Kuhschwanz und eine mächtige Halswamme. Sie wandert durch die Steppen in Heerden von 20—40 Stück, wird leicht fett und zu Pferde gern gejagt, da sie nicht lange laufen kann. Die Kuhantilope oder Haartebeest, ein plumpes edelhirschartiges Thier von zimmetbrauner Farbe mit leierförmig gekrümmten Hörnern von 2 Fuß Länge, wird 4 Fuß hoch und 7 Fuß lang. Sie durchzieht in Rudeln von 8—10 Stück die abgelegensten Einöden, bisweilen auch in Heerden von 6—800 Stück, oder schließt sich den Gnu-, Buschbock- und Straußenheerden an, welche dem schlauen und vorsichtigen Haartebeest die

Fig. 77. Kuh-Antilope.

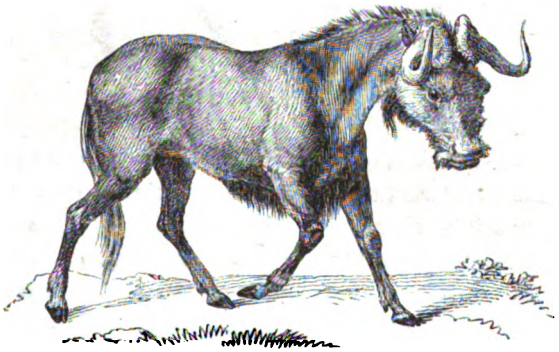


Fig. 78. Gnu.

Führerschaft anvertrauen. Denn dieses sieht und hört sehr gut und läuft ausdauernd, daß es schwer einzuholen ist. Wittert es Gefahr, so läuft es in blinder Eile davon, und hinter ihm her stürzt dann in wilder, wirrer Flucht die ganze Heerde. (Vergleiche ferner Bild auf Seite 44.)

Die seltsamste Antilope Südafrika's ist das 7 Fuß lange und 4 Fuß hohe Gnu oder Wildebeest von Pferdegröße mit aufrechter Mähne, dicken

Digitized by Google

halbmondförmig gebogenen Hörnern, Haarbüscheln am Kinn, zwischen den Vorderfüßen und auf der Nase, mit gelblichgrauem Haar und Pferdeschweif. Ein wunderbarer Wandertrieb führt es fort ins Weite, blindlings in die weiten Steppen hinein, denn es liebt die Freiheit des Umherschweifens und verläßt sich auf seine Stärke und seinen Muth. Es ist ein tüchtiger Paßgänger, galoppirt vorzüglich, ist muthwillig, behend und feurig, scheut auch den Kampf nicht und ist in der Gefangenschaft unbändig. Gnus wehren sich mit Stoßen und Schlagen, verwundete stürzen sich in den Abgrund, um die Qual der Schmerzen zu endigen. Beim Knallen einer Flinte macht die ganze Heerde possierliche Sprünge, läßt aber den Feind dicht heran, um ihn immer im Auge zu behalten, und entgeht daher selten der weittragenden Büchse.

Fig. 79. Zebra.

Sehr tapfer sind die Tigerpferde: Zebra und Quagga. Letzteres greift unverzagt die schleichende Hyäne an, bearbeitet sie mit Gebiß und Vorderfüßen, und selbst der Leopard büßt seinen Angriff oft mit dem Leben. Denn wenn er diesem Tigerpferd auf den Rücken springt, wirft es sich zu Boden, um sich zu wälzen, beißt und tritt tüchtig, und Kameraden stehen ihm in diesem Kampfe getreulich bei. Die Bauern jagen die Tigerpferde gern, um mit der bunten Mähne die der eigenen Pferde zu schmücken oder sie einzufangen und der eigenen Heerde beizugeben, da sie die Hyänen muthig verjagen. Die Versuche, das Zebra, ein anderes Tigerpferd, zum Fahren oder Reiten zu benutzen, haben stets ein schlimmes Ende genommen. Kaffern erlegen die Thiere, deren Fleisch und Fell sie lieben, mit dem Speer oder in Fallgruben. Bekanntlich gleicht das Zebra wegen Huf, Mähne und Schweif einem Pferde mit bunten getigerten Streifen an den Seiten, und unterscheidet sich nur durch Farbe und Form der Streifen vom Quagga. Das Zebra ist

Digitized by Google

am ganzen weißfarbigen Leibe schwarz oder rostbraun gestreift, wogegen das Quagga (siehe Fig. 17) grauweiße Streifen als Binden über Hals und Leib trägt. Beide Thierarten leben in Heerden von 80—100 Stück, doch mischen sich Quaggas gern in die Wanderzüge der Springböcke, Gnus und Strauße. Dann werden die Letzteren die Führer, und wenn diese stutzig werden und davon traben, eilt die ganze Heerde ihnen nach. Namentlich geschieht dies zur Zeit der Trockenheit, wie schon bemerkt wurde.

VIII. Katzen- und hundeartige Raubthiere.

Nur Weniges über den viel beschriebenen „König der Wüste." — Nährt einen Löwen die Umgegend nicht mehr, so zieht er hinaus in die weite Steppe als wandernder Jäger. Sein Kommen verkündet er dann durch jenen Schall, der zwischen O und U schwebt, tief aus der Brust hervorkommt und sich weit verbreitet, weil das Thier dabei den geöffneten Rachen gegen die Erde hält. „Das Brüllen beginnt mit 3—4 langsam hervorgestoßenen Lauten, die fast wie Stöhnen klingen, dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller, gegen das Ende hin aber werden sie langsamer und zuletzt nur ein Knurren. Brüllt ein Löwe, so fallen alle anderen ein. Bei dem gewaltigen Concert verstummt die heulende Hyäne, der Leopard unterdrückt sein Grunzen, der Affe steigt gurgelnd auf die höchsten Baumgezweige, die blöckende Heerde wird todtenstill, die Antilopen brechen erschreckt durch das Gebüsch, das Kameel zittert, wirft Last und Reiter ab und flieht, das Pferd schnauft, bäumt sich und sucht, wenn es kann, das Weite." Gern siedelt sich der stark- und schwarzmähnige Kaplöwe in der Nähe der Dörfer an, deren Heerden ihn bequem ernähren, und verfährt bei seinen Ueberfällen mit Kraft und Schlauheit. Dem Wilde lauert er meist an den Tränkplätzen auf. Zuweilen vereinigt sich eine Löwengesellschaft zu einer gemeinsamen Jagd am Tage, wobei sie das Wild umstellt und sich zutreibt. Ist der Löwe hungrig, so peitscht er mit dem Schwanze den Rücken, schüttelt die Mähne und greift selbst den Menschen an, welchem er sonst stets ausweicht, selbst vor dem Knall der Peitsche fliehend. Die Abenteuer der Löwenjagden übergehen wir, sind es doch meistens mehr als „Jagdgeschichten".

Für den schöngefleckten Leoparden oder Panther (Pardel, Irbis) ist Afrika die rechte Heimat. Er wird 4 F. lang, $2\frac{1}{4}$ F. hoch und hat einen $2\frac{1}{2}$ F. langen Schwanz. Sein hell orangenfarbenes Fell ist mit ringförmigen schwarzen Tupfen gezeichnet, die mehrere Reihen bilden. Er liebt zusammenhängende, wenn

Digitized by Google

auch dünn bestandene Waldungen, namentlich wenn sie dichtes Unterholz haben, doch streift er vom Waldgebirge auch weit in die Steppe hinein. Mit gewaltiger Kraft und Behendigkeit verbindet er List, um seine Beute zu täuschen, läuft in weiten Sprüngen, klettert gar hohe Bäume hinauf. Wenn er angegriffen wird, stellt er sich aufrecht, um mit Pranken und Gebiß den Feind zu fassen. An Antilopen schleicht er sich im Grase heran, macht seltsame Bewegungen, damit Neugierde sie herbei lockt, und nun sitzt er im Nu einem Zuschauer an der Brust. Bricht er in eine Heerde ein, so mordet er wie ein Rasender, 30—40 Stück hinter einander. Aber er schleicht auch den Hühnern nach und raubt sogar Kinder. Frech geht er mitten in ein Dorf, in eine Hütte oder ein Haus hinein, schleppt vom Lager der Reisenden Zugthiere fort, unbekümmert um das lodernde Feuer. Verscheucht kehrt er doch nach kurzer Zeit zurück, um gewürgte Beute abzuholen. Dem Jäger Cumming stahl er neben dem Feuer Fleisch weg und zerriß ihm nebenbei noch zwei

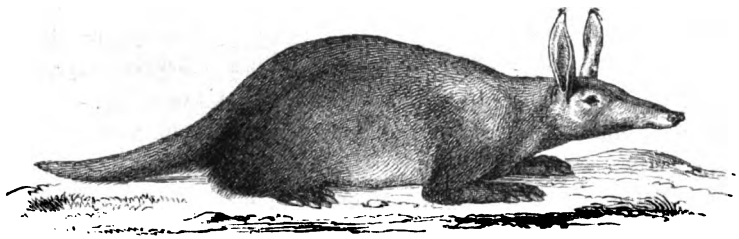


Fig. 80. Ichneumon oder Pharaonsratte.

Hunde, die ihm nachsprangen. Uebrigens vermeidet er den Kampf mit Menschen, wie fast alle Raubthiere, wenn er nicht gereizt wird. Der Wütherich wird auf verschiedene Weise umgebracht. Jäger stellen ihn durch Hunde, um ihn zu erschießen, oder wenden Tellereisen, Schlagfallen, Fallgruben an. Kaffern und Neger halten es für eine große Ehre, einen Leoparden erlegt zu haben, und man bewundert einen solchen Helden, der Leopardenzähne am Halsband trägt, die Krallen als Troddeln anhängt, das Fell als Karoß umwirft, den Schwanz als Leibrockschößchen sich an den nackten Leib bindet.

Am Kap ist die schmächtige, hochbeinige, kurzgeschwänzte, 3 Fuß lange Pantherkatze Serwal oder Boschkotte häufig, deren hellfahles Fell mit schwarzen Binden und Flecken gezeichnet ist. Ihr Fell wird in Europa als „afrikanische Tigerkatze" theuer bezahlt.

Im Rohrdickicht weilt das 2 F. lange Ichneumon oder die Pharaonsratte mit einem $1\frac{1}{2}$ Fuß langen Schwanze, kurzen Beinen und rostgelbem Wollhaarpelz, welchen 3 Zoll lange, schwarze und gelbliche, geringelte Haare überdecken. Es macht sich schmale gewundene Gänge, plündert gern

Digitized by Google

Hühner- und Taubenställe und ist daher viel verfolgt. Im Sommer geht die ganze Familie aus, eines dicht hinter dem anderen. Der Führer hebt von Zeit zu Zeit den Kopf, wittert, indem er die Nasenlöcher schnaufend nach allen Seiten hin bewegt, schleicht sich dann durch's Gras so nahe an die Beute, daß er sie in zwei Sprüngen erreichen kann; dabei macht die Familie takt-artig jede Bewegung, jeden Sprung nach. Selbst zum Trinken aus dem Bache kriecht das Ichneumon vorsichtig auf dem Bauche, schreckt häufig zurück, beriecht jeden Gegenstand und stürzt dann mit einem plötzlichen Sprunge nach dem Wasser. — Was man vom Ichneumon der alten Egypter erzählt, dürfte Fabel sein.

Viel verfolgt, in manchen Gegenden fast ausgerottet, ist der Wüsten-fuchs oder Fenek, ein sandfarbenes Thier von 2 Fuß Länge, welches im Lande Kama heißt, und aus dessen Felle Hottentotten und Kaffern ihren Pelz-mantel (Karoß) machen. Mit großer List und Gewandtheit spürt er die Nester der Vögel aus, beschleicht und erwürgt sie im Schlafe oder erbeutet wenigstens Eier. Findet er ein Straußenei, so rollt er es bis zu seiner Höhle, wälzt es dort über Steinen so lange hin und her, bis es irgendwo ein Loch bekommt, und schlürft nun behaglich den Inhalt.

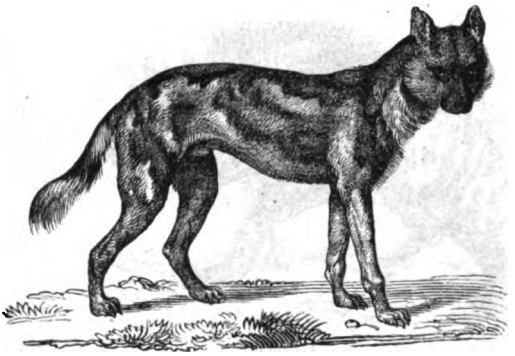


Fig. 81. Hyänenhund.

Um sich zu sichern, legt er sich einen Bau unter der Erde und neben einem Dornstrauche an, füttert ihn mit Haaren, Blättern und Federn, und wird er verfolgt, so gräbt er sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Erde ein. Im Bau schläft er zusammengerollt den Tag über, den Kopf mit dem Schweif bedeckt, doch weckt ihn das geringste Geräusch auf und wimmert er kläglich, wenn man ihn ausgräbt. Des Abends geht er zunächst zum Brunnen, um sich recht satt zu trinken, wählt aber stets solche Wege, wo er wenig sicht-bar wird; doch entgeht er dem klugen Menschen nicht, welcher den Fuchsbau mit Fallen umstellt, in denen Reinecke elend verendet.

Ihm ganz ähnlich ist der im Kaplande häufige, großöhrige, hochbeinige Löffelhund, noch häufiger der große Steppen- oder Hyänenhund, ein schwarz und ockergelb gefärbter Wolf von schlankem kräftigem Körperbau, mit

Digitized by Google

großen Augen, langen aufrecht stehenden Ohren und an Höhe einem Fleischerhunde gleich. Er zieht in Rudeln von 30—40 Stück auf die Jagd aus und ist nur aus einigen Gegenden des Kap vollständig vertrieben.

Der Boer ist sein wüthender Feind, weil der starke Hyänenhund den Heerden großen Schaden zufügt, und daher mag auch die Feindschaft mit den zahmen Hunden, der Schutzwache der Schafe, stammen.

Die Hyänenhunde haben einen dreifachen Weckruf. Sehen sie plötzlich etwas Gefährliches, so bellen sie laut; wollen sie sich zusammenrufen, so lassen sie einen weichen Locklaut ertönen, der wie die zweite Silbe des Kuckuks klingt. Sind sie bei einander und bringt sie etwas in Aufregung, so stoßen sie Wehlaute aus, die da klingen, als ob ein Mensch mit frostklappernden Kinnladen spräche. In Betreff der Jagdfertigkeit sind die Steppenhunde unübertrefflich, aber nicht zu zähmen, da sie nie von ihrer Wildheit lassen und mit allen Thieren in Streit leben.

Fig. 82. Gestreifte Hyäne.

Mit ihnen nahe verwandt ist die Hyäne, die man nach der Zeichnung des Felles gestreift oder gefleckt nennt, und welche sich dadurch vom Wolfe unterscheidet, daß die Vorderfüße höher sind als die Hinterfüße, der Rücken also eine schräg ablaufende Linie bildet. Sie unternimmt des Nachts ihre Raubzüge, wagt sich in Gehöfte und Ortschaften oder umschleicht das Lager von Reise- oder Jagdgesellschaften, um Zugvieh zu erwürgen oder Abfälle der Jagdbeute aufzuspüren. Kaum ist die Sonne untergegangen, so beginnt das Geheul der Hyänen, sobald nämlich die eine anfängt, fallen die andern im Chore ein. Dann wechseln heisre Töne ab mit hochtönenden, kreischende mit knurrenden und murmelnden; das Geheul der gefleckten Hyäne gleicht gar einem höllischen Gelächter, welches grausenhaft durch die Stille der Nacht hallt. Hat die Hyäne jedoch Wild gewittert, so verstummt sie, trottet leise in kurzen Absätzen näher und näher, lauscht, wittert und ist stets bereit zur Flucht, wenn sie Gefahr bemerkt.

Hyänen greifen nur wehrlose Thiere an, und zwar von der Seite, weil sie feig sind. Selbst ein Esel schlägt sie in die Flucht, und an Pferde oder Ochsen wagen sie sich gar nicht. Am liebsten zehren sie von Aas, um welches sich bald ein gieriger, zänkischer, knurrender Haufen sammelt, der neidisch über

Digitized by Google

einander herfällt, Fleischfetzen abreißt, die Kameraden unter Kreischen und Heulen verfolgt. Sehr oft werden sie daher die Leichenbestatter der Armen, welche die Eingeborenen ihnen hinwerfen. Sie scharren aber auch Leichen aus, suchen Schlachtfelder ab, um das Blut sammt der anklebenden Erde zu verschlingen, und durchwühlen die Kothhaufen der Dorfbewohner in unersättlicher Freßgier. Die Bauern verfolgen daher eifrig das boshafte Raubthier, schießen es, locken es in Fallgruben, setzen ihm Gift hin oder greifen es mit den Händen, indem sie ihm in seiner eigenen Höhle ein Tuch um den Kopf werfen, ihm dann die Füße fesseln und eine Schlinge um den Hals werfen. In manchen Gegenden fängt man sie in Fallen aus Steinplatten oder tödtet sie durch sogenannte Selbstschüsse. Reisende behaupten, daß die Hyäne sich in die Hütten der Kaffern einschleicht und den Müttern die Kinder unter der Decke hervorstiehlt, so daß die Eltern diesen Raub erst bemerken, wenn sie das Wimmern des Kindes hören. Doch wird diese Angabe von Anderen bezweifelt, obgleich ein Arzt behauptet, solche verstümmelte Kinder behandelt zu haben.

Seltener als die gefleckte Hyäne, im Kaplande auch Tigerwolf genannt, ist der dunkelbraune Strandwolf des Meeresufers, dessen blaßgelbe Art, der Erdwolf oder die Zibethyäne, bei den Bauern grauer Schakal heißt, und den Namaqua den Pelz zu ihren Mänteln liefert. Den Tag verschläft er in seinem fuchsartigen Bau und geht Nachts auf Beute, ist aber ziemlich vertilgt. Oefter sieht man die Zebramanguste, eine wieselartige Schleichkatze, welche gern mit dem Klippdachs und Erdeichhörnchen zusammenwohnt, am Tage, gewandt durch das Steingeröll schleichend, den Vögeln nachstellt, welche sie dann mit einem Sprunge erhascht, aber auch mit Giftschlangen den Kampf wagt, vor Menschen mit unwilligem Knurren flieht, Hunde heftig ankläfft, sich jedoch so behend davon macht, daß sie selten erwischt wird. Sie ahmt den Lockton der Frankolin-Hühner nach, um sie herbeizubringen und dann zu überfallen.

Als zudringlicher Räuber, der in Dörfer und gar Wohnungen eindringt und alles Freßbare stiehlt, ist der hochbeinige, wolfartige Schakal verhaßt. Die Araber nennen den schmutzig fahlgelben Gesellen deshalb Dieb, aber auch Heuler, weil er die Nachtruhe durch sein unermüdliches Geheul stört, welches kläglich wie ein Hülferuf oder menschliches Wehgeschrei klingt. Erhebt einer den Gesang, so stimmen weit und breit die Kameraden ein, und im Nu widerhallt die Steppe von dieser unerträglichen Musik. Die Schakals fressen Alles, was zerkaubar ist, rauben Hühnerställe aus, plündern Obstgärten und Weinberge, überfallen einzelne Lämmer und Ziegen, folgen in Rudeln den großen Raubthieren, begleiten Reisegesellschaften tagelang. Bei ihren Raubzügen

Digitized by Google

gehen sie anfangs langsam, in Absätzen, heulen, wittern, lauschen und folgen dann dem aufgescheuchten Wild, um es endlich zu überfallen. Begegnet ihnen ein Mensch, so gehen sie scheu um ihn herum, setzen aber dabei ihren Weg fort, denn sie fürchten sich nur vor Hunden. Der rostrothe Schabracken-schakal mit dem dunklen Halsbande, eine Abart desselben, findet sich vorzugsweise in den Wäldern, Steppen und Gebirgen des Kaplandes.

IX. Erdschwein, Klippdachs, Stachelschwein, Springhase.

Gar sonderbare Käuze sind das Erdschwein oder Erdferkel oder Ameisenscharrer und der Klippdachs. Jenes ist ein plumpes Thier mit dickem Leibe, langem Halse, walzenförmigem Rüssel und tüchtigen Grabkrallen. Es wird 4 Fuß lang und $2^1/_2$ hoch, 1 Centner schwer, sieht gelblichbraun aus und liefert einen sehr beliebten Braten, weßhalb es die Bauern gern jagen. Doch werden seine Höhlen auch oft gefährlich, da die Pferde bei der Jagd einsinken und stürzen. Das Erdferkel liebt die Ebene, Steppe oder Wüste, wo es viel Ameisen und Termiten giebt. Den Tag verschläft es ein-

Fig. 83. Cap'scher Ameisenscharrer.

sam in seiner Höhle, die es erst am Abend verläßt, indem es in Sprüngen dahin trottet, den Boden beriecht, zuweilen horchend still steht, dabei fortwährend das Nasenende hin- und herschnellt, die lange Schnauze schnüffelnd emporrichtet, bis es eine Ameisenspur entdeckt, welcher es dann hastig folgt. Am Termitenbau angekommen, beschnoppert es denselben von allen Seiten und beginnt am geeignetsten Orte das Graben. Im Nu reißt es mit den Vorderkrallen den Boden auf, schleudert mit den Hinterfüßen die Erde fort, daß Staubwirbel aufstieben, steckt dann die lange klebrige Zunge in die Hauptstraße des Baues und verschluckt die angeklebten Ameisen oder schlürft sie mit dem Munde auf. So wandert es von Bau zu Bau, bis es gesättigt ist. Dann sucht es gegen Morgen die Wohnung auf oder gräbt sich eine neue.

Digitized by Google

Wird es beim Eingraben überrascht, so vertreibt es durch zurückgeworfene Erde den Angreifer. Da es sehr furchtsam ist, so verkriecht es sich bei jedem Geräusch. Gräbt man es aus, so drückt es sich so fest an den Boden, daß mehrere Menschen es kaum herausheben können. Hunde fangen es nie, bezeichnen aber den Ort, wo es sich versteckt hält.

„In wilden steinigen Gebirgen Afrika's bemerkt man an manchen Orten ein reges Thierleben. Thierchen von der Größe eines Kaninchens sonnen sich auf den Felsenplatten und scheinen in tiefem Schlafe zu liegen. Nähert sich aber ein Mensch, so huschen sie mit affenähnlichem Schrei rasch an den Wänden dahin, verschwinden in einer der unzähligen Klüfte und schauen dann neugierig und harmlos auf die ungewöhnliche Erscheinung der Ruhestörer herab. Dies sind die Klippschliefer oder Klippdachse, die kleinsten aller jetzt lebenden Dickhäuter. Je zerklüfteter die Felswände sind, um so häufiger erscheinen jene Thierchen mit feinem, weichem, graubräunlichem Pelze, kleinen Ohren und Schwanze, mit lebhaften großen, sanften, braunen Augen und $1\frac{1}{2}$ Fuß langem Leibe. Jedes Geräusch, selbst eine vorüberfliegende Krähe oder Schwalbe treibt sie in wirrer Flucht in ihre Felsenlöcher, aus denen dann ihr zitternd hervorgestoßenes, gellendes Geschrei hervordringt. Lassen sie gegen Abend oder in der Nacht ihr Geschrei hören, so wissen die Anwohner solcher Gegenden, daß ein Leopard an den Felswänden dahinstreicht." (Brehm.)

Fig. 84. Cap'scher Klippschliefer.

Dennoch leben diese furchtsamen Thiere mit recht raubgierigen Gesellen, Dorneidechsen und Manguſten zusammen, wie es Heuglin schildert. Wird ein Feind der Gesellschaft von dem auf dem erhabensten Punkte des Felsbaues als Schildwache ausgestellten Klippdachs bemerkt, so richtet sich dieser auf und verwendet keinen Blick mehr von dem Gegenstande. Aller Augen wenden sich nach und nach dahin; dann erfolgt plötzlich ein gellender Pfiff der Wache, und im Nu ist die ganze Gesellschaft in den Spalten des Gesteins verschwunden. Untersucht man dieses nun genauer, so findet man Klippdachse und Eidechsen vollständig in die tiefsten Ritzen zurückgezogen, die Manguste dagegen setzt sich in Vertheidigungszustand und kläfft nicht selten zornig die Hunde an. Zieht man sich nun an einen möglichst gedeckten Ort

Digitized by Google

in der Nähe zurück, so erscheint nach der betreffenden Richtung hin, vorsichtig aus einer Spalte guckend, zuerst der Kopf einer Dorneidechse. Sie findet es zwar noch nicht ganz sicher, kriecht aber langsam, den Körper fest an das Gestein drückend, mit erhobenem Kopfe und Hals noch etwas weiter vorwärts, und bald folgen ihr in ähnlicher Weise und nach der verdächtigen Stelle schauend, mehrere andere Eidechsen, zuweilen eine Bewegung mit dem Oberkörper machend und einen schnarrenden Ton von sich gebend. Nach geraumer Zeit wird ein Theil vom Kopf einer Manguste sichtbar; das Thier entschlüpft nur langsam und vorsichtig der schützenden Spalte, es schnüffelt gegen den Wind und erhebt sich endlich auf die Hinterbeine, um bessere Rundschau halten zu können. Zuletzt kommt ein Klippdachskopf um den anderen zum Vorschein, alle aber noch sehr aufmerksam die gefährliche Richtung nach dem Versteck des Jägers beobachtend, und erst wenn die Eidechsen wieder angefangen haben, ihre Jagd auf Kerbthiere zu betreiben, ist Furcht und Vorsicht entschwunden und die allgemeine Ruhe wieder hergestellt.

Die Klippdachse bleiben gern auf den höheren Absätzen der Gebirge und steigen erst dann hinab zu niedrigen Stellen, wenn sie alles Gras an den Felswänden abgenagt haben, wobei sie stets Wachen ausstellen, um sicher zu sein. Als furchtsame Thiere schleichen sie dicht an der Erde hin, stehen nach einigen Schritten still und schauen sich besorgt um, ob nicht etwa Gefahr naht, und so geht es langsam weiter und weiter. Nur in der Angst springen sie in kurzen Sätzen dahin und klettern meisterhaft, wozu sie von der Beschaffenheit ihrer Schuhsohlen unterstützt werden, deren weiche und doch rauhe Ballen gegen das Ausgleiten sichern. Daher laufen sie aufwärts und abwärts selbst an fast senkrechten Felswänden dahin, halten sich an Ritzen, an jeder beliebigen Stelle fest, indem sie sich mit dem Rücken an die eine Wand der Ritze stemmen und mit den Füßen sich an der entgegengesetzten Seite festhalten. Nicht minder gewandt und verwegen sind sie im Springen, da sie 10—15 Fuß tief ohne Weiteres hinabsetzen.

Diese Felsenkletterer leben in Gesellschaften und wechseln nicht gern den gewählten Wohnort; mag er auch zu groß oder zu klein sein, sie wissen sich schon einzurichten. Oft quartieren sie sich unter einem einzigen Felsblock ein und bewohnen vorzugsweise bald die eine und bald die andere Seite. Wenn sie sich sonnen, so strecken sie sich lang aus, ziehen die Vorderfüße ein, um stets zur Flucht bereit zu sein, und recken die Hinterfüße weit von sich, vergessen aber nie, zuvor Wachen auszustellen. Ihr Harn Hyraceum ist ein theuer bezahltes Arzneimittel.

Ein ungemüthlicher Gesell ist dagegen das Stachelschwein, welches den Dachs an Größe übertrifft, und in dessen Höhle sich der obdachlose Busch-

Digitized by Google

mann des Orangegebietes gern einquartiert. Dieses plumpe Thier wird über 2 Fuß lang, bewegt sich langsam und ungeschickt, hat eine kurze stumpfe Schnauze mit Schnurrhaaren, am Halse eine lange Mähne von starken, rückwärts gebogenen Borsten, welche es willkürlich aufrichten und niederlegen kann. Den übrigen Körper bedecken lange und kurze, glatte und scharf zugespitzte Stacheln, zwischen denen borstige Haare stehen. Die Stacheln sind meistens gefurcht, hohl, weiß oder dunkelbraun und können durch Hautmuskeln aufgerichtet oder niedergelassen werden, fallen aber auch leicht aus.

Einsam verlebt das Stachelschwein den Tag in einem tiefgegrabenen niedrigen Gange, um des Nachts hervorzukommen, und nun langsamen und bedächtigen Schrittes nach Disteln, Wurzeln und Früchten, Baumrinde und Blumenblättern zu suchen. Diese beißt es mit den Vorderzähnen ab, indem es dieselben mit den Vorderfüßen hält, damit die Nahrung nicht zur Erde fällt. Kommt ein Mensch oder Hund dazu, so sucht ihn das Stachelschwein zu verscheuchen, indem es Kopf und Nacken drohend aufrichtet, die Stacheln sträubt und mit ihnen klappert, besonders mit den hohlen Stacheln des Schwanzes, die es heftig an einander reibt. Dazwischen stampft es mit den Hinterfüßen und knurrt dumpf und schweinsartig, wenn man es anfaßt. Damit sind aber alle Widerstandsmittel erschöpft, und dazu fallen wohl auch einige Stacheln aus, die nur leicht in der Haut sitzen. Der vorsichtige Jäger greift übrigens nicht in die Stacheln, sondern in die Nackenmähne, um das Thier ganz wehrlos zu machen.

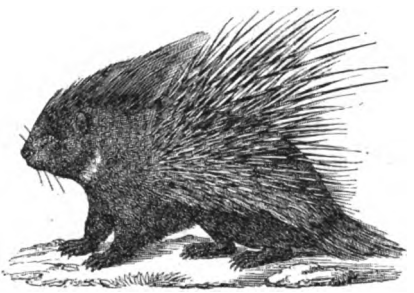


Fig. 85. Stachelschwein.

Ein beliebtes Jagdthier der Bauern und Hottentotten ist der Springhase, welcher Vieles mit dem Känguru und der Springmaus gemein hat und auch wohl Erdmännchen heißt, weil er unterirdische Gänge mit einem Kessel und einem solchen Gewirr von Nebengängen anlegt, daß er nie in denselben zu erwischen ist. Hier wohnt er mit seiner oder mehreren Familien und gestattet auch noch den Bienen eine Herberge. Beim Springen kreuzt er die kurzen Vorderbeine vor der Brust, welche mit langen scharfen Krallen bewaffnet sind, gleich den sehr langen kräftigen Hinterfüßen. Die großen hervortretenden Augen und die Haarfarbe hat er mit unserem Hasen gemein, unterscheidet sich aber von demselben durch einen anderthalb Fuß langen, in einen Haarbüschel endigenden Schwanz. In Ebenen und Gebirgsgegenden

Digitized by Google

ſiedeln ſich die Springhaſen oft in ſolcher Menge an, daß ihre ſeicht verlaufenden Baue bei Reiſen und Jagden ſehr läſtig werden, weil die Pferde durchbrechen.

Gegen Abend kommt der Springhaſe langſam und vorſichtig aus dem Bau, kriecht geduckt am Boden hin, richtet ſich ſehr oft auf, um zu lauſchen, oder putzt ſich, grunzt oder meckert zuweilen, um Kameraden herbeizurufen.

Fig. 86. Springhaſe (und Mungohund).

Wird er überfallen, ſo eilt er in tollen Sprüngen davon, indem er ſich mit den Hinterfüßen und dem Schweife 8—10 Fuß weit ſchnellt, ja in drohender Gefahr 20—30 Fuß, ſo daß er wie ein Kautſchukball dahin fliegt und gewöhnlich entkommt. Bei Regen wagt er ſich nicht aus dem Bau, und überraſcht ihn ein ſolcher, ſo kann man ihn mit den Händen greifen; während der Regenzeit bleibt daher die Familie zuſammengerollt und dicht aneinander gerückt im Baue liegen und hungert lieber, als daß ſie naß wird.

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Völker, Volksleben und Geschichtsbilder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Eingeborenen.

I. - Die Buschmänner.

Als die ersten holländischen Ansiedler am Tafelberge einen Pavian erlegten und als wohlschmeckenden Braten verzehrten, nannten sie den Fremdling Waldmensch oder Buschmann (Bosjesman). Sie lernten aber auch Horden affenartiger, kleiner, scheinbar verkommener Menschen kennen, die in Familien oder kleinen Horden das dürre Land durchwanderten, weder Viehzucht noch Ackerbau trieben, sondern nahmen, was sie Eßbares fanden, und sich daher als zudringliche Räuber verhaßt machten, deren man nicht habhaft werden konnte, weil sie sich bei drohender Verfolgung in die Felsenwildnisse der Gebirge verbargen. Man nannte sie daher aus Verachtung auch Buschmänner (Strauchdiebe, Strolche) und begann bald eine systematische Vertilgung derselben, in deren Folge sie an Zahl abnahmen, bis der Rest sich in die Steppen und Einöden des Orangeflusses zurückzog, die Kalahariwüste durchwanderte und von Livingstone, Andersson u. A. noch in den Steppen des 17. Grades südlicher Breite gefunden wurde.

Bei den Hottentotten heißen sie Soaqua, sie selbst nennen sich San; im Kaplande findet man sie nur noch vereinzelt und schätzt ihre Gesammtzahl auf 10—15000 Köpfe.

Für den Naturforscher haben die Buschmänner hohes Interesse, denn es sprechen viele Gründe dafür, daß man sie nicht nur für die Urbevölkerung Afrika's halten darf, sondern in ihnen auch ein Abbild der Urmenschen vor sich hat, nach denen man überall eifrig forscht. Buschmänner waren es, welche den Vasco da Gama in der Helenabai heimtückisch überfielen und den Almeida bei seiner Landung an der Tafelbai ermordeten. Schweinfurt entdeckte in Binnenafrika das Zwergvolk der Akka, und Hartmann wie Krapf berichten von einem kleinwüchsigen Jägervolk Dogo, welches im Süden von Abessinien wohnt, eine Schnalzsprache redet und sich von Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken und dergl. nährt, so daß Fritsch in ihnen ein mit den Buschmännern verwandtes Urvolk Afrika's zu erkennen glaubt, welches von stärkeren Völkern

Digitized by Google

unterdrückt, vertrieben oder ausgerottet wurde. Sprache und Gestalt haben manches Affenartige.

Die Buschmänner sind ein kleiner Menschenschlag von $4^1/_2$—5 Fuß Höhe, von kupferrother, ins Gelbbraune stechender Farbe, magerem Körperbau, dürren Gliedern und einer trocknen Haut, welche viele Falten bildet und sich wie Saffianleder anfühlt. Dieser Mangel an Fettunterlage macht sie unelastisch und starr, so daß man sie fleißig mit Oel einschmieren, und dann rothen Ocker einreiben muß. Hierdurch werden Hitze und trockene Luft erträglich, auch die Insekten abgehalten, die in den Hautfalten ihren Aufenthalt aufzuschlagen lieben. Was aber Anfangs Nothwendigkeit war, das erhob die Eitelkeit, die auch dem Herzen des dürren Buschmanns nicht fremd ist, zum Luxus und Standeszeichen. Denn je reicher der Buschmann ist, um so dicker trägt er die Fettsalbe auf, und ein Häuptling, welcher einen Fremden eine große Meinung von seiner Macht beibringen will, trieft von Fett. Dagegen bekommt das Wasser der Haut nicht gut, würde sie noch trockner machen, weshalb der vorsichtige Buschmann das Waschen lieber ganz meidet, und daher sein ganzes Leben lang in einer schmutzigen Ockerkruste steckt, so daß es den Naturforschern schwer geworden ist, die eigentliche Hautfarbe dieses Urafrikaners zu erkennen. Außerdem verbreitet das eingeriebene ranzige Fett einen Geruch, welcher europäischen Nasen sehr lästig wird. Uebrigens sind die Buschmänner der Kalahariwüste größer und gelenkiger, vielleicht weil sie bessere Nahrung genießen oder die Wüstenluft ihnen besser bekommt.

Mit Hautschutz ist der Buschmann schlecht versehen, denn sein ganzer Körper ist mit Ausnahme des Kopffilzes ohne alle Behaarung, der Bart nur durch dünnen Haaranflug angedeutet. Auch das Haupthaar ist dünn, rollt sich zu Knoten zusammen, die endlich rundliche Knäuel bilden, wird im Alter grau und fällt leicht aus.

Gar auffallend ist die ganze Statur dieser Race. Auf dünnem Halse ruht ein großer Kopf mit vorgeschobenen Kinnladen und weit nach hinten ausbuchtendem Hinterschädel. In tiefer Höhle liegen die kleinen dunkelbraunen Augen, welche unstät und scheu umherblicken, und in denen etwas Lauerndes, wenig Vertrauen Erweckendes liegt, wie denn auch die Buschmänner als freche Diebe berüchtigt sind. Mitten im Gesicht steht eine kurze, plumpe, etwas aufgestülpte Nase, unter welcher der breite Mund mit den wulstigen Lippen schnauzenartig hervorragt und mäßig große Zähne zeigt. Dieses platte Gesicht mit dem abgerundeten Kinn, der kurzen starken Stirn und den großen Ohren erinnert lebhaft, wie schon erwähnt, an gewisse Affengesichter.

In Folge der allgemeinen Magerkeit treten die Schultern und alle Gelenke eckig hervor, wogegen der aufgetriebene Hängebauch sich stark auftreibt

Digitized by Google

und die Lendenwirbel dergestalt gebaut sind, daß sie das Kauern und Hocken auf den Fersen erleichtern und zur allgemeinen Sitte des Sitzens werden ließen. Magere, trockene Muskeln umkleiden die spitzigen Gelenke sehr dürftig, doch sind diese so gut entwickelt, daß sich der Buschmann im engen Raume zusammen rollen kann wie ein Igel. Wenn man die Erdlöcher oder die Nester betrachtet, die er sich im Dornenbusch zurecht macht, so begreift man kaum, wie hier eine ganze Familie Platz findet und ein Schaaffell ausreicht, dieselbe vollständig zu bedecken. Dagegen sind Hände und Füße klein und zierlich, daß sich mancher Europäer solche nette Greif- und Gehwerkzeuge wünschen möchte. Vorn sind die Füße quer abgestutzt, und die Sohle hat nur eine geringe Wöl-

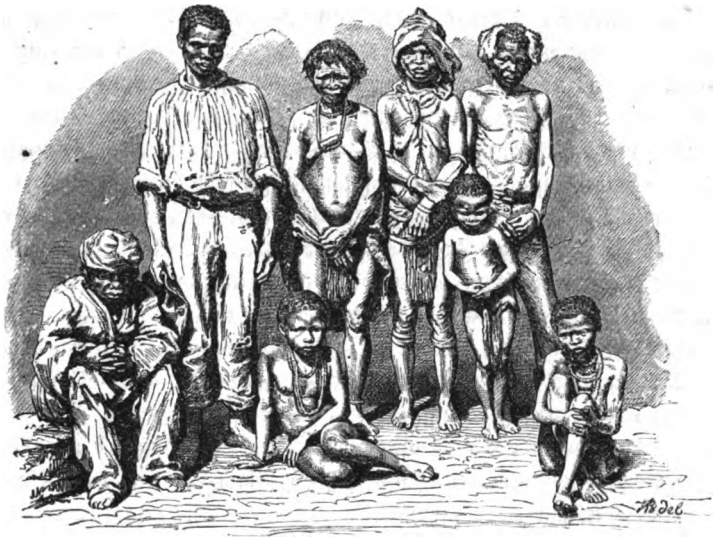


Fig. 87. Buschmänner des Orange-Freistaates.

bung, an der breiten Hand sitzen kurze Finger, die sich leicht verkrümmen, was vielleicht durch das Graben in der Erde nach Wurzeln, Ameisen und Igeln verursacht wird.

Die Frauen erreichen die Größe des Mannes und haben in der Jugend manchmal schöne Gestalt und angenehmen Gesichtsausdruck, aber an Entstellung fehlt es ihnen auch nicht. Bei guter Nahrung schwellen die Hinterbacken an und bildet sich ein großer höckerartiger Auswuchs, den die sinnreichen Mütter als Reitsattel für ihre Kinder benutzen, die sie auf den Wanderungen und bei der Arbeit in einem Ledersack mit sich herumzuschleppen pflegen.

Einer besonderen Bekleidung bedarf der Buschmann nicht. Er hängt sich

Digitized by Google

ein Stückchen Fell vor den Leib, und wenn er luxuriös sein will, einen ähnlichen Schurz über das Gesäß. Aus kleinen Thierfellen flickt er sich einen Ueberwurf zusammen, den er Karoß nennt, und welcher bei schlechtem Wetter die Stelle des Mantels versieht. Auch bindet er sich Felle unter die Sohlen, die ihm die Schuhe oder Sandalen ersetzen, wenn er es nicht vorzieht, barfuß zu gehen. Am Halse trägt er Schildkrötschalen als Tabaksbeutel, Wallnüsse als Halskette, und hängt sich Hasenschwänze als Zöpfe in's Haar. Auch die Frau trägt einen Schurz, der aber etwas länger ist, um den ganzen Leib geht, und über welchen sie wohl noch einen zweiten hängt. Diesen besetzt sie mit Glaskorallen, verziert ihn mit Riemen, und meint dann, ausreichend geputzt zu sein. Will sie mehr thun, so steckt sie Messing- oder Lederringe an Hand- und Fußknöchel, Oberarme und Schenkel, legt sich Drahtringe als Halsband um, heftet sich eine Wildfeder in's Haar, und hält sich nun für unwiderstehlich schön. Bei Wanderungen hängt sie sich an Riemen eine Fellhaut über die Schultern, worin Hausgeräth und Kinder getragen werden.

Einfach wie die Kleidung ist auch die Wohnung des Buschmanns (Vergl. Fig. 22). Er irrt unstät umher, und wo ihn die Nacht überfällt, schlägt er in einem Erdloch, in der Wurzelhöhle eines Baumes, unter einem Felsenhang sein Lager auf, oder biegt die Zweige eines Dornstrauchs buchtig auseinander, daß sie eine Art Nest bilden, wobei die zusammengeflochtenen Zweige als Windschirm dienen. Hier kugelt er sich mit seiner Familie zusammen, breitet ein Schaaffell über alle aus, zieht dessen Ränder fest an den Leib und schläft warm und behaglich. Wo er zwischen Hottentotten wohnt, baut er sich eine Hütte von 4 Fuß Höhe aus Buschwerk und hält sich einige Ziegen.

Das Wandern wird dem Buschmann leicht, denn außer seiner Geige Gorra, einigen irdenen Gefäßen, hat er als Geräthschaften nur einen Quersack aus Antilopenhaut, eine Pfeifenröhre und das Brett zum Feuermachen als Reisegepäck.

Nicht minder anspruchslos verfährt er bei der Wahl der Nahrungsmittel. Hat er viel, so ißt er viel, ruht einmal aus, indem er sich den Bauch knetet, und ißt dann wieder, und sollte es einige Tage dauern, bis Alles verzehrt ist. Hat er nichts zu beißen, so schnallt er sich den Hungerriemen um den Leib, raucht wilden Hanf (Dacha), der ihn halb betäubt, und verschläft den Hunger. Heuschrecken sind seine Ernte, da er sie in Menge sammelt und verspeist, Bienen nennt er seine Milchkühe, da sie ihm Honig liefern, auch verschmäht er Schlangen, Ameisen, Eidechsen, Frösche, Wurzelknollen nicht und weiß sich also selbst in schlechter Zeit durchzuhelfen. Beim Essen gebraucht er einen Schakalschwanz als Serviette und Taschentuch, ein Eidechsenfell als Beutel, Straußeneier als Wassergefäße.

Digitized by Google

Den offenen Kampf liebt der Buschmann gerade nicht, nur aus dem Hinterhalte, durch Ueberfall und List sucht er den Feind zu überwältigen, sei es ein Thier oder ein Mensch. In allem, was er thut, zeigt er ungeheure Unbedachtsamkeit. Dabei fehlt ihm alles Interesse für Besitz und Eigenthum, weshalb seine Häuptlinge für wenige Gulden ganze Districte verkauften. Dagegen macht ihn seine Raubsucht allen Nachbarn lästig, die ihn verfolgen und hassen wie ein gefährliches Wild. In einigen schwer zugänglichen Gebirgswildnissen der Drakenberge, wo nur Mann hinter Mann emporsteigen kann, leben noch Buschmannsfamilien als Räuber, suchen plündernd und mordend die Umgegend heim, weisen durch ihre Giftpfeile alle Angreifer zurück und bleiben daher straflos. Das Gift entnimmt der Schütze Pflanzen oder Schlangenzähnen oder einem Käfer. Den Pfeil, den er 50—60 Schritt weit schnellt, macht er aus Rohr, setzt dann eine Spitze aus Knochen, Stein oder Eisen daran, die er mit Gift bestreicht und so befestigt, daß sie sehr leicht ab-

Fig. 88. Buschmanngeräthschaften.

bricht und in der Wunde stecken bleibt; zuweilen bekommt die Spitze noch durch Einkerbung einen Widerhaken. Diese Pfeile trägt er, die Spitzen nach unten gekehrt, in einem Köcher von Kokerbaumrinde, welchen er mit einem Fell zu überziehen, mit einem Lederdeckel zu versehen und mit 60—80 Geschossen zu füllen pflegt. Auf der Jagd oder in der Schlacht steckt er sich ein Dutzend Pfeile ins Haar, ein naiver Concurrent Dreyse's im Schnellfeuern. Im Nahkampf gebraucht er auch eine Lanze, einen Stecken mit einer Knochenspitze, oder einen Knittel mit einem knolligen Ende, den er geschickt zu schleudern versteht, um Vögel und kleine Thiere zu zerschmettern.

Wo sich der Buschmann sicher weiß, verübt er Gewaltthaten. Er überfällt Schlafende, um ihnen mit einem Steine den Schädel zu zerschmettern,

Digitized by Google

wie es etwa die Urmenschen gethan haben, mit denen er auch das Zerschlagen der Knochen gemein hat, um das Mark derselben zu schlürfen. Aber in der Noth fürchtet er sich auch vor Löwen nicht, greift sie herzhaft an, und es giebt Helden, welche einige Dutzend Löwen erlegt haben, denen sie aus dem Hinterhalte oder während des Schlafes Giftpfeile zusandten; mit den Hyänen macht der Buschmannsjäger kurzen Prozeß. Denn für die Jagd zeigt er außerordentliches Talent; da er unendlich scharf sieht, die Gewohnheiten der Thiere

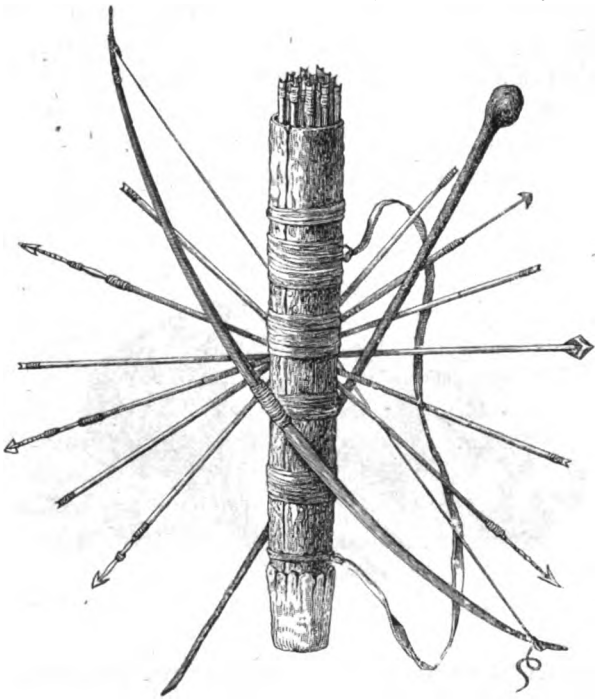


Fig. 89. Buschmannswaffen.

genau kennt, so wird er dem europäischen Jäger in jenen Gegenden unentbehrlich als Gehilfe, als Aufspürer, Warner, Treiber und Rathgeber, wie denn Chapmann mehr als einmal der Umsicht seiner Buschmänner bei seinen Löwenjagden das Leben zu verdanken hatte.

Auf Strauße machen die Buschmänner Treibjagden, indem sie weite Strecken umstellen und die Vögel so lange hin und her hetzen, bis sie zusammenbrechen.

Digitized by Google

Doch wendet der Buſchmann auch Liſten an. Er ſtopft nämlich ein Straußenfell aus, ſteckt eine Stange in deſſen Hals, ſchmiert ſich die Füße mit hellen Farben an und kriecht dann in das Fell, indem er mit der einen Hand die Halsſtange hält, die andere mit dem Bogen hinter ſich verbirgt. Nun nähert er ſich der Straußenheerde, ahmt Gang und Bewegung dieſer Rieſenvögel täuſchend nach, läßt deren Laute hören, und bringt es in dieſer Täuſchung ſoweit, daß manchmal ſogar Jäger auf dieſe Puppe ſchießen. Die Strauße betrachten verwundert den nahen Genoſſen, finden nichts Verdächtiges und laſſen ihn näher kommen oder gehen ihm feindſelig entgegen, um ihn von dem Weideplatze zu vertreiben. Da entpuppt ſich der Buſchmann, wirft die Maske ab und ſchießt auf die erſchreckten Vögel ſeine Pfeile ab.

Fig. 90. Buſchmänner beim Feuermachen.

Im Auffinden und Verfolgen von Spuren bringt es der Buſchmann bis zur wunderbaren Meiſterſchaft. An umgeknickten Grashalmen und Zweigen, von der Stelle gerückten Steinchen erkennt er Art und Gang flüchtiger Thiere, aus jedem unſcheinbaren Merkmale entnimmt er, ob das Thier ſchnell oder langſam ging, auf einem Fuße hinkte u. ſ. w. Ebenſo ſcharfſinnig iſt er im Auffinden von unterirdiſchen Waſſerquellen, die er aber auch, wenn er verfolgt wird, ſchlau mit Sträuchern und Sand verdeckt, damit der Verfolger aus Mangel an Waſſer zur Rückkehr gezwungen wird. Braucht er ein Grabwerkzeug, ſo ſchärft und durchlöchert er einen Knochen und befeſtigt einen Holzſtiel daran. Auch macht er ſich Feuer nach uralter Weiſe, indem er die Spitze eines harten Holzes auf einem weichen behend ſo lange dreht, bis ſich die kleinen Späne entzünden, deren Flämmchen er dann mit Zunder trockenen Graſes auffängt.

Digitized by Google

Diese Arbeit ist langwierig und anstrengend, daher lösen sich oft zwei solcher Feuermacher ab, bis sie ihren Zweck erreicht haben.

Im Buschmann finden wir gar viel Uraltes, wie in seiner Heimath. Er hat nicht das, was man Religion nennen könnte, aber eine Art von Verehrung der Todten, denn seine Häuptlinge begräbt er ehrenvoll mitsammt deren Waffen, verbrennt deren Hütte und verläßt den Sterbeort, damit ihn der Geist des Todten nicht etwa belästigt. Um sich gegen Hexerei und andere Gefahren zu sichern, trägt er Amulette.

Alterthumsforscher erstaunten, als sie auf Rennthier- und Elephantenknochen aus den Zeiten der Urmenschen allerlei Zeichnungen fanden. Der scheinbar rohe Buschmann hat gleichfalls solche Zeichnungen an schwer zugänglichen Felswänden und Höhlen hinterlassen, wo sein Geschlecht längst verschwunden ist und nur die Zeichnungen beweisen, daß er hier gewohnt haben muß. Dieselben sind entweder weiß ausradirt auf schwarzem Grunde, oder in drei bis vier Farben ausgeführt und stellen Thiere und Menschen vereinzelt oder in Gruppen und Reihen über einander dar. (Dr. Gustav Fritsch hat in seinen „Eingeborenen Südafrika's" neuerdings einige sehr gute Proben von Buschmannsmalereien gegeben.) Die Reisenden, welche jene Bilder als Landesmerkwürdigkeiten sahen, spenden der richtigen Zeichnung und scharfen Auffassung der Gegenstände großes Lob. Mit diesem darstellenden Talente verbindet der Buschmann auch ein musikalisches. Denn er hat sich nicht nur eine Art Maultrommel erfunden, indem er eine Schafdarmsaite an einem Antilopenhorne ausspannt und sie an dem einen Ende mit Federposen versieht, die er anhaucht und dadurch summende, anschwellende und verschwebende Töne erzeugt, sondern hat sich auch Melodien und Texte dazu erdacht. Wenn der helle Mondschein Kühle bringt und die ganze Welt einen Verklärungsschein anlegt, dann führen die Buschmänner ihre Mondscheintänze auf bei Musik, Gesang und Taktschlag durch Händeklatschen, wozu andere Begeisterte mit Springbockknochen und Eisenschellen klappern oder die Trommel rühren, indem sie mit dem zweiten Finger der rechten Hand das Schaffell schlagen, welches sie über ein halbes Straußenei spannten. Dies wird mit Wasser gefüllt, um das Fell feucht zu erhalten und ihm dumpfe brummende Töne zu entlocken.

Am gemüthlichsten endlich erscheint uns der Buschmann bei der Brautwerbung. Nachdem er bei den Eltern der Auserkorenen angefragt hat, ob er sich bewerben darf, und man über den Kaufpreis einig ist, wird er eingeladen, sich vorzustellen. Er wirft sich in den besten Staat, schont weder Fett noch rothes Thonmehl, hängt in's Haar alle erlangbaren Hasenschwänze, bindet sich an den Hintertheil einen buschigen Schakalschwanz, der die Stelle des Leibrocks vertritt, hängt sich einen Riemen mit Flußpferdzähnen, Wallnüssen, den un-

Digitized by Google

vermeidlichen Eidechsenbeutel um den Hals, dicke Kupferringe und Gürtel aus aufgeschwellter Rindshaut um die Knöchel und macht sich dann auf den Weg. Vor der Wohnung der Verehrten angekommen, kauert er nieder und raucht. Bald kriecht die Holde aus der Hütte heraus, kauert nieder, lacht und scherzt mit ihren Freundinnen und beachtet den Fremden nicht. Endlich verlangt sie, er soll aufstehen, damit sie sehe, wie er gewachsen ist. Er erhebt sich und zeigt nun alle Schönheiten seines Wuchses. Das Mädchen verspottet ihn, verhöhnt ihn und kriecht auf allen Vieren wieder in ihren Bienenkorb. Der Bewerber raucht noch ein paar Pfeifen und geht dann ab, um am andern Tage wiederzukehren und vor der Hütte niederzukauern. Wieder erscheint die Braut und verlangt, er soll gehen, damit sie sieht, ob er nicht etwa hinkt. Der Bewerber marschirt nun auf und ab, so zierlich er nur kann, wird wieder verlacht, erhält aber dann das Jawort, ißt Stachelschweinbraten mit den Schwiegereltern und trinkt Fett dazu, und damit schließt „des Lebens schönster Mai". Die Erkaufte wird nun Arbeitsthier des Mannes, der über ihr Leben nach Belieben verfügen kann.

II. Die Hottentotten und ihre Geschichte.

Wenn wir im Betreff der Völker Südafrika's von einem geschichtlichen Leben im europäischen Sinne nicht reden können, so haben dieselben doch viel erlebt und namentlich große Wanderungen ausgeführt. Seit nachgewiesen wurde, daß die hottentottische Sprache viel Verwandtschaft mit der altägyptischen hat, kann man die Spuren der hottentottischen Völker bis nach Innerafrika hinein verfolgen. Man muthmaßt also, daß die Hottentotten von Norden her nach und nach bis in's Kapland gewandert sind, dessen Urbewohner die Buschmänner gewesen zu sein scheinen. Leider verstehen nur zwei bis drei Missionäre die Hottentottensprache so weit, daß sie Aufschluß über die Verwandtschaft der vielnamigen Stämme geben können, welche sich unstät in Südafrika umhertreiben.

Im Kapland bildete der Keifluß die Scheide zwischen Kaffern und Hottentotten. Dort wohnte in wasser- und weidenreichen Gegenden ein hottentottisches Grenzvolk, welches, wie seine Nachbarstämme, ganz ausgerottet ist. Sein letzter Häuptling Stuurmann ward 1810 als Verbannter nach Neu-Süd-Wales geschafft, und als 1828 die Hottentotten für frei und gleichberechtigt anerkannt wurden, sammelten sich nur noch Reste des großen Volkes in den ihnen zugewiesenen Gebieten der Ostgrenze, besonders bei Beaufort; 6000 siedelten sich als Grenzer an den Südabhängen des Winterberges am Kat-Rivier

Digitized by Google

an, andere bei Grahamstown und in 12 andern Orten. In den Kaffernkriegen standen diese Grenzer auf Seiten der Kolonisten und zeichneten sich ihre 6000 berittenen Bergschützen (Cape Mounted Riffles) durch Tapferkeit aus. Außerdem leben die Hottentotten nur noch vereinzelt in der Kolonie als Knechte und Diener und mögen kaum noch 20,000 Köpfe zählen.

Auch an der Westküste sind viel Hottentottenstämme verschwunden, oder in ihrer unwirthlichen Heimath herabgekommen oder nach Norden gewandert. Noch andere, z. B. die Griqua wurden zu Bastarden, indem sie sich mit den Holländern oder mit andern Eingeborenen mischten und sogar die holländische Sprache annahmen, wogegen die beiden Namaqua am Olifantflusse in Clamwilliam und weiter nach Norden hottentottisches Wesen reiner erhielten.

Fig. 91. Hottentott.

Die hottentottischen Bastardstämme der Westküste eroberten unter dem Namen Orlam und der Führung des kriegstüchtigen Jonker Afrikaner vom Orangefluß bis zur Wallfischbai ein Reich von sieben Breitengraden und bewahrten ebenfalls hottentottische Sitte und Sprache. Dabei wurden ganze Stämme der Namaqua ausgerottet, andre nach Norden gedrängt, wohin auch Buschmänner wichen.

Solche Kriegszüge der Hottentotten brachten große Veränderungen in Betreff der übrigen Völkerstämme hervor. Die Buschmänner trieben sie in die Kalahari und bis zum Ngamisee zurück, und Galton fand sie sogar unter den Ovambónegern, deren stehendes Heer sie bilden. Ja nördlich von diesen bewohnen sie ein palmen- und quellenreiches Land in großen Dörfern und treiben Ackerbau, sehen aber schwarz aus. Dagegen wurden die Hottentotten im Osten von den gleichfalls aus Norden eingewanderten Kaffern bedrängt.

Hat Moffat Recht, wenn er behauptet, daß die Sprache der Neger der kaffrischen verwandt ist, wie auch Krapf eine große Aehnlichkeit zwischen der

Digitized by Google

Kaffernsprache und derjenigen der Suaheli und Gallas bemerkte, so ergiebt sich daraus, daß auch Afrika seine großen Völkerwanderungen gehabt hat, wie das Dr. Fritsch einleuchtend nachweist.

Das Volk der Hottentotten, um auf diese zurückzukommen, bewohnte also einst ganz Südafrika und führte dort die erste menschliche Kultur ein. Denn es trieb eifrig Viehzucht, erbaute sich Hütten und wohnte gesellig in Stämmen dörferweise zusammen, indem es die runden Hütten in einem Kreise zusammenstellte, welche der Holländer Kraal nannte, Erbkönigen gehorchte, sich Hausgeräthe anfertigte, Sagen und Fabeln erdichtete. Der Hottentotte überragt den Buschmann fast um eine gute Kopfslänge, denn er mißt 5 Fuß und wird wegen des zu kleinen Warzen zusammengerollten Haares von dem Bauer spottweise Pfefferkopf genannt. Die Hottentottin ist gleichfalls hochgebaut, und außerdem hat sie noch einen Fetthöcker, den sie als Reitsattel für ihre Kleinen benutzt. Der Name Hottentott soll so viel bedeuten als Stotterer, er selbst nennt sich Koi-Koin, d. h. Völker, oder Mensch der Menschen, erster oder wahrer Mensch. Aus seiner Sprache stammen die Fluß- und Bergnamen seiner Heimath; so nannte er den Gariep „Rauschender", die Wüste „die Quälende", und schuf sich selbst eine unnachahmliche Schnalzsprache. Je nach Betonung und Schnalzlaut kann ein Wort an zwanzig ganz verschiedene Bedeutungen haben. Dabei zeichnet sich der plattnasige Pfefferkopf mit den etwas schiefgeschlitzten Augen durch Grausamkeit aus. Er mißhandelt seine Frau und diese in größerem Maße ihre Sklaven und Thiere, peitscht sie mit einer Dornruthe, streut Salz in ihre Wunden und gebraucht gern die Rhinozerospeitsche „Schambock", die man aus der Haut des Nashorn schneidet. Dieses Marterinstrument besteht nämlich aus dünnen Streifen von 1—2 Ellen,

Fig. 92. **Maria, eine Orlam** (nach einer Skizze von Knuden).

Digitized by Google

wenn es dem Bauer als Reitpeitsche dient, wogegen die daumesdicke und 8 Ellen lange Geißel für die Zugochsen und Neger bestimmt ist.

Die Haut des Hottentotten sieht fahl und gelbbraun aus mit aschigem Grunde, das krause, verfilzte Haar deckt einen affenartigen Kopf mit schmaler Stirn und hervorstehenden Backenknochen. Das Kinn ist spitz, die eingedrückte Nase flach und hat breite, aufgestülpte Nasenlöcher. Im großen, breiten Munde stehen kleine perlweiße Zähne, und ein dünner struppiger Bart, sowie Andeutungen von Backenbart füllen das Gesicht. Ist das Haar kurz, so rollt es sich in Büschel zusammen, zwischen denen man kahle Hautflecken sieht, und gleicht einer Schuhbürste. Wird es länger, so hängt es in verfilzten Zöpfen und Strähnen herab. Da die Sonne blendend von dem sandigen Steppenboden und den nackten Felsen zurückstrahlt, so kneift der Hottentott die Augen zusammen und zieht die Augenbrauen in die Höhe, wodurch er das Unschöne seines Gesichtsausdrucks erhöht. Die welke trockene Haut schlägt eine Menge Falten und wird mittels eines Schaffelles tüchtig mit Fett und Buschuöl eingeschmiert, um sie geschmeidig zu erhalten, und dann fügt der Hottentott noch rothe Erde hinzu, mit welcher er in Streifen sein Gesicht bestreicht, sich Augenringe anmalt, und nur die Nase farblos läßt.

Fig. 93. Hottentott.

Der ganze Körper ist auffallend hager, die Muskeln dünn, der lange Hals neigt nach vorn, an den dünnen Armen hängen kleine Hände mit knochigen Fingern, und neben dem Hängebauch schwellen die Hüften unnatürlich von Fett an, wogegen die Schenkel mager und der Fuß klein bleiben. Voller ist die Hottentottin gebaut, deren Fettpolster bei jedem Schritte schwankt.

Die Kleidung gleicht der der Buschmänner; doch gegenwärtig, wo es in Südafrika noch 200,000 Hottentotten giebt, wickelt sich der Koin ein weiches Fell um den Fuß oder trägt eine schuhartige Sohle, Lederbeinkleider, eine Friesjacke und einen ausgedienten Filzhut mit herabhängender Krempe. Auch führt er in einem Beutel als unentbehrliche Bedürfnisse ein Messer, eine Zunderbüchse, Feuerstahl, Tabak oder Dacha bei sich, denn den ganzen Tag erlaben sich Männer, Frauen und Kinder an der Knochenpfeife. Das nationale Kleid ist der kleine Lederschurz Jackak, der vor dem Bauche hängt, und

Digitized by Google

der Schurzlappen zum Sitzen, wozu der Pelzmantel Karoß und eine Pelzmütze kommen, auf Reisen ein Hut und Sandalen. Ein Schakalschwanz, den man an einem Stiele befestigt, dient als Taschentuch, Fliegenwedel und Spielzeug, dagegen zieren Elfenbeinringe den Unterarm, Kupferringe die Ohren, und an dem Halse befestigt man eine Schnur mit Zaubermuscheln, sowie den Eidechsenbeutel für Tabak u. s. w. Aehnlich kleidet sich die Frau; doch reicht ihr Schurz mit Riemenstreifen bis ans Knie und ist vorn mit Glaskorallen geschmückt. Den Kopf verhüllt sie mit einem Kattuntuch oder einer Pelzmütze, an denen Glaskorallen und Muscheln, blanke Knöpfe und andere blitzende Dinge sitzen, und nie wagt sie es, den Kopf entblößt zu zeigen. Die Glieder zieren Ringe von Knochen und Metall, oder bei deren Mangel, von zusammengedrehten Eingeweiden und Leder. Metallgehänge funkeln an den langgezogenen Ohren, und das Gesicht ist mit sechs Streifen rothen Ockers bemalt. Erlauben es die Mittel, so behängt sie sich mit Stückchen von Straußeneiern, Schalen der kleinen Landschildkröte und der unentbehrlichen Pomadenbüchse voll Buschuöl.

Fig. 94. Alter Hottentotte der Colonie.

Gegenwärtig baut sich der vornehme Hottentott ein viereckiges Haus aus Flechtwerk, welches er mit Lehm bewirft, doch errichtet er als Villa daneben die nationale runde Binsenhütte von der Gestalt eines Bienenkorbes oder Backofens. Jeder Kraal besteht aus solchen in einen Kreis gestellten Hütten; als gemeinsamer Schutzwall dient eine Dornenhecke. Will der Stotterer sich eine solche Hütte errichten, so sucht er sich im Walde ein Bündel Stangen aus, schält sie rein und biegt sie am Feuer halbkreisrund. Dann mißt er die Baustelle ab und steckt die Halbreifen derart mit den Enden in den Boden, daß sie in der Mitte einander kreuzen, oder er bindet sie dort zusammen, legt Querreifen darüber, um diesem leichten Stabwerk mehr Halt zu geben, so daß das fertige Gerüst aussieht wie das Gradnetz einer Halbkugel. Mit dieser That endet für ihn die Arbeit, denn die Decke, mit welcher er das Fachwerk der Stäbe überkleidet, hat die Frau zu besorgen. Diese sammelt Binsen, weicht sie ein, klopft sie, um sie geschmeidig zu machen, und

Digitized by Google

dann greift sie zur gewaltigen Heftnadel von 2—2½ Fuß Länge, in welche sie Darmsaiten statt Bindfaden zieht, um die Binsen mühsam aufzureihen und an einander zu befestigen. Sie verfertigt soviel solcher Decken, als nöthig sind, um die Hütte von 20—25 Fuß Durchmesser zu überziehen und durch quer gelegte Doppeldecken wasser- und windfest zu machen. Vorn wird ein Eingang von 3—4 Fuß Höhe frei gelassen, der als Thür, Fenster und Rauchfang dient und des Nachts durch eine vorgestellte Hürde gesperrt wird. In der Mitte der Hütte, deren Boden festgetreten wird, legt man mit Hülfe einiger Steine den Feuerheerd an, befestigt der Thür gegenüber ein Gestell aus Dornzweigen, an denen man Geschirr, Waffen und Kleider aufhängt, breitet Felle am Boden aus und siehe, die Hütte ist nun bewohnbar. Hier hockt die Familie tagelang um das Heerdfeuer, ißt, raucht und schläft. Um die kalten Winde abzuhalten, legt man ein Paar Fuß von der Hütte entfernt einen zweiten Dornenzaun an, und nun giebt es keine bessere Wohnung. Wandert das Dorf aus, so werden die Matten zusammengerollt, die Reise ausgezogen und zusammengebunden, und dies Alles, das wenige Hausgeräth inbegriffen, auf Ochsen gepackt, und fort geht es.

Vom Wasser ist der Hottentott kein Freund, er wäscht sich nie, und wenn ihm des Schmutzes und des Fettes zuviel ist, reibt er den Körper mit Kuhmist ab. Woher der unerträgliche Geruch des Hottentotten stammt, ob von dem ranzigen Fett oder von der Hautausdünstung, ist noch nicht festgestellt; doch mag kein Bauer mit einem Hottentotten an Einem Tische essen, weil ihm der Geruch des Stotterers den Appetit verdirbt.

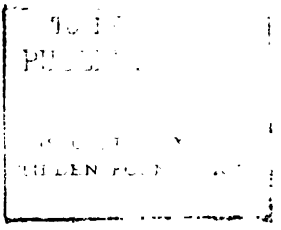
Der Hottentott ist ebenso gefräßig wie der Buschmann, lebt aber vorzugsweise von Milch, macht sich im Lederſack saure Milch zurecht, genießt die haselnußgroßen Knollen der Cyperus, Erdmandeln, Wurzeln, Beeren und Hottentottenfeigen, d. h. die Frucht des Mesambryanthemum.

Trotz seiner angeborenen Trägheit ist der Koin sehr munter, lustig und geweckt. Er kann mit Kameraden Nächte hindurch schwatzen, scherzen, lachen, lernt tüchtig reiten und schießen, bewährt sich als tapferer Soldat, vereinigt Muth und List mit Schlauheit, scheut den Kampf mit dem Löwen nicht und greift diesem grimmen Thiere im Nothfall beherzt in den aufgesperrten Rachen, um die Zunge so tüchtig zu zerren, daß der Löwe froh ist, wenn er sich von einem solchen Unhold losgerissen hat. Als Vorreiter (Achterryder) ist der pferdekundige Hottentott dem Bauer ein Gewinn, den er zwar verächtlich nur Schepsel (Geschöpf) nennt, aber ihn bei Wettrennen das Vollblutpferd besteigen läßt, sich auch sonst auf dessen wunderbare Spür- und Spurfindungskraft und Ortskenntniß verläßt, ohne Hottentotten keine Reise, keinen Jagdzug unternimmt. Ein verlaufenes Kind bringt nur der Hottentott heim,

Digitized by Google

Fig. 95. Hottentotten-Kraal.

Digitized by Google



Digitized by Google

den Schlupfwinkel eines angeschossenen Wildes findet nur der Pfefferkopf. Arbeit ist dem Hottentotten eine Qual. Er nimmt nur so lange Dienste beim Bauer, bis er sich recht ausgefüttert oder sich eine Flinte oder Frau verdient hat; dann läuft er ohne Weiteres davon. Gewöhnlich aber vertrinkt er seinen Lohn in Branntwein. In mancherlei Schnitzerei und Handarbeit ist er geschickt. Er macht sich Pfeil und Bogen, Lanze und Wurfknittel (Kirri), sowie den Parierstock, aus Rasenerz die nothwendigsten Eisenwerkzeuge, aus dem Thon des Termitenhauses Kochgeschirr, schnitzt sich Holzlöffel und Milcheimer, indem er mühsam einen Baumstumpf aushöhlt. Auch eine Trommel und eine Art Guitarre, die er Gorra nennt, bringt er zu Stande, indem er über einen ausgehöhlten Kürbis Katzendarmsaiten ausspannt, aus einem Zebraschweife und Mimosenzweig einen 3—4 Fuß langen Fiedelbogen anfertigt, welchen er mit dem Harz eines Dornbaumes bestreicht, und dann sitzt er stundenlang, um seinen eintönig summenden Symphonien und Sonaten zuzuhören, sogar den Hunger darüber vergessend. Die Missionare waren oft erstaunt darüber, wie leicht der Pfefferkopf eine Melodie auffaßt und nachahmt, und giebt man diesem Paganini des Kaplandes eine Geige in die Hand, so spielt er taktfest und regelrecht jedes gehörte Musikstück nach.

Fig. 96. Hottentotten-Grab.

Nicht minder geschickt ist er in den darstellenden Künsten. Er äfft alle Thiere und Menschen nach, verfertigt aus Thon Thiergestalten, gestaltet Knochen u. s. w. in allerlei zierliche Gefäße um, parodirt Reisende, bewirthet sie recht freundlich und raubt sie dann auf der Reise aus. Leider herrscht bei ihm die Sitte, sich zum Zeichen der Trauer ein Fingerglied abzuschneiden, verkrüppelte Kinder und Greise auszusetzen, die dann umkommen müssen.

Die Hottentotten sind ein Hirtenvolk, dem die Heerde die Hauptsache ist. Sie leben in Horden beisammen, theilen die Arbeiten zwischen Mann und Frau, ja, es tanzen sogar die Männer für sich. Ihrem Erbhäuptlinge steht ein Beirath zur Seite. Beim Tode eines Häuptlings erheben die Weiber ein Wehgeheul, während die Männer die Leiche krumm zusammenschnüren, sie in kauernder Stellung in ein Steinloch stecken, ihr Lebensmittel mitgeben und dann vor oder über dem Grabloche Steine aufhäufen, um endlich bei großer Schmauserei, die der Nachfolger giebt, dem neuen Herrscher zu huldigen.

Digitized by Google

III. Fabeln und Märchen der Hottentotten (nach Bleek).

1. Vogel Greif.

Ein Häuptling wollte die Frau eines anderen Häuptlings haben, ermordete diesen im Schlafe und führte die Frau gewaltsam fort in seine Hütte. Aber diese verabscheute den Mörder, und als er einst ausgegangen war, um nach seiner Rinderheerde zu sehen, entfloh sie in die Wildniß. Kaum hatte dies der Häuptling bei der Rückkehr erfahren, so verfolgte er sie mit seinen Leuten. Bald hörte die Frau die Stimme ihrer Verfolger. Da sah sie vor sich eine große Giraffenakazie, stieg hinauf und barg sich im dichten Laube. Wie nun die Verfolger die Spur unter dem Baume verloren, sahen sie sich nach allen Seiten um, konnten aber nichts entdecken. Sie waren müde und ruhten im Schatten des Baumes. Da rauscht es droben im Wipfel, sie sehen empor und bemerken die Frau. Sie wollen hinaufsteigen, aber der Baum ist voll Dornen und zu dick. Sie schmeicheln, bitten, drohen; die Frau kommt nicht herab. Da fangen sie an, den Baum umzuhauen; doch ehe sie fertig sind, erscheint ein Geier, nimmt die Frau auf seinen Rücken und trägt sie in ihre Heimath.

2. Die Himmelsriesen.

Die Menschen waren auf Erden schlecht geworden; darüber ärgerten sich die Großen des Himmels und ließen denselben auf die Erde herabfallen, wobei die meisten Menschen erschlagen wurden. Nur Wenige kamen davon; diese schlachteten zum Opfer ein schwarzes Schaf, baten um Gnade, und aus Mitleid zogen die Großen den Himmel wieder empor; damit aber kein Mensch mehr hineinsteigen könne, stellten sie einäugige Riesen, die nur Einen Arm und Ein Bein hatten, als Wächter an die Grenze des Himmels. Will ein Mensch dort, wo Erde und Himmel zusammenstoßen, in den Himmel steigen, so ziehen ihn die Riesen an den Beinen wieder herunter.

3. Hase und Affe.

Der Affe warf dem Hasen vor, er sehe sich fortwährend um, der Hase aber entgegnete, der Affe kratze sich fortwährend. Beide kamen überein, einen Tag hindurch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beieinander zu sitzen: der Affe versprach, sich nicht zu kratzen, und der Hase gelobte, sich nicht umzuschauen.

Der festgesetzte Tag kam heran; mit Sonnenaufgang fanden sich Beide auf dem bestimmten Platze ein. Regungslos hielt der Hase seine Augen auf den Boden geheftet, ruhig und unbeweglich ruhten des Affen Hände auf sei-

Digitized by Google

nem Schooße. Es wurde Mittag. Da sagte der Affe, der es vor Pein kaum noch auszuhalten vermochte: „Als ich im Kriege war, trafen mich Kugeln hier — und hier — und hier, und dort — und dort"; wobei er mit dem Finger die Stellen bezeichnete, wo die Kugeln ihn getroffen, und sich dabei schnell kratzte.

Auch der Hase, der es kaum noch vermochte, seine Augen auf dem Fußboden vor ihm ruhen zu lassen, begann eine Erzählung. „Als ich im Kriege war," sagte er, „verfolgten mich auch die Feinde. Vor Entsetzen sprang ich bald hierhin, bald dorthin, bald links, bald rechts." Mit Blitzesschnelle folgten dabei seine Augen, die so lange starr auf den Boden geheftet gewesen waren, den Bewegungen seiner Glieder.

4. Der betrogene Löwe.

Der Schakal hatte einen Löwen betrogen, der ihm deshalb zürnte. Der Schakal wich ihm daher aus, aber einst überraschte ihn der Löwe am Fuße eines Berges, wo es kein Entweichen gab. Da sprang der Schakal an den Felsen, stemmte die Vorderfüße dagegen und rief den Löwen um Hülfe an. Was giebt's Schakal? — „Siehst Du nicht", erwiederte dieser, „daß der Fels einstürzen will? Komm her, stelle Dich gegen ihn und halte ihn, bis ich einen Stock geholt habe, um ihn damit zu stützen!" Der Löwe that, wie ihm geheißen, und der Schakal entwischte.

5. Die Hyäne.

Der Schakal und die Hyäne, so erzählt man, waren beisammen, als eine weiße Wolke aufzog. Da stieg der Schakal hinauf und aß, als sei es Fett, von der Wolke. Als er hinunter wollte, sagte er zu der Hyäne: „Meine Schwester Rechtauf, da ich Dir auch etwas lassen will, fange mich recht hübsch auf." Da fing sie ihn auf; dann folgte sie seinem Beispiele und aß auch dort oben. Als sie satt war, sprach sie: „Mein Bruder, Du Fahler, fange mich nun hübsch auf!" Da antwortete der Fahle der Schwester Rechtauf: „Ich werde Dich schon gut auffangen, Schwester, komm nur herab!" Da hielt der Schakal die Hände auf, und die Hyäne kam von der Wolke herunter. Als sie nun nahe war, rief der Schakal, indem er, wie vor Schmerz, bei Seite sprang: „Schwester Rechtauf, verüble es mir nicht! O wehe, wehe, wehe! Ein Dorn hat mich gestochen und sitzt nun fest!" Da stürzte die Hyäne herunter.

Seit jenem Tage, sagt man, ist der Hyäne linker Hinterfuß kürzer und kleiner als der rechte.

Digitized by Google

6. Der Rücken des Schakals.

Die Sonne befand sich einst auf der Erde. Die Menschen waren damals gerade im Umzug begriffen und sahen sie wohl am Wege sitzen, gingen aber vorüber, ohne sie zu beachten. Der Schakal aber, der hinter ihnen herkam und die Sonne auch da sitzen sah, ging zu ihr heran und sprach: „Solch' ein hübsches Kindlein lassen die Menschen zurück?“ Er hob die Sonne dann auf und steckte sie in das Awafell, das er auf dem Rücken trug. Da es ihn aber brannte, so sprach er: „Komm herab!“ und schüttelte sich. Die Sonne klebte aber auf seinem Rücken fest und brannte; von dem Tage an ist des Schakals Rücken schwarz.

7. Der Ursprung des Todes.

Einst sandte der Mond den Hasen zur Erde nieder, um den Menschen zu verkünden, daß, wie er absterbe und wieder lebendig werde, die Menschen auch sterben und wieder lebendig werden sollen. Der Hase aber vergaß die ganze Botschaft und verkündete nur, daß die Menschen sterben würden, wie der Mond hinstürbe. Als nun der Hase zum Mond zurückkehrte und berichtete, wie er die Botschaft ausgerichtet habe, ward der Mond sehr zornig, ergriff ein Beil und wollte dem Hasen den Kopf spalten. Der Schlag war aber zu kurz geführt, denn das Beil traf nur die Oberlippe und verletzte sie nicht bedeutend. Daher stammt die Hasenscharte. Der Hase aber war über diese Behandlung sehr empört und zerkratzte dem Monde das Antlitz, welches daher noch immer voller Schrammen ist.

8. Warum hat der Felshase keinen Schwanz?

An dem Tage, da die Thiere ihre Schwänze zugewiesen erhielten, war der Himmel mit Wolken überzogen, und es drohte zu regnen. Daher wagte sich der Felshase nicht aus seiner Höhle heraus, sondern bat die anderen Thiere, ihm doch seinen Schwanz mitzubringen. Alle Thiere kamen mit Schwänzen versehen zurück, aber keines brachte dem Felshasen den seinigen mit. Bis auf den heutigen Tag hat deshalb der Felshase noch immer keinen Schwanz und kann nicht, wie die anderen Thiere, mit dem Schwanze wedeln.

IV. Sebituane, ein südafrikanisches Fürstenleben.

Sebituane war ein großer Krieger, ein Napoleon der Betschuana, schlank und kräftig gebaut, offen im Handeln, ruhig im Ueberlegen. In seiner Jugend gehörte er den blutgierigen, mordlustigen Mantati an, welche das Betschuana-

Digitized by Google

land verheerend durchzogen wie ein Heuschreckenschwarm. Die Betschuanen weideten als sanfte Viehzüchter an den Drakenbergen und dem Maputafluſſe ihre Heerden, da überfiel sie der Suluwüthrich Tschaka und raubte ihnen ihre Heerden. Dem Hungertode nahe, rafften sich die Betschuana auf, wurden Räuber und Eroberer, zogen mit Weib und Kind die Vaal entlang, Horden ausrottend oder zersprengend, Kraale vernichtend, Heerden raubend und aufzehrend. Doch reichte die Beute für die vielen Tausende nicht hin, daher verzehrten sie nun auch Menschen, um sich das Leben zu erhalten. Schrecken ging vor ihnen her; ganze Stämme entwichen in Wüsten und Felseinöden, um den Menschenfressern zu entgehen. Erst der alte Fürst der Banwankatsie, der tapfere Makabe, dessen Residenz Kurritschen sie zerstört hatten, sammelte seine Krieger, überfiel und schlug die Räuber, welche nun nach Süden zurückweichen mußten bis in die Nähe von Kuruman, wo Moffat wohnte. Dieser rief den Griquafürsten Waterboer zu Hülfe, welcher seine 600 berittenen Büchsenschützen zu den 400 Batclapi stoßen ließ, und bei Littaku den 40,000 Mantati eine Schlacht lieferte. In stolzen Reihen standen die halbnackten Mantati, den Kopf mit wehenden Straußfedern geschmückt, an dem einen Arme den ovalen Schild von Ochsenhaut, in den Händen Wurflanzen, Wurfkeulen und krumme Handeisen, erhoben ihr Schlachtgeschrei und stürzten auf das Häuflein Feinde. Die Griqua Waterboer's aber sprengten vereinzelt heran, sprangen vom Pferde, gaben ihren Schuß ab, luden beim Zurücksprengen und schossen dann von Neuem. Die Mantati fanden also keinen greifbaren Feind, ihre Häuptlinge fielen, mit ihnen 5000 Mann, wogegen nicht ein einziger Griqua verwundet war. Da fiel ihnen der Muth, sie zogen sich zurück, verbrannten Littaku, theilten sich hadernd in zwei Parteien und zogen davon. Die eine ließ sich als Basuto unter Moschesch in den Drakenbergen nieder, die andere als Makololo folgte dem jungen Sebituane nach Norden, welcher Makabe nach Osten drängte; dort vereinigten sich die Besiegten mit den Resten der Bahurutse und auch mit den Bakuena, indem sie den Setscheli (Secheli) auf den Thron erhoben.

Hier trafen die Makololo in Mosilikatse, den früheren Unterfeldherrn Tschaka's, ihren beharrlichsten Feind. Er hatte einen Theil der Kriegsbeute für sich behalten und sollte gestraft werden, zog es aber vor, mit seinen Anhängern nach Norden zu fliehen, wo diese seine Sulu-Matebele ein Reich eroberten, indem sie die Besiegten so herabbrachten, daß sie kärglich nur mit wilden Früchten und Heuschrecken ihr Leben fristeten. Mosilikatse wohnte an dem Hauptquellflusse des Limpopo und führte steten Raubkrieg mit Sebituane. Seine Stadt, ein im Lande übliches Gewirr enger Gassen und Dornenhecken, sicherte ihn vor jedem Ueberfall, wogegen er beliebig hervorbrechen konnte.

Digitized by Google

Sebituane hielt zwar sein Volk beisammen, zog aber dann mit demselben unter unglaublichen Schwierigkeiten durch die Wüste, um sich im Norden ein ruhiges Reich zu gründen. Oft entflohen ihm die Wegweiser, das von Durst gequälte Vieh rannte heerdenweise zu den alten Wohnungen zurück, das ganze Heer verirrte sich und kam oft rückwärts statt vorwärts; dennoch erreichte Sebituane den Ngamisee und gründete dort ein Reich. Ein Kriegszug in das wasserlose Damaraland mißglückte, ohne Heerden kehrte Sebituane zurück und siedelte sein Volk im Marschlande des Liambye an.

Bald jedoch stellte sich heraus, daß das niedrige Land sich zur Viehzucht nicht eigne, weshalb Sebituane nach dem Hochlande in Osten aufbrach, wo die kriegerischen Batokaneger wohnten, welche ihre Dorfschaften mit den Schä-

Fig. 97. Straße einer Betschuanenstadt.

deln der abgeschlachteten Feinde zu schmücken pflegten. Bei einem Wasserfalle kam es zu einer grimmigen Schlacht. Die Neger mußten weichen und verloren so viel Vieh, daß die Sieger es kaum forttreiben konnten. Diese setzten ihre Eroberungen fort und nahmen in dem schönen Prärielande ihre Wohnsitze. Aber diese Ruhe sollte nicht lange währen. Die Matebele, von Boers gedrängt, erschienen am Liambye, raubten Vieh und Menschen, die ihnen Sebituane zwar wieder abjagte und die Feinde wiederholt schlug, aber, um Ruhe zu haben, doch den Strom abwärts ziehen mußte, um den Weißen (Portugiesen) näher zu kommen.

Da sprach zu ihm der Seher Ilopane: Dort im Osten sehe ich ein Feuer (die Portugiesen), welches dich verzehren wird. Ziehe nicht dorthin. Im Westen

Digitized by Google

sehe ich eine Stadt mit schwarzem Volk (Barotzen), Männer des Wassers, ihr Vieh ist roth. Der Stamm verkommt und vergeht, du wirst schwarz regieren; erbeute das Vieh, laß aber die Einwohner nicht tödten, sie sind dein zukünftiger Stamm!" Sebituane gehorchte, die Makololo zogen in das Thal des Innern, doch folgten ihnen auch dorthin die Matebele. Sebituane lockte sie aber auf eine Flußinsel, nahm alle Kähne weg, und ließ die Abgesperrten verhungern. Dann eroberte er das Barotzethal mit der Stadt Naliebe, ward Herr großer Heerden und vieler Kähne, schlug die Matebele zurück, verjagte die untreuen Batoke und wohnte fortan in dem tiefen fruchtbaren Thale zwischen dem Liambye und Tschobe, wo er seine Hauptstadt Linjanti anlegte, da die breiten tiefen, dicht beschilften Flüsse und die sumpfigen Niederungen Sicherheit gewährten. Doch nun stellte sich ein neuer Feind ein, das Fieber, welchem seine Krieger erlagen, so daß die Makololo sich mit den Bundanegern verschmolzen und die ächten Betschuana bereits ausgestorben sind.

Sebituane starb, als eben Livingstone erschienen war, der Erste der Weißen, die er so sehr herbei gewünscht hatte. Es folgte ihm in der Regierung seine Tochter Mamotschisgane, welche mit Freuden einwilligte, daß Livingstone eine Missionsanstalt in ihrem Lande gründe, was aber nicht möglich war.

V. Die Namaqua, Korana und Griqua.

Diese Hottenstämme leben vorzugsweise im Norden und Westen des Kaplandes und haben sich eine gewisse Unabhängigkeit erhalten, besonders die Namaqua. Der Name soll Namamänner bedeuten; sie selbst wurden von den Holländern erst 1661 am Olifantflusse gefunden und nach und nach weiter nach Norden bis zur Kalahariwüste gedrängt. Im Ganzen bewohnen sie sandige, wasserarme Steppen und scheiden sich in Klein-Namaqua, welche südlich vom Orangefluß wohnen, und in Groß-Namaqua, deren Gebiete im Norden dieses Flusses liegen und an das Hereroland angrenzen. Sie theilen sich in viele kleine Horden und haben ihre nationalen Eigenthümlichkeiten zum Theil aufgegeben und holländische Namen angenommen.

Der Namaqua ist ein schlanker, hochgewachsener Hottentott, wie man an den hervortretenden Backenknochen und dem rüsselartigen Munde erkennt. Das Haar wächst in dicht verfilzten, erbsengroßen Büscheln, und wird bei Frauen stets mit einem Tuche bedeckt; bei Männern dagegen verlängert sich das Haar zu verfilzten Strähnen. Hände und Füße sind schmal und zierlich, die Glieder aber wenig muskulös. Dennoch werden die Namaqua durch Gewöhnung ausdauernd und ertragen große Anstrengungen; daher sind sie aus-

Digitized by Google

gezeichnete Jäger. Den Holländern haben sie das Destilliren von Branntwein aus Baumfrüchten abgelernt, seit ihnen ihr Honigbier zu matt vorkam. Den Branntwein lieben sie ebenso sehr wie das Tanzen, weches sie jedoch aufgeben, wenn sie Christen geworden sind. Dann sagen sie: ich habe das Tanzen aufgegeben! das soll heißen: ich bin Christ geworden, und erzählen nicht mehr von ihrem Nationalhelden Heitsi-Eibib. Die Namaqua glauben nämlich, daß die Geister Gestorbener in Menschengestalt wieder erscheinen und ihr früheres Treiben fortsetzen, wovon sie eine Menge Geschichten zu erzählen wissen, deren Hauptperson jener Heitsi-Eibib ist.

Gleich den Hottentotten tragen die Namaqua den Fellpelz, schmücken aber denselben, wie auch Haar, Hals und Arme mit kupfernen Korallen, Platten, Reifen u. s. w., da ihr Land sehr reich an diesem Metall ist; die Riemchen an den Beinen durchflechten sie mit Perlen. Gegenwärtig tragen sie

Fig. 98. Namaqua-Frauen und Kinder.

europäische Kleider, wenigstens ein wollenes Hemd und Lederhosen u. s. w., wie sie auch das Schießgewehr der Lanze und dem Bogen vorziehen.

Doch findet man noch den Fellschurz und den Fellpelz, dessen umgeschlagener Kragen mosaikartig aus bunten Fellstreifen zusammengesetzt ist. Auch trägt man noch den Hüftengürtel, den Stückchen von Straußeneiern schmücken. Mädchen haben einen unverzierten Schurz, Frauen schmücken denselben mit Riemenquasten, Metall- und Glasperlen, und fügen einen faltigen Karoß und ein europäisches Kopftuch zu diesem Anzuge.

Die nationalen Geschirre sind bereits von europäischen verdrängt, nur der alte Kraal mit seinen Hütten und seiner doppelten (inneren und äußeren) Umzäunung hat sich erhalten. Man bedeckt die Hütte mit Binsenmatten, die man mittels eines Giraffenknochen zusammen heftete. Als Heftfaden dient

Digitized by Google

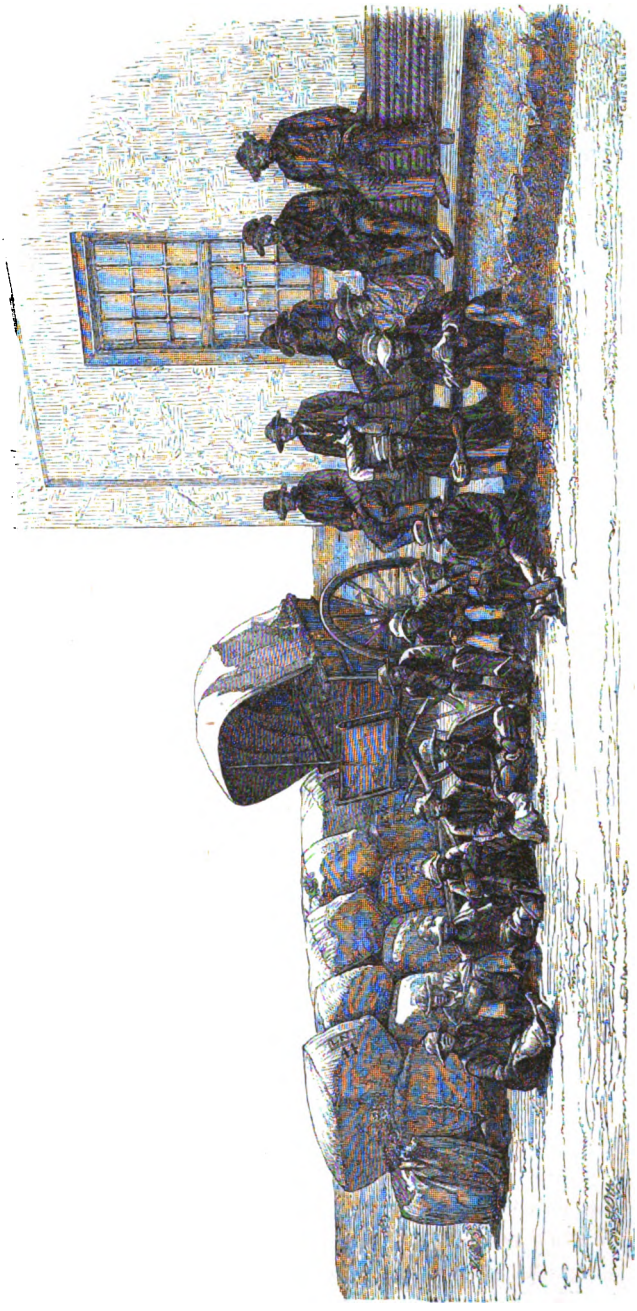
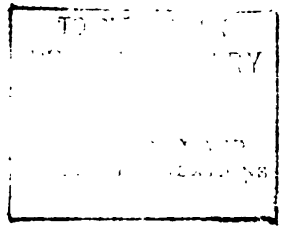


Fig. 99. Korana-Gruppe.

Digitized by Google



Digitized by Google

gekauter Mimosensplint, welchen man auf den Schenkeln zur Schnur rollt, mehrere Fäden zu einem Strick zusammendreht und denselben ausspannt, um ihn zu trocknen. Mit einem Netz solcher Seile überstrickt man die Hütte, damit der Wind die Matten nicht abreißt. Heerdloch und Stangengerüst zum Aufhängen der Geräthe machen das ganze Wirthschaftsgeräth aus.

Mit Amuletten, Zauberern und anderen Aberglauben macht sich der Namaqua viel Sorge, auch häuft man an gewissen Stellen Steine auf, zu denen jeder Vorübergehende einen fügt, und betrachtet einen solchen Haufen als Heiligthum. Die Namaqua leben übrigens nur in kleinen Dörfern zusammen, da Wasser- und Weidemangel dazu zwingen, und verlassen ihren Häuptling leicht, obschon dieser bei seinen Anordnungen an einen Beirath der angesehensten Familienhäupter gebunden ist. Fremde werden gut aufgenommen, oft aber, wenn sie den Kraal verlassen haben, auf dem Wege ausgeplündert. Die Frauen werden im Allgemeinen gut behandelt und bei schweren Arbeiten von dem Manne unterstützt, dagegen behandeln diese das Gesinde (arme Leute) und Sklaven (Kriegsgefangene) grausam. Ist Jemand gestorben, so schlachtet der Sohn einen Bock, bestreicht mit dessen Blute die Leiche, hierauf näht man sie in ein Fell und verscharrt sie.

Auch die Korana sind ein Hottentottenstamm, der sich im gebirgigen Innern des Landes theilweise unabhängig erhalten hat, besonders in den Gegenden um den Vaal- und Orangefluß, wo sie in Horden zerstreut wohnen und seltsame Namen tragen z. B. Rechthände, Springböcke, Skorpione, Esel, Flußpferde, Katzen, Schmalbacken, Schneider, Gerber u. s. w. Es mögen ihrer 25,000 sein, welche von den Kolonisten und Betschuanen Vielerlei angenommen haben.

Die Korana sind still, langsam und bedächtig bei der Arbeit, dabei geneigt zu Raubzügen, wobei sie sich gern mit den Buschmännern vereinigen, weshalb sie der Boer eifrig verfolgt, dabei aber treffliche Viehzüchter und ausgezeichnete Fuhrleute beim Ochsenwagen, lernen gut schießen und richten mit Geschicklichkeit Reit- und Packochsen ab. In den Schulen wollen sie dagegen nichts lernen. Zur Schule kommen sie überhaupt nur, wenn man ihnen Tabak giebt, denn sie sind sehr sinnlich, lieben Branntwein, Tabak und Dacha leidenschaftlich, sind ferner als kecke Lügner und begehrliche Diebe bekannt.

Gegenwärtig kleiden sich die Korana europäisch, weshalb man die hottentottischen Fellmützen, Sandalen, Karoß, auf dessen Haarseite Figuren eingeschabt sind, selten sieht. Auf Schmuck giebt der braune Korana wenig; ihm genügt ein Betschuanenmesser, Amulette und Schnüre von Glaskorallen als Halsschmuck, Armringe und Korallenstickerei an der Pelzmütze. Die Frauen tragen einen bis ans Knie reichenden Lederschurz, dessen unteres Ende in

Digitized by Google

Riemen zerschnitten und mit Glaskorallen verziert ist, doch ziehen sie bunte europäische Kleider vor und hüllen den kurz geschorenen Kopf in ein buntes Tuch.

Waffen tauscht sich der Korana von Nachbarstämmen oder Europäern ein, baut seine halbkugelige Hütte unordentlich, bedeckt sie mit schmierigen Fellen und Lumpen, und wirft vor dieselbe die Küchenabfälle; denn als halber Nomade muß er seine Hütte leicht abbrechen und wieder aufbauen können, wenn er in kleinen Horden unter Führung eines Häuptlings umherzieht. Nur um Bethanien herum hat sich eine Anzahl von Familien fest angesiedelt, wo Missionare große Mühe haben, die vieldeutige Sprache ihrer Pfleglinge zu verstehen.

Fig. 100. Farbige der Colonie (Griqua).

Die Griqua endlich sind ein Mischlingsvolk; ein großer Theil von ihnen ist vernichtet, ein anderer dagegen mit Kolonisten vermischt, und nur ein geringer Rest hat sich in der Gegend des Orangeflusses eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, wo er sich in unzugänglichen Dickichten mit Hülfe des Feuergewehrs behauptet. Ein freigelassener Negersklave, Adam Kok, sammelte Bastards um sich und gründete ein kleines Reich zwischen den Flüssen Molopo und Caledon, wo er die Korana unterwarf und seine Krieger sich Griqua nannten. Doch bald entzweiten sie sich, Waterboer, ein Buschmannbastard, zog mit Unzufriedenen nach Westen und gründete dort die Griquastadt und Philippolis. Die Boers des Orange-Freistaats zwangen aber den Kok, sein Gebiet zu verlassen und die Ländereien am Quathlampagebirge zwischen Natal, Kaffern- und Basutoland zu besetzen, und Waterboer, der Enkel des alten Waterboer, ist mit seinem Griqualand im Jahre 1872 in den Verband der

Digitized by Google

Kolonialstaaten eingetreten, um sich der Boers zu erwehren. Man nennt diese Mischlinge auch wohl die Farbigen der Kolonie zum Unterschiede von den dunkler oder heller gefärbten alten Stämmen.

Von allen Eingeborenen wissen die Griqua am besten mit dem Feuergewehr umzugehen und sind tüchtige Schützen und Jäger geworden, deren Jagdzüge bis in die Kalahari hingehen. Ebenso sind sie im Züchten und Abrichten ihrer kleinen Rinder Meister und nicht minder gewandte Reiter. Ihre leichten Wagen gleichen einer fliegenden Kolonne, und die Ochsen müssen den Durst so lange ertragen, bis man in der Wüste Wassermelonen oder Gras findet oder zum Heimathskraal zurückkommt. Auch nahm der Griqua europäische Kleidung, Eßgeschirr und Hausmöbel an. Er baute sich sogar Häuschen, aber als Landhaus die nationale Hütte daneben, wie Waterboer bei seinen Steinhäusern der Griquastadt verfuhr. Die Häuptlinge besitzen eine große Macht, sind aber an den Beirath der Angesehenen gebunden.

VI. Die Ova-Herero oder Damara.

Die Urtheile der Reisenden, welche die Gebiete nördlich vom Orange besuchten, weichen in Betreff der Ovaherero sehr von einander ab, denn die Einen rechnen sie zu den Negern, die Anderen zu den Hottentotten, noch Andere zu den Kaffern. Man erkennt daraus, daß die Ovaherero kein entschieden nationales Gepräge tragen können, vielmehr eine Uebergangsstufe bilden, die um so begreiflicher wird, wenn wir die Vorstellung, die wir uns von den Negern machen, bedeutend abändern. Je mehr man nämlich von den Negern erfährt, um so gründlicher überzeugt man sich, daß ihre Unterschiede von anderen Menschenrassen nicht schroffe sind, sondern allmälig überfließen in Merkmale anderer Stämme. Die Ovaherero, deren Name „fröhliches Volk" bedeutet, heißen im Kaplande Damara und werden wieder in Vieh- und Bergdamara geschieden, ohne durchgreifende Merkmale angeben zu können. Es scheint vielmehr, daß bei dem Schieben und Drängen der Völker Südafrika's einzelne Horden bei Seite gedrängt wurden, oder sich selbst seitwärts zogen, um aus dem blutigen Getümmel herauszukommen, indem sie sich in die Steppen und die Kalahari zurückzogen. Diese Bruchstücke friedlich gesinnter oder schwacher Horden wuchsen zu der Masse zusammen, welche Damara heißen und sich, wie gesagt, wissenschaftlich schwer klassificiren lassen. Im Osten des Ngamisee's sind diese Damaras ganz vertilgt, den Westen durchwandern sie noch in kleinen Horden, die nur lose zusammenhalten, denn ihre Häuptlinge besitzen wenig Ansehen und Gewalt. Gefällt es den Einzelnen

Digitized by Google

nicht bei der einen Horde, so schließen sie sich einer anderen an, und diesem Wechsel ist das Bastardthum der Damara entsprungen. Sie selbst theilen sich in Schwarze und Rothe, aber dies ist nur ein oberflächliches Merkmal. Die Viehdamara sind Viehhirten, die Bergdamara Viehräuber, sagt Fritsch kurz und faßlich, beide also Hirtenvölker.

Die Ovaherero sind groß, schlank, ebenmäßig gebaut, wenig muskulös, haben dunkle Augen, wenig hervorstehende Backenknochen, einen großen Mund mit starken Lippen, rundliches Kinn, roth- oder schwarzbraune Haut und lassen ihr gefilztes Haar in Zöpfen und Strähnen vom Kopfe herabhängen. Die Frauen bleiben klein und werden sehr bald häßlich. Alle Ovaherero tragen den Schurz und bei rauhem Wetter den Pelzmantel, aber verschönern sich auf eigne Weise. Um die Lenden schlingen sie eine Wulst vielfach gewundener Riemchen, die sie dann in Nothfällen als Bindfaden gebrauchen. Bei gutem Wetter bleibt der Oberkörper unbekleidet, dagegen behängt sich der eitle Ovaherero mit allerlei recht lästigen Zierrathen. Er trägt eine Schnur mit Elfenbeinkugeln von sehr verschiedener Größe um den Hals, von wo sie bis ans Knie reichen, klappern und anschlagen beim Gehen. Außerdem schmückt er Hals und Arme mit Schnuren von Kupferkugeln, umwindet den Fuß unterhalb des Knies mit Strängen von Glaskorallen, legt solche auch um die Stirn, in deren Mitte er dann eine Muschel befestigt, und steckt seine Füße in Fellsandalen, die vorn und hinten spitz zulaufen.

Nicht minder putzsüchtig sind die Frauen, welche eine seltsame Haube, die sie vor keinem Fremden abnehmen, auf den Kopf stülpen. Diese besteht aus festen Klappen harten Leders, vorn mit weichem Leder eingefaßt. Dieser Vorhang kann als Schleier niedergelassen oder als Wulst aufgerollt werden. Ein flacher Lederstreifen hängt am Rücken herunter. Blechstreifen und Glaskorallen flimmern an der Haube, auf welcher 2—3 Zoll hohe steif aufgerichtete Ohren eines Thierfelles emporragen. Außerdem verfertigen sich diese Damen eine Art Mieder aus Stückchen von Straußeneiern, die sie auf einem Bande aufheften und diese Streifen zu einem Miederfleckchen zusammennähen. Damit und mit dem unvermeidlichen Fellschurz und langem Pelzkaroß begnügt sich eine reiche Frau nicht, ihr Sinn steht vielmehr nach höheren Dingen, welche eine ärmere Frau ihres Stammes ihr nicht nachmachen kann. Sie trägt am Halsriemen verschiedene Pomadenbüchsen mit Hammeltalg und rothem Ocker, um die Knöchel aber windet sie sich Schnüre mit Kupferkugeln, welche bis auf die Ferse reichen, einige Pfund schwer sind und die eitle Dame zu einem schleppenden Gange zwingen, den sie natürlich für einen sehr zierlichen hält.

Die Damara als Hirtenvolk lieben Jagd und Krieg wenig, sind aber

Digitized by Google

gern zum Wandern geneigt und bauen ihre halbrunden Hütten, denen der Viehkraal nie fehlt, weniger fest, indem sie die Wände aus Buschwerk flechten und leicht mit Lehm oder Kuhdünger bewerfen. Aber auch die Milcheimer, Trink- und Wassergefäße, Löffel und Waffen verfertigen sie weniger zierlich und dauerhaft. Schilde gebrauchen sie nicht, auch sind die kurzen Wurfspeere mit der Eisenspitze und der Quaste des Ochsenschweifs wenig gefährlich; die Pfeile, die sie schlecht vergiften, kann der Bogen kaum 20—30 Schritt weit schnellen, und der leichte Wurfknittel bleibt, wie das Dolchmesser, eine ziemlich ungefährliche Waffe.

Bei ihnen herrscht, wie bei den meisten südafrikanischen Völkern, Vielweiberei, weil die Frau die Arbeiterin ist, jedoch steht ihr der Mann bei allen

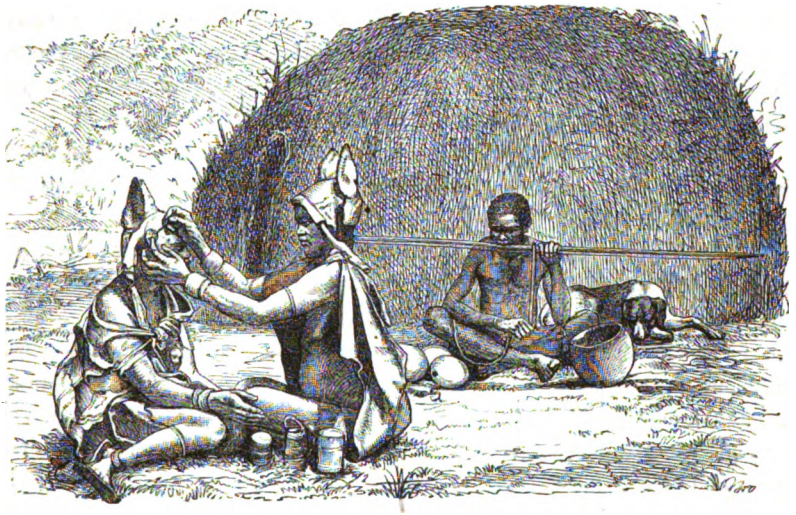


Fig. 101. Herero-Frauen bei der Toilette.

Arbeiten bei, namentlich baut er die Hütte, melkt die Kühe, gräbt Brunnen, errichtet die Dornhecke. Dagegen haben sie es nicht zu größeren Gemeindeverbänden gebracht, leben vielmehr in Familien oder kleinen Gesellschaften zusammen und haben wenig Anhänglichkeit an ihren Häuptling, den sie verlassen, sobald dieser ihnen nicht recht gefällt. Der stets lustige Ovaherero kennt überhaupt Dankbarkeit und Anhänglichkeit nicht, und sein Leichtsinn macht ihn zum dreisten Lügner. Obschon er viel Anlage zum Erlernen fremder Sprachen und zu mechanischen Fertigkeiten besitzt, so leistet er doch nichts, weil dem Unbeständigen alle Ausdauer fehlt. Nur im Schwatzen, Dacharauchen aus der Thonpfeife oder Antilopen-Wasserhorn, im Tanzen und

Digitized by Google

Musiciren auf einer ausgespannten Darmsaite, die er mit einem Stäbchen schlägt und mit dem Munde anhaucht, ist er unermüdlich.

So einfach der Ovaherero auch lebt, so liebt er bei Allem und Jedem doch ein umständliches Ceremoniell, welches sich in jeder Familie noch dazu besonders ausgebildet hat. Er trinkt weder seine saure Milch als Gast, noch kriecht er in die Hütte oder aus derselben, noch legt er seinen Karoß an, ohne eine Menge ceremonieller Umständlichkeiten durchzumachen. Besonders wichtig erscheint ihm die Feuerstelle, wo die älteste Tochter fortwährend Feuer unterhalten muß, und es wäre ein ungeheures Unglück, wenn das Feuer verlöschte. Heirathet der Sohn und bezieht eine eigene Hütte, so nimmt er Feuer vom väterlichen Heerde mit, und selbst beim Umzug nach einem anderen Wohnplatze wandert das heilige Feuer mit, in dessen Nähe feierliche Opfer gebracht werden. Denn der Opfer giebt es viel, da man auch das Andenken der Ahnen durch Opfer und Schmauserei feiert. Weil der Aberglaube bei den Ovaherero in jeder Form blüht; so wird der fromme Opferer oft zum Ochsendiebe, um nur die erforderlichen Ochsen schlachten zu können.

Der Ovaherero fürchtet sich vor Gespenstern, welche in Thiergestalt umherschleichen, vor allerlei Hexerei und Zauberei, weshalb die Zauberdoktoren gute Geschäfte machen.

Der Mensch stammt nach seiner Ansicht von dem Baume ab; nach seiner Erschaffung soll ein großes Feuer gekommen sein, wobei alle Thiere flohen und nur die Hausthiere bei den Menschen zurückblieben.

Der Ovaherero liebt nächtliche Tänze, woran auch Frauen Theil nehmen, und welche zum Theil darin bestehen, daß man Laute und Bewegungen der Thiere nachahmt. Außerdem herrscht die Gewohnheit, die herangewachsene Jugend dadurch auszuzeichnen, daß man ihr die Schneidezähne des Unterkiefers ausschlägt.

Ist ein reicher Ovaherero gestorben, so erheben Klageweiber ein furchtbares Wehgeheul, während man den Todten in ein dunkles Tuch einpackt, ihm sein Hausgeräth mitgiebt und ihn begräbt, wobei man Hörner als Opfer über seinem Grabe aufhängt. Als Zeichen der Trauer tragen die Männer eine dunkle Pelzmütze und hängen einen Riemen mit Straußeneiernstückchen um den Hals, ziehen aber dann aus der Gegend und kehren erst später zurück, wobei sie dem Todten nochmals Opfer spenden.

Die schwarzgrauen Damara haben unter sich wieder besondere Stände. Die gelben Mischlinge heißen Orlam und gelten für verwegene Räuber. Ihr Führer Jonker Afrikaner, der sich die Damara unterwarf, war weit gefürchtet. Die Topnaar dagegen bilden den reinen Stamm, wohnen in runden Hütten und essen kein Hasenfleisch, weil dieses Thier die Hasenscharte

Digitized by Google

hat. Wer vom Hasen ißt, wird verbannt. Sie haben sonderbare Sitten. Stirbt der Häuptling, so wird ein großer Schmaus veranstaltet und bei demselben dem Thronfolger eine Schicht Rindstalg statt der Krone aufs Haupt gelegt, wo sie so lange liegen bleibt, bis sie eintrocknet und dann als Amulett verwendet wird. Die Sonne halten sie für einen glühenden Talgklumpen, der Abends ins Meer taucht, wo ihr ein Schiffskapitain ein Stück abschneidet, worauf sie untersinkt und um die Erde herumgeht bis zum Morgen. Arbeit gilt für Schande, denn nur die Würmer der Erde arbeiten, dem Topnaar ziemt nur Tanz, Tabak, Schlaf und fettes Fleisch. Dieses Hirtenvolk schätzt

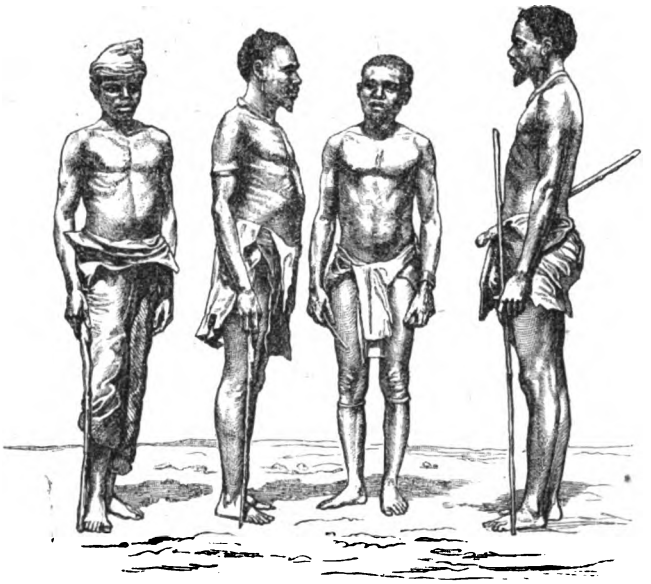


Fig. 102. Berg-Damara.

natürlich den Werth des Menschen nach der Zahl der Ochsen ab, und wer diese nicht mehr pflegen kann, ist überflüssig. Daher wirft man Kranke ohne Weiteres aus der Hütte, bedeckt sie mit einer Ochsenhaut und erstickt sie. Die Leiche der Armen wirft man den Hyänen vor, um die Mühe des Begrabens zu sparen.

Digitized by Google

VII. Der Zauberfelsen.

Ein Märchen der Ova-Herero. (Nach Th. Hahn.)

Ein Häuptling besaß sieben schöne Töchter, die er sehr lieb hatte. Sie wollten aber für sich sein, bauten sich eine gemeinsame Binsenhütte und wohnten stets bei einander. Es kam aber ein heißer Sommer, das Gras vertrocknete, das Wild zog sich zurück und die Ochsen fanden wenig Nahrung. Da beschloß der Stamm neue Weideplätze aufzusuchen, den Schwestern aber gefiel ihre Hütte so sehr, daß sie nicht mitzogen, sondern allein zurückblieben. Einige Monde lebten sie glücklich in ihrer Einsamkeit, da kamen Damara, die Erzfeinde ihres Stammes, in den verlassenen Kraal, fanden die Schwestern und nahmen sie gefangen. Den Damara gefiel der Kraal, daher blieben sie hier wohnen und verlangten, die Schwestern sollten sich an Damara verheirathen. Diese wollten das nicht; deshalb sperrte man sie in eine Hütte, ließ sie hungern und dursten und nicht ausgehen.

Die Schwestern litten gar schwer unter dieser Behandlung und sannen auf Befreiung. Eines Tages gingen die Damara auf die Jagd und ließen nur einen alten Mann zurück als Wächter der Gefangenen. Auf den Rath der Jüngsten fielen diese über den schlafenden Wächter her, zerschmetterten ihm mit einem Stein den Kopf und flohen. Als nun die Damara von der Jagd zurückkehrten und sahen, was geschehen war, machten sie sich zur Verfolgung auf. Die Mädchen waren zwar weit voraus, aber ihre Feinde konnten gut laufen, hatten die Spur der Fußtritte gefunden und näherten sich in der Ferne. Die Schwestern hielten sich für verloren; doch die Jüngste sagte: Hier ist ein Zauberfelsen, wenn ein Frommer eine Zauberformel spricht, thut er sich auf, daß man hineingehen kann. Du bist die Frömmste und Klügste, sagten die Schwestern, sprich die Formel und rette uns. Sie that, wie es die Schwestern wünschten, sprach den Wunderfelsen an, der sich mit einem Krach öffnete, die Mädchen einließ und sich dann wieder schloß.

Die Schwestern erschracken, als sie mitten im Fels waren, aber ein Gang führte sie in eine herrliche Landschaft voll frischer Bäche, blumiger Wiesen und grüner Bäume, wo freundliche Hirten Lämmer und Rinder weideten, bunte Vögel auf den Mimosenbäumen herumhüpften und schöne Lieder sangen. Gar lieblich war es hier, und die Mädchen vergaßen die Welt und die Angst vor ihren Verfolgern. Diese waren den Fußspuren der Fliehenden bis zu dem Wunderfelsen gefolgt, wo jene plötzlich verschwanden. Sie suchten in Klippen und Büschen, konnten aber die Verschwundenen nirgends entdecken. Sollten sie in den Felsen gegangen sein? sagte der Eine, legte das Ohr an die Steinwand und horchte. Erstaunt fuhr er zurück, er hörte etwas wie das

Digitized by Google

Blöken von Lämmern. Die Andern horchten nun auch und hörten liebliche Töne. Der Eine meinte Menschenstimmen zu vernehmen, ein Anderer die Töne der Wassertrommel, ein Dritter das Saitenschwirren der Gorrageige. Jeder hörte etwas Anderes. Darüber geriethen sie in Streit, schlugen sich mit ihren Kiri-Knotenstöcken die Köpfe blutig und gingen endlich sehr verdrießlich den weiten Sand- und Steinweg nach dem Kraale heim.

Die Schwestern blieben im Wunderfelsen viele Tage, wo sie Blumen pflückten, Kränze wanden, mit den Lämmern spielten und den Gesängen der Hirten zuhörten. Da erwachte plötzlich die Sehnsucht nach den Eltern und der Oberwelt; sie wollten die Sonne wieder sehen, die Eltern und Gespielinnen, den Wind rauschen hören und über Sand und durch Dornhecken springen. Wenn wir doch wenigstens den Eltern sagen könnten, wo wir sind, und wie schön es hier ist! Dies sagten sie sich so oft, bis sie beschlossen, das Paradies zu verlassen, um die Eltern aufzusuchen. Sie gingen also wieder in die Eingangsschlucht, die so enge war, daß eine Schwester hinter der andern gehen mußte. Voran schritt die Jüngste, zuletzt die Aelteste, die beim Eintreten in die Höhle die Verfolger geschmäht hatte. Auf die Zauberformel der Vordersten öffnete sich der Felsen, und die Schwestern traten an's Tageslicht; doch vor der Letzten schloß sich der Felsen, weil sie Böses geredet hatte. Sie mußte im Felsen bleiben und weinte. Noch immer weint sie, daß die Thränen als Tropfen durch den Fels dringen; aber sie bleibt Stein. Die Andern aber fanden ihre Eltern wieder, erzählten ihnen viel vom Wunderfelsen, und die Eltern schlachteten ein Rind, luden die Kraalbewohner zu einem Schmause ein, wo die Mädchen die Wunderdinge des Zauberfelsens erzählen mußten. Alle waren erstaunt, aber meinten, wie die Mädchen, auf der Erde sei es doch besser als im Felsen, und beschlossen, keinen Feind zu verwünschen, damit sie nicht in Felsen eingeschlossen leben müßten, wie die älteste Häuptlingstochter.

VIII. Die Amakosa oder Amakosa (Kaffern).

Da das Wort „Ama" als Mehrheitszeichen „Leute, Volk" bedeutet, so heißen die Amakosa auf Deutsch Volk des (Häuptlings) Kosa, wogegen der Name Kaffern aus einer Entstellung des arabischen Wortes Kafir (Ungläubiger) und das Wort Kraal aus dem portugiesischen Coral (Viehhürde) entstanden ist.

Man nennt das weit verbreitete Kaffernvolk richtiger A-Bantu; es ist von Norden her eingewandert und bildet den Uebergang zu den Negern. Die Völkergruppe der Kaffern, welche im Ost-Kapland vom Keifluße über Kaffraria

Digitized by Google

hinaus wohnt und etwa noch 210,000 Männer zählt, hat bereits Vieles von ihren ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten verloren, Anderes wieder mit den übrigen A-Bantustämmen gemein, deren bereits gedacht wurde.

Das Kosavolk unterscheidet sich in Betreff der Körpergestalt wenig von den Sulu, Betschuanen und andern A-Bantustämmen. Die Hautfarbe ist schwarz, vom Blauschwarz bis zum Dunkelbraun, je nach Stamm und Wohnort sich abstufend. Jedenfalls paßt diese dunkel gefärbte Haut zum Klima, denn der Kosa kann unbekleidet in brennendem Sonnenschein liegen ohne zu schwitzen; ja seine Haut fühlt sich kühl an unter Wärmegraden, die auf der europäischen Haut Blasen erzeugen und den Sonnenstich bewirken würden. Die Wärme verursacht die Zufuhr färbender Stoffe durch das Blut, welches stärker nach der Haut strömt und sie kork- oder schwammartig auftreibt, weshalb manche Reisende behaupten, die Kaffernhaut fühle sich sammetartig an. Das Haar kräuselt sich nicht feinwollig, wie beim Neger, sondern es bleibt hart, dicht, spröde und verfilzt sich zu Zöpfen und Büscheln. Im hohen Alter wird es grau melirt, dagegen sind Kahlköpfe selten. Vielleicht findet diese Eigenthümlichkeit ihre Erklärung darin, daß man die Leute selten alt werden läßt, denn es herrscht die Sitte, Altersschwache, Gebrechliche und Kranke in einsamen Felsschluchten auszusetzen. Demnach giebt es keine Greise.

Die Urtheile über dieses körperlich kräftige, geistig nicht unbegabte Volk weichen sehr von einander ab und widersprechen einander geradezu, weil es dem Europäer schwer wird, sich in dessen Denkweise zu versetzen. Die Lebensweise in den wasserarmen, baumlosen, thierreichen Steppen zwingt vorzugsweise zur Fleischnahrung, zu unstätem wandernden Hirtenleben, und die gleichmäßig andauernde Hitze macht träge, reizt aber auch zu leidenschaftlichen Erregungen, die von Zeit zu Zeit ausbrechen und sich in wilden Kriegstänzen, mörderischen Jagd- und Kriegszügen und grausamen Metzeleien Luft machen.

Der Körperwuchs erscheint im Ganzen kräftig und ebenmäßig, doch ist er nicht athletisch, wie oft behauptet wird, denn er übertrifft weder an Höhe, noch an Muskelkraft den eines Europäers. Der Amakosa ist schlank gewachsen, hat breite Schultern, aber magere Unterarme und Unterschenkel und etwas stark hervortretenden Unterleib. Die hellen, braunen Augen verrathen Geist, Feuer und starkes Selbstgefühl. Obschon der Kaffer lange andauernd läuft und starke Märsche zurücklegt, so vermag er doch dem Europäer das Springen nicht nachzumachen, ja dessen Hin- und Herrennen und hastiges Laufen kommen ihm lächerlich vor.

Die dunstarme, klare Luft begünstigt das Weitsehen, woran sich der Kaffer von Jugend an gewöhnen muß, um Wild oder Gefahr zu erspähen. Doch steht ihm hierin der Bauer nicht nach. Weil ferner sich in dem thonigen

Digitized by Google

Boden des Landes jede Fußspur deutlicher abdrückt als auf dickbegrastem, hartem Boden, so findet der Kaffer Wild- und Menschenspuren leicht, wird aber hierin von Betschuanen und Buschmännern weit übertroffen. Zwar faßt er die Laute der Thiere scharf auf, aber musikalisches Gehör fehlt ihm ganz. Er singt gern, doch gleicht dieses Singen mehr einem Heulen; er pfeift schrill auf dem Finger oder auf Knochenröhren, um Nachbarn Zeichen zu geben, und seine Mundharmonika (Gubo) oder einsaitige Fiedel kann nur schnarren und summen.

Der Kaffer ist Rinderhirt und Krieger. Er besingt seine Ochsen in Liedern, unterhält sich stundenlang mit Nachbarn beim Glase Bier von seinen Ochsen, baut den Viehkraal am festesten und zuerst bei einer Niederlassung. Um Ochsen zu rauben, verlangt er Kriege, Ochsen schenkt er seinen Kindern bei der Geburt, für Ochsen verkauft er die Töchter, für Ochsen tauscht er die Frauen ein. Sein Vieh schützt er gegen Raubthiere durch den hohen Zaun von eingerammten Pfählen und dichten Dornhecken oder vertheidigt es mit den Waffen. Unterliegt er einem angreifenden Feinde, so sucht er sein Vieh zu retten, indem er es schnell in's Gebirge treibt; mißglückt der Angriff auf ein Dorf, so sucht er beim Zurückweichen so viel Vieh des Feindes als möglich fortzutreiben. Sein Vieh verziert er auf verschiedene Weise, indem er das Gehörn zu seltsamen Figuren verdreht und Hautlappen ausschneidet, um sie wie Franzen um Hals und Leib des Thieres hängen zu lassen. Der Ochsen wegen endlich tritt er bei den Bauern in Dienst, den er sofort aufgiebt, wenn er sich einige Rinder verdient hat. Die Zucht der wilden Rinder, die stets im Freien und unbedachtem Viehkraale leben, macht den Kosa stark und muthig; im Gefühl seiner Ueberlegenheit über die Nachbarstämme wird er herrisch, trotzig, rücksichtslos, gewöhnt sich die kalte Ruhe des Machtinhabers an, verfällt leicht in Prahlerei, um Andere einzuschüchtern, hält es aber nicht unter seiner Würde, um alles zu betteln, was ihm gefällt, selbst Fürsten besuchen oft die Bauernhöfe, um zu „fechten".

Fig. 103. Junger Kaffer auf dem Gubo spielend.

Was die Kleidung des Amakosa anlangt, so ist sie die einfachste von der Welt, er trägt gar keine, namentlich in seiner Hütte. Doch putzt er sich gern und umgiebt daher seine Lenden mit einzelnen Fellstreifen als Schurz, legt auch Fellstreifen oder ein rothes Bändchen wie ein Diadem um die Stirn,

Digitized by Google

welches ihm den Hut ersetzt, und nur bei schlechtem Wetter wirft er eine gegerbte Ochsenhaut oder einen Wildpelz als Mantel um; weil diese aber im Regenwetter weich und dann steif werden, so zieht er eine lange braune Wolldecke vor, die am Halse von einer Agraffe zusammengehalten wird. Auch die leichten Fellsandalen, welche er bei weiten Märschen anlegt, vertauscht er zu Haus mit dem Fellschuh der Bauern. Als Schmuck wendet er mit Vorliebe Glaskorallen und durchbohrte Zähne erlegten Wildes an, die er auf einen Faden gereiht um den Hals hängt. An Arme und Füße streift er sich Elfenbeinringe, die er mühsam mit der Lanzenspitze, seinem einzigen Schneidewerkzeug, aus einem Zahne des Elephanten ausschnitt, ausarbeitete, glättete und darauf Zickzacklinien, Dreiecke und Vierecke einzeichnete. Die zahlreichen Amulette zum Schutz gegen Zauberei, die Holzröhrchen mit Heilmitteln gegen den Schlangenbiß, die Schnupftabaksdose, Nadeln, Pfeife, Schabeisen, in Lederfutteral gelegte Pfriemen, alles hängt er um den Hals, z. B. trug ein Fürst als Hauptschmuck ein Hundehalsband. Natürlich fehlt es auch an Ohr- und Fingerringen nicht. Um Waden und Knöchel legt er Ringstreifen von buntem Fell, steckt sich Federn ins Haar und beschmiert sich mit Fett und Ocker, wenn er recht festlich geschmückt sein will. Doch haben die in den Städten der Kolonisten Lebenden sich insofern der europäischen Sitte gefügt, als sie ein altes, den Oberkörper nur sehr dürftig deckendes Baumwollhemde anziehen.

Auch die Frauenkleidung ist die landesübliche. Mädchen tragen einen kurzen Hüftenschurz, Frauen legen darüber einen längern und befestigen um die Taille herum eine Rindshaut, deren Zipfel sie auch wohl über Brust und Schultern ziehen. Manche binden sich um die Brust noch ein Tuch, und Alle umwickeln den Kopf mit einem Kopftuche, das sie nie ablegen. Natürlich fehlt der Tragsack auf dem Rücken nicht, mit dem jüngsten Kinde darin, und blitzen an den einfachen Kleidern Glaskorallen, Muscheln und andere glänzende Dinge.

Die Mädchen werden, wenn sie herangewachsen sind, einige Tage einsam gehalten in einer Hütte, wo geheimnißvolle Ceremonien vorgenommen werden, deren Apparate man dann des Nachts heimlich vergräbt. Die Frauen müssen alle schweren Arbeiten verrichten und werden dabei nur von den Töchtern unterstützt. Ist ein Feld von der Mutter beackert, so wird die aufgehende Saat von der Tochter bewacht, damit die Rinder und Antilopen nicht einbrechen. Reift das Getreide, so giebt es schwere Arbeit für das Mädchen, welcher man ein Gerüst neben der Hütte baut, von wo aus sie das Feld übersehen kann. Denn nun erscheinen Affen, die schwer abzuwehren sind, auch wohl Elephanten, Wildschweine und Büffel, und es schwirren Schaaren von Finken herbei.

Digitized by Google

Deshalb überzieht man das Feld mit Fäden, die am Gerüst zusammenlaufen. Das Mädchen zerrt an diesen Fäden, um dadurch die Vögel zu verscheuchen; gegen Heuschrecken wendet sie Qualm von schmauchenden Brennstoffen an. Ist das Getreide reif, so erscheint die Frau wieder, oft mit einem Kinde im Tragsacke, schneidet die Kolben ab, trocknet sie an einem Gerüste, klopft sie aus und schüttet die Körner in eine Grube, die in einem Winkel des Viehkraals gegraben ist, und deren enge Oeffnung man mit Dünger und Steinen bedeckt. Von hier wird dann der tägliche Bedarf in geflochtenen Schilfkörben geholt und die Körner gekocht genossen. Um Korn in Mehl zu verwandeln, wird es von der Frau mit einem Stein auf einer Steinplatte zerquetscht, wobei sie oft ihr Kind auf dem Rücken trägt. Auch braut sie auf ähnliche Weise, wie

Fig. 105. Kaffernfrau, Korn mahlend.

wir, aus Malz und durch Gährung ein braunes Bier, dessen Genuß eine Unterhaltung der Männer ist.

Der Mann liegt der Jagd und dem Kriege ob, verfertigt das Hausgerüst, dessen Stecken man oben zusammenbindet, so daß die Hütte wie ein Bienenkorb aussieht und einen kleinen ovalen Eingang hat. Der Thür gegenüber steht der Feuerheerd, ein ausgescharrtes Loch, und dahinter ein Gerüst für die Waffen. An den Seiten stellt man das Hausgeräth auf, und neben dem Eingange bringt man das Lager an. Diese Hütten von 10—20 Fuß Durchmesser liegen regellos nebeneinander und entbehren oft der Dornumzäunung.

Weil es keine Handwerker giebt, so muß sich der Amakosa das selbst anfertigen, was er braucht, und man muß staunen, wie er im Stande ist, mit seinem einzigen Werkzeuge, der schwachen und leicht sich abstumpfenden Lanzen-

Digitized by Google

spitze, so vielerlei Werkzeuge zu schnitzen, Baumstämme zu Gefäßen auszuhöhlen und durch allerlei Figuren zu verzieren. Um Raseneisenerz und Kupfer zu schmelzen, macht er sich aus zwei Kuhhäuten und einem Ochsenhorn einen Blasebalg zurecht und hämmert das glühende Eisen mit Steinen zur Spitze seiner Lanze, welche er 30—60 Fuß weit schleudert, oder sie als Stoßwaffe benutzt. Indessen zieht der Kaffer gegenwärtig die Feuerschloßflinte vor, auf deren Besitz also sein Trachten gerichtet ist. Zum Schießen schüttet er aus dem Pulverhorn Pulver in den Lauf und mißt wiederholt mit dem Ladestocke, ob die eingefüllte Menge ausreicht; dann setzt er ohne weiteres die Kugel auf. Ist diese zu groß, so klopft er sie mit einem Steine cylinderrund; hat er geladen, so meint er unbesiegbar zu sein, aber da er beim Losdrücken das Gesicht abwendet, damit ihm das Pulver von der Pfanne nicht in's Gesicht fliegt, so kann er nicht zielen und trifft schlecht.

Für die Jagd leistet der Wurfspeer geringe Dienste, weil er zu langsam fliegt, daher benutzt der Jäger für kleine Thiere, Hasen, Perlhühner, Trappen, wilde Tauben und dergl. den Wurfknittel Kirri, den er aus einem Stecken schnitzt, indem er dessen Astverzweigung zu Knollen schneidet. Er schleudert diese kurze Waffe aus festem Holz 20—30 Schritte weit mit ziemlicher Sicherheit. Einem Menschen oder großen Thier fügt dieses Holzstück keinen Schaden zu, dagegen vermag ein kräftiger Wurf kleine Thiere zu betäuben oder ihnen einen Knochen zu zerschmettern. Perlhühner aber treibt er mit Hülfe eines Hundes und Begleiters so lange hin und her, bis das ermüdende Thier auf einen Baum flüchtet, wo es dann der Kirri erreicht.

Auf Jagden nach Großwild ziehen ganze Gesellschaften aus, und oft gebietet der Häuptling, einen Löwen oder Elephanten zu fangen. Dies ist zwar ein lebensgefährliches Wagniß, aber was befohlen ist, muß ausgeführt werden, wenn es auch ein Dutzend Menschenleben kostet. Man macht sich also auf und kundschaftet das Versteck des Wildes aus; dann wählt man zum Angriff eine Stelle, wo man Bäume als Zufluchtsort für den Nothfall findet. Gilt es einen Löwen zu erlegen, so wird dieser aus dem Busche getrieben, schreiend umzingelt und mit Speeren beworfen. Der Löwe nimmt dies natürlich sehr übel und springt auf den ersten Besten los. So wie der Bedrohte dies bemerkt, steckt er seinen Speer schräg in den Boden, daß der anspringende Löwe sich denselben in den Leib stoßen muß, während der Jäger behend auf die Seite springt. Mißglückt dies, so ist der Kaffer verloren. Aber während ihn der Löwe zerfleischt, erhält er neue Speere in den Leib, wendet sich nach den Angreifern, und der verwundete Kaffer hat nun Aussicht, zu entwischen. Es soll sogar vorkommen, daß bei diesem Getümmel Beherzte den Löwen beim Schweife fassen und tüchtig zerren. Der Löwe wendet sich zornig

Digitized by Google

Fig. 105. Kafferndorf.

Digitized by Google

LIBRARY

Digitized by Google

gegen die Frechen, aber diese weichen aus, und es beginnt nun ein Kreisen des Löwen, der seinen Schwanz befreien will, um sich selbst. Die übrigen Jäger erhalten dadurch Gelegenheit, ihre Speere dem Löwen in den Leib zu stoßen, so daß er endlich der Menge der Wunden erliegt und der Haufen jubelnd mit der abgezogenen Löwenhaut heimkehrt. — Auf ähnliche Weise erlegt man durch Speerwürfe aus dem Versteck den Elephanten, dem man oft vor dem Verenden schon das Fleisch ausschneidet.

Für den Panther macht man einen steinernen Käfig im Boden zurecht, legt darüber ein Stück Ziege, so daß der Näscher, wenn er zugreift, in den engen Käfig fällt, aus welchem er nicht heraus kann. Für kleinere Thiere errichtet man Schlagbäume, indem man ein Dornenwerk anlegt und zum Durchschlüpfen nur eine schmale Stelle frei läßt. Dort ist ein Strick vorgespannt, welcher einen schweren Holzstamm in der Schwebe hält. Dringt nun das Thier durch die Oeffnung, so muß es den vorgespannten Strick wegziehen. In demselben Augenblicke fällt aber auch der wuchtige Schlagbaum nieder und zerschmettert das Thier. Im Uebrigen sind Fallgruben ein beliebtes Jagdmittel.

Um das Wild auch massenweise zu erlegen, wendet der Kaffer Treibjagden an. Zu diesem Zwecke gräbt er an einem geeigneten Orte eine große Grube, stellt in derselben spitze Pfähle, rechts und links aber lange Hürden in der Weise auf, daß sie einen Winkel bilden, vor dessen offner Spitze die Grube liegt. Dann werden die Thiere nach den Hürden zu getrieben, diese halten die offene Winkelspitze für einen Ausgang, eilen derselben in wildem Laufe zu und fallen in die Grube. Immer neue Flüchtlinge folgen und stürzen auf die aufgespießten, verwickeln sich mit den Füßen, neue Haufen springen auf sie, und so füllt sich die Grube mit gespießten, hülflosen, gequetschten und gepreßten Thieren, bis die Jäger erscheinen und sie nach und nach tödten. Befindet sich in der Nähe eine Schlucht, so stellen sich dort Schützen auf, wogegen andere das Wild nach der Schlucht jagen, wo die Thiere unter den Speeren der Schützen haufenweise fallen. Mitunter treibt man eine Heerde Antilopen auch nach einem jähen Felsenabsturz und zwingt sie hinabzuspringen.

Leiden die Amakosa trotzdem an Fleischnoth, so verlangen sie vom König, er soll ihnen Vieh geben, d. h. einen Kriegszug unternehmen, um solches zu rauben. Dann wird einem Nachbarkraal der Krieg zugedacht und das Kriegsgeheul erhoben. Wer dies hört, bewaffnet sich und eilt nach der Residenz. Sind alle beisammen, so beginnt der Krieg mit einem Opfermahle, um die Krieger siegreich zu machen. Die Helden schließen einen Kreis, der Zauberdoktor erscheint, behangen mit Schlangen- und Eidechsenhäuten, getrockneten Gallblasen, Thierfellen, Federn und dergleichen, macht seinen Hokuspokus,

Digitized by Google

wozu die andächtige Menge einen eintönigen Gesang anstimmt, tanzt dann in allerlei Bocksprüngen vor ihnen auf und ab und bezeichnet endlich das Rind, welches die Geister zum Opfer verlangen. Schnell wird es herbeigetrieben, die Jünglinge reißen es bei den Hörnern und am Schweife nieder und schneiden ihm das Vorderbein ab. Dieses wird in einem Kessel mit allerlei Zaubermitteln gekocht, und jeder Krieger ißt davon ein Stück. Dann ritzt der König jedem Krieger die Haut auf, reibt die Asche der verbrannten Zaubermittel in die Wunde, und nun ist der Sieg sicher. Jetzt erst wird der Ochse getödtet, gekocht und verzehrt. Hilft das Mittel nicht und wird man besiegt, so weiß sich der Zauberer auszureden, daß die Gegner stärkere Zaubermittel besaßen, oder dieses und jenes übersehen ist. Mitunter findet er aber keinen Glauben, dann bindet man ihn an Händen und Füßen zusammen und stürzt ihn in den nächsten Fluß.

Sind die Feierlichkeiten der Kriegseröffnung zu Ende, so wird die Mannschaft etwas eingeübt in Schwenkungen und Wendungen, in Haufen getheilt, und fort geht es ins Feindesland. Vor Allem gilt es, den Feind unvorbereitet zu überfallen, im Hinterhalt ihm aufzulauern u. s. w., denn von offener Feldschlacht ist der Kaffer kein Freund. Der Hauptangriff gilt den Viehheerden mitten im Kraal. Diesen muß man also stürmen. Sieht sich der Feind überrascht oder fühlt er sich zu schwach, so flieht er mit seinen Heerden ins Gebirge; gelingt ihm dies nicht, so wird niedergemetzelt, was der Speer erreicht. Hat der Feind dagegen bei Zeiten Nachricht erhalten von dem zugedachten Angriffe und sich gerüstet, so erwartet er den Angreifer hinter der Umzäunung oder zieht ihm aufs freie Feld entgegen, wo sich dann die Haufen eine Schlacht liefern. Man wirft unter Geschrei die Lanzen auf einander, bis der muthigere Haufen vorrückt, worauf der andere entweder sofort flieht oder es auf ein Handgemenge ankommen läßt. Der Sieger plündert dann den Kraal aus und verbrennt denselben.

Kehren wir nun zu den friedlichen Beschäftigungen des Amakosa zurück. Er macht sich Nadeln zum Vorbohren der Löcher bei Fellarbeiten und Lederscheiden zurecht, Tabaksdosen aus Kürbisschalen, röhrenartige Schnupftabaksdosen, Tabakspfeifen aus Thierhörnern, große und kleine Löffel, höhlt einen Holzklotz zu einem bauchigen Gefäße oder zu Melkeimern aus, die sich nach oben zu verengen, formt und brennt aus Thon Flaschen und Schüsseln, flicht aus Rohr, Pflanzenfasern und Cyperngras wasserdichte Körbe und Schläuche für saure Milch u. s. w. Auch den Schnupftabak bereitet er sich selbst, indem er Blätter zerreibt, sie mit Pfefferkraut und Asche mengt und dann sich von Zeit zu Zeit erquickt, indem er mit dem geschnitzten und verzierten Elfenbeinlöffel diesen beizenden Staub in die Nase schüttet. Aus

Digitized by Google

Holz oder Serpentinstein schnitzt er sich den kurzen Pfeifenstummel, aus Antilopenhorn die Wasserpfeife, die er halb mit Wasser füllt, den Rauch durch dieselbe treibt und verschluckt. Gern raucht er in Gesellschaft, wobei die Dachapfeife abwechselnd von Mund zu Mund geht. Da dieser Hanftabak sehr stark ist, so betäubt er den Raucher, daß dieser ohnmächtig umfällt. Dann ist es Pflicht der Kameraden, ihn wieder zu sich zu bringen, indem sie ihn rütteln, stoßen, treten und kneten, bis der Betäubte erwacht und den Genuß fortsetzt.

Gern hockt der Kaffer mit Kameraden in dunkler Hütte, erzählt Schnurren, macht Witze oder singt ein zwei-, dreizeiliges Lied, wozu die Anderen summen, mit den Händen klatschen und mit den Füßen stampfen. Von Zeit zu Zeit werden Kriegstänze aufgeführt, bei denen die Frauen zusehn, indem sie die Festgeber im Kreise umhocken, eintönige Gesänge anstimmen und durch Händeklatschen den Takt zu dem Geberdenspiel schlagen.

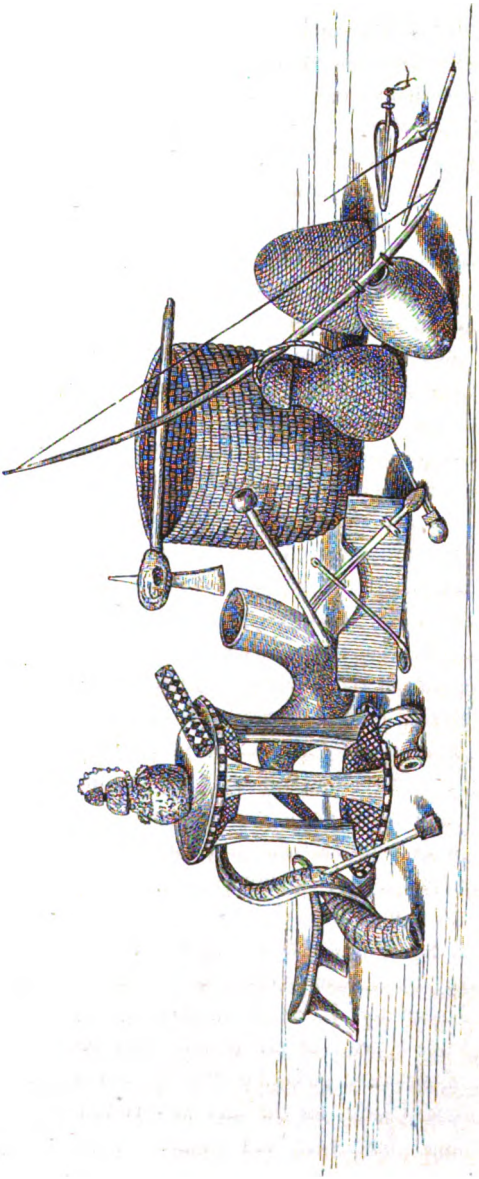


Fig. 106. Kaffern-Geräthschaften.

Digitized by Google

Als Häuptling oder Erbfürst gilt der Bruder oder älteste Sohn der ersten Frau, welche die große Frau heißt; aber das ganze Volk theilt sich in kleine Gefolgschaften, und wenn ein kleiner Häuptling Erfolge in Jagd und Krieg hat und durch seine Persönlichkeit Ansehen erhält, so laufen ihm Kaffern aus anderen Gefolgschaften zu. Der Oberhäuptling muß also dafür sorgen, daß Unterhäuptlinge unschädlich gemacht werden. Es kann aber auch sein, daß ein reicher Kaffer die Habgier des Häuptlings reizt, und dann heißt es, daß ein gefährlicher Hexenmeister im Kraal wohnt. Der Zauberdoktor muß denselben ausfindig machen, über welchen dann Alle herfallen und ihn so lange quälen, bis er sich schuldig bekennt. Dann wird er entweder umgebracht, oder es wird ihm Hab und Gut genommen.

Der Häuptling besitzt zwar große Gewalt über seinen Kraal, aber dennoch bedarf er einer großen Popularität, denn ihm zur Seite steht ein Beirath der angesehensten Kaffern, welche er bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen muß. In den kleineren Gemeinden vertreten ihn gewisse Beamte, die eine Art von Adel bilden und ihm als Gefolge dienen. Jeder dieser Beamten erscheint auf einige Wochen in der Hauptstadt, um Hofdienste zu verrichten, indem er Wache steht, oder als Gefolge den Häuptling begleitet, wofür er von demselben mit Essen und Trinken versorgt wird.

Bei Prozessen führt der Häuptling den Vorsitz des Beirathes. Da es dem Kaffer erlaubt ist, zu lügen so herzhaft er kann, so hat es seine große Schwierigkeit, aus den Lügen der Zeugen und Betheiligten die Wahrheit herauszufinden; dies wissen aber die Richter sehr gut. Die Strafe besteht gewöhnlich in der Auslieferung von Rindern, von denen auch der Kläger seinen Antheil erhält. Todesstrafe steht nur auf einigen Verbrechen.

Die übrigen Sitten der Kaffern stimmen mit denen der anderen A-Bantu überein. Der Jüngling wird einsam in seinen neuen Pflichten unterrichtet und dann durch einen Festschmaus unter die Männer aufgenommen; die Jünglinge, welche gemeinschaftlich die Lehrzeit durchmachten, halten als Freundschaftsbund zusammen.

Weil man sich vor Geistern fürchtet und Todte scheut, so werden Sterbende, ehe sie ausgehaucht haben, in Tücher gepackt, eingeschnürt und in ein ausgegrabenes Loch gesetzt. Die Nachbarfrauen erheben ein Klagegeheul, die des Todten aber fliehen in die Wildniß, kommen Abends nur zum Essen ins Dorf und beziehen es erst nach einigen Monaten wieder. Dem Todten bringt man Opfer und giebt ihm Waffen und Geschirr mit, bei Vornehmen hält man auch Wache, die ein Jahr lang dauern kann. Jedesmal verläßt man den Wohnort, kehrt dann nach einiger Zeit zurück, opfert und wohnt wieder im alten Kraal.

Digitized by Google

Fig. 107. Jäger auf der Wanderschaft.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

IX. Die Sulukaffern.

Vor etwa 900 Jahren drang das kräftige Kaffernvolk, welches sich Ama (Leute) — mit einem Zusatz, z. B. Sulu, nennt, von Norden her in das Kapland ein. Ursprünglich einfache rohe Hirten, wurden die Kaffern von kriegslustigen Häuptlingen zu einem erobernden Volke umgeschaffen, welches sich die Bewohner der Nachbargebiete unterwarf. Aber nun geriethen bald auch die einzelnen Horden unter sich in Streit, bei welchem die Besiegten vernichtet oder zur Flucht zu Nachbarstämmen gezwungen wurden, wo man sie als Knechte aufnahm und arg mißhandelte. Den herrschenden Stamm der Kaffern bildeten lange Zeit die Sulu, deren Häuptling Tschaka die Fingu nebst neun anderen Stämmen fast ganz vertilgte und zersprengte. Die Reste derselben flohen zu den Amaxosa. Im Jahre 1835 wandten sich die Unglücklichen an den Gouverneur d'Urban, ihnen in Natal Wohnorte zu gestatten. — Der Gouverneur ging darauf ein, und es wanderten 16,800 Männer, Frauen und Kinder mit ihren Heerden und wenigen Habseligkeiten ein, erhielten bestimmte Strecken als Wohnorte angewiesen und zu ihrem Schutze besondere Beamte. Die bei den Amaxosa Zurückgebliebenen wurden dafür von dem zornigen Kaffernfürsten furchtbar mißhandelt, wogegen die Engländer vergebliche Einsprache erhoben; denn der Kaffer antwortete: Darf ich denn meine eigenen Hunde nicht tödten ohne Erlaubniß der Engländer? — Die Fingu in Natal wohnen in besonderen Kraalen, verdienen sich ihren Unterhalt als Arbeiter, Viehhirten, Boten, Fuhrleute, nehmen europäische Kleider und Sitten an, haben sorgsame Prediger, fühlen sich als freie Menschen, selbst ihr Körperbau verschönert sich, und sie werden vielleicht in die Reihe der civilisirten Völker eintreten.

Anders verfuhren die Matebele, welche gleichfalls vor den Sulu weichen mußten, nach Norden und Westen zogen, die dortigen Völker unterjochten oder vertrieben und jetzt vom Limpopo bis zum Zambesi und Ngamisee als grausames Kriegervolk herrschen neben den Bamangwato.

Die ursprüngliche Lebensweise der Sulu, um auf diese zurückzukommen, war eine patriarchalische, der Vater war Herr der Familie, die gekauften Frauen die Sklavinnen, die der Mann mißhandeln und davonjagen darf, wenn sie krank oder gebrechlich werden. Mehrere Familien schlossen sich dann zu einer Gesellschaft zusammen, welche ein Häuptling leitete; verbanden sich solche Gesellschaften zu einem größeren Ganzen, so stellten sie sich unter einen gemeinsamen Fürsten. War der eine oder andere von diesen ehrgeizig, so unternahm er Kriegszüge, machte die schwächeren Häuptlinge von sich abhängig und ließ sie umbringen, wozu sich bald ein Vorwand fand. Seine

Digitized by Google

Anhänger wurden seine Leibgarde und endlich das ganze Volk militärisch organisirt, um die Nachbarvölker zu unterjochen und zu beherrschen. Der König Tschaka machte zuerst die Sulu zu einem Kriegervolke. Waffenübungen wurden Hauptsache der Männer, die er in Regimenter eintheilte, und die Kraale verwandelten sich in befestigte Kriegslager. Das Heirathen ward verboten, erst die bewährten Krieger durften sich Frauen kaufen. Der Despot Dingaan vervollkommnete diese Einrichtung, theilte die Regimenter nach den Farben der Schilde ein, welche also die Stelle unserer Uniformen vertraten, ersetzte den Wurfspeer durch den kurzen Stoßspeer für den Nahekampf, übte seine Krieger in geschlossener Linie zu marschiren und anzugreifen, erfand einen phantastischen Kriegerputz, um seine Leute den Feinden furchtbar zu machen, und benutzte die häufigen Kriegstänze, in denen Scenen aus der Schlacht dargestellt werden, als Manöverübungen.

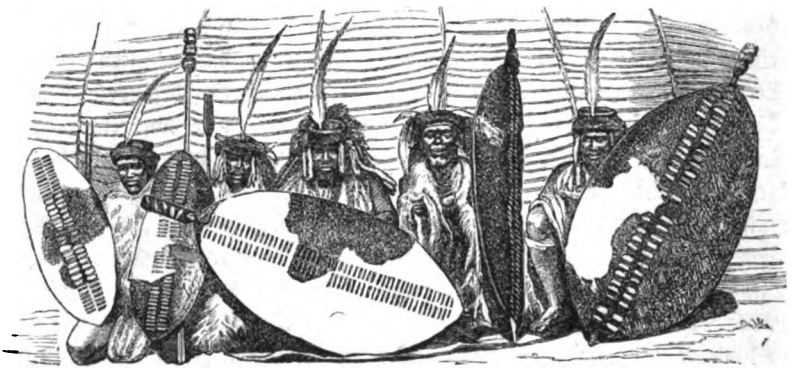


Fig. 108. Sulu im Kriegscostüm vor einer Hütte.

Der ovale Schild aus Ochsenhaut hat auf der Vorderseite in der Mitte eine Menge bunter Striche als Regimentszeichen, wird an einem langen Stützstabe befestigt, dessen oberes Ende ein Leopardenschwanz schmückt. Um die Stirn legt der Krieger eine Wulst von buntem Pelzwerk, um welche ein Kreis von geraden, steifen Federn steht wie eine Krone. Ueber dieselbe wallen Büschel weißer Straußfedern herab, wogegen vorn als Stirnschmuck eine oder zwei lange Schulterfedern des blauen Kranichs stehen.

Sitte, Sprache und Glaube der Sulu sind kaffrisch. Das lange, gerollte Filzhaar wird mit einem Knochenmesser geschoren, der Kopf derart kahl geschabt, daß nur ein Haarrand um den Kopf herum stehen bleibt. Auf diesen verwendet der Sulu aber auch alle seine Friseurkünste, denn er macht diesen Haarring steif mit Hülfe von Akaziengummi, streut dann Kohlenpulver auf

Digitized by Google

die Haarwulst, damit dieser Ring recht steif und fest steht wie ein Diadem. Dagegen lassen die Frauen beim Kopfscheeren auf dem Scheitel einen Büschel stehen, welchen sie dann tüchtig einsalben mit Fett und Ocker, bis er zum faustgroßen Knopf wird, welcher nun den oberen Endpunkt des Körpers bildet.

Die Kleidung hält der Sulu für etwas Nebensächliches, denn er schnallt um seine Lenden nur einen Riemengurt und hängt an denselben die gedrehten Streifen langhaariger Felle, die geringelten Schwänze der Wildkatze und anderes Pelzwerk. Dieser Schurz dient weniger zur Kleidung, als vielmehr zur Verzierung des Körpers, weshalb er auch der Mode unterworfen ist und Frauen, Mädchen und Männer durch die Art, Länge und den Stoff des Schurzes sich unterscheiden. Nicht minder reich verziert erscheint der übrige Körper. Am Hals, Kopf und an den Armen hängen langhaarige weiße Fellstreifen, buntes Pelzwerk, Ochsenschwänze und die Schweife einer Art Angoraziege. Vom Gürtel schwebt ein Gehänge von Katzenschwänzen herab, und ähnlicher weißer Fellzierrat umgiebt den Unterschenkel vom Knie ab. Da nun die Kriegstänze in allerlei tollen Sprüngen bestehen, die Krieger in der Schlacht im Laufe anrücken, so geben die wehenden Fellstreifen denselben ein phantastisches Aussehen, welches einen wenig muthigen Feind leicht in Furcht versetzt. Freilich die wohlberittenen Bauernmilizen ließen sich nicht so leicht erschrecken, schossen vielmehr die Andringenden hundertweise nieder und zwangen die Sulu zur Unterwerfung. Sie leben fortan in besonderen Distrikten, besonders in Natal zwischen der Küste, dem Büffelflusse und dem Quathlambagebirge. Im Ganzen mögen im Natallande noch 180,000 leben, und das ganze Volk der Kaffern mag vielleicht 1 Million Köpfe zählen. Im Jahre 1866 unternahmen Sulu einen Raubzug nach Norden und zerstörten auf demselben den Flecken Senna.

Fig. 109. Sulu aus Natal.

Trotz dieser harten Schicksale behaupten die Sulu ihren kriegerischen Geist, männlichen Sinn, starkes Unabhängigkeitsgefühl und Lust zu kriegerischen Uebungen. Ihre Gestalt ist stattlich, kräftig und wohlgestaltet und zeigt wenig von afrikanischer Körperbildung, gleicht vielmehr der europäischen.

Digitized by Google

Fritsch gesteht ihnen scharfen Verstand, viel Phantasie und eindringende Auffassungsgabe zu.

Im Allgemeinen folgt der Sulu in Betreff der Wohnung und Kleidung der kafferischen Sitte. Er bewohnt eine runde Hütte von der Gestalt eines Bienenkorbes, in welche ein ovales Loch führt. Diese wird mit Schilfbündeln gedeckt, welche die Frauen an das Stangengerüst des ganzen Baues befestigen und über die Bündel Seile spannen, damit der Wind dieselben nicht entführt. An Höhe messen die Hütten gerade so viel, daß der Sulu nur in der Mitte aufrecht stehen kann. Natürlich fehlt die Umzäunung nicht, jedoch hat Dingaan eine neue Bauordnung aufgebracht, indem er Städte von einigen tausend Hütten anzulegen lehrte. Diese schließen als ein Kreis einen freien Raum ein, der etwa 1000 Schritt im Durchmesser hat, um welchen die Hütten wie ein Gürtel, der nur einen Eingang gestattet, sich schlingen. Dieser Ring, in dem die Hütten sehr nahe neben einander stehen und ein Labyrinth enger Gassen bilden, ist nach innen und außen von einem Dornzaune umgeben, denn der innere freie Platz dient zur Aufnahme des Viehes, das heißt, des Staatsvermögens. Dem Eingange gegenüber steht eine Anzahl Hütten hinter besonderen Dornenhecken. Diese liegen mit den schwer erkennbaren Eingängen so wirr durcheinander, daß sich nur die Inwohner zurecht finden. Hier wohnt in doppelt großer Hütte der Häuptling und um ihn herum seine Garde, der Kriegsadel. In der Entfernung von 50 Schritten von dem äußeren Grenzzaune des Ringes schlingt sich ein dritter um die Stadt; neben dem Hauptgange hat er rechts und links noch je einen kleineren, und eben solche finden sich hinter der Häuptlingswohnung, welche nach deren Nebenkraalen außerhalb der Stadt führen. In ihnen wohnen die Frauen des Häuptlings, oder sie enthalten dessen Getreidevorräthe, oder dienen als Schlachthaus.

Fig. 110. Zwei Sulu, Dacha rauchend.

In der Hütte bewahrt der Sulu seine Habseligkeiten, an deren Verfertigung er seine gewerbliche Geschicklichkeit erschöpft. Es sind dies kugelrunde und flaschenartige Gefäße, die wasserdicht geflochtenen Milch- und Molkenmeier, die geschnitzte Dachapfeife, die Schnupftabaksdose aus Kürbisschale, Elfenbein oder Horn, Matten, riesige, cylinderrunde Gefäße zum Aufbewahren der Aehren, deren ausgedroschene Körner in einer Grube aufbewahrt werden.

Digitized by Google

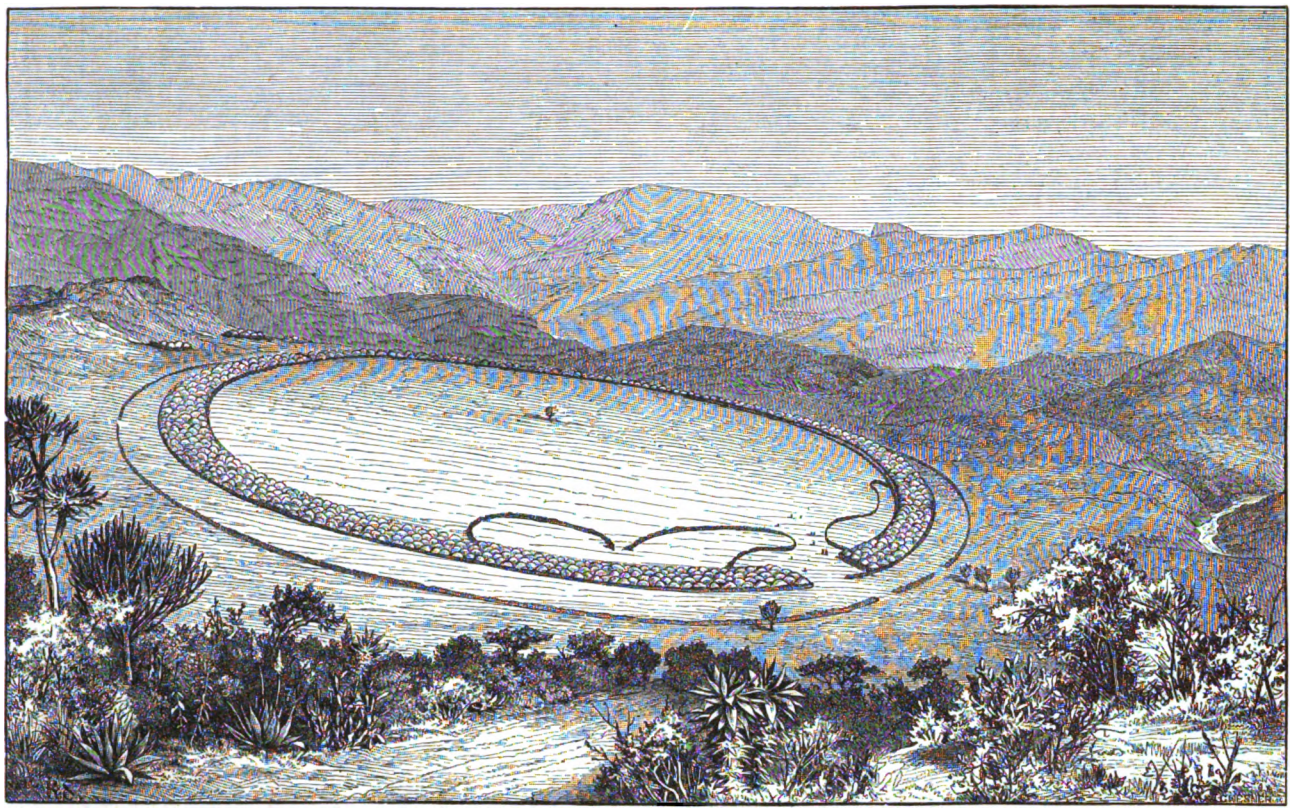
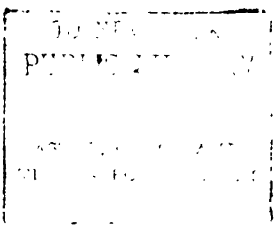


Fig. 111. Inselstadt.

Digitized by Google



Digitized by Google

Auf niedrigem Gestell stehen dagegen die eiförmigen Körbe, in denen sich das Korn für den täglichen Gebrauch befindet. Man sieht hier auch die Geige, eine Saite, welche über eine Kalabasse gespannt, mit einem Holzstäbchen geschlagen und mit den Fingern in Betreff der Tonhöhe regulirt wird, denn mit dieser schnarrenden Musik unterhält sich der Sulu in seinen langen Mußestunden. Außerdem besitzt er einen langen Geh- und Hirtenstab mit einem geschnitzten Knopf, Fechtstäbe und den bei den Kaffern üblichen Schmuck.

Einfach gekleidet erscheinen die Mädchen, denn sie tragen nur eine Lendenschnur und einen Lederschurz, die Frauen als Kleid eine Ochsenhaut oder eine Decke, welche sie um die Hüften schlingen, und an welcher hinten ein Lederstreifen herabhängt, mit Knöpfen, Korallen und andern blanken Dingen geziert, wogegen Stachelschweinstacheln im Haar stecken oder um den Hals gehängt sind, damit sie klappernd zusammenschlagen, und über den Schultern der Tragsack herabhängt.

In religiösen Dingen ist der Sulu sehr roh; den Begriff eines Gottes kann er nicht fassen, ängstigt sich aber mit allerlei Aber- und Gespensterglauben. Doch liebt er Opferfeste mit Tänzen und Schmausereien. Sterbende werden sogleich weggeschleppt, ein Wehgeheul erhoben und dann der Sterbeort verlassen, denn man glaubt, die Menschenseele erscheint als Schlange, Büffel, Flußpferd gespensterhaft wieder u. s. w. Auch die Arbeitstheilung schreibt der Glaube vor; denn dieser bestimmt, daß der Mann Holz fällen, das Hüttengerüst anzufertigen, die Hacke mit dem Griff zu beschaffen hat, die Frau dagegen versieht die Hütte mit einem Dache, hackt, erntet, drischt, kocht und näht, sammelt Brennholz, ebnet den Fußboden der Hütte, mahlt das Getreide, stellt den Feuerheerd her, und ist eine rechtlose Sklavin.

Unter den Festen ist das Erntefest, welches in den Januar fällt, das beliebteste. Der ganze Kraal versammelt sich; man schlachtet Ochsen, ißt und tanzt Mann nach Mann. Am Schluß tritt der Häuptling auf und führt unter allerlei wilden Sprüngen eine Solopartie auf, an deren Schluß er eine Kürbisflasche an die Erde wirft, daß sie zerspringt, und dies ist das Zeichen, daß nun die Ernte beginnen darf.

Der Weltschöpfer heißt Unkulunkulu, und von ihm erzählt man folgende Geschichte. Er sandte das Chamäleon aus zu den Menschen als Träger der Botschaft: „sie sollten nicht sterben.“ Das Chamäleon aber beeilte sich nicht damit, sondern ging Schritt vor Schritt, zeitweise stehen bleibend, um Beeren an den Seiten des Weges zu fressen. Darauf sandte der Allergrößte die Eidechse, welche den Menschen verkünden sollte: „ihr werdet sterben.“ Die Eidechse lief sehr schnell, überholte das Chamäleon und verkündete ihre Botschaft. Als endlich das Chamäleon bei den Menschen ankam, hatten diese be-

Digitized by Google

reits die schlechte Kunde angenommen und starben in Folge dessen. Seitdem aber hassen sie beide Thiere: das langsame Chamäleon, weil es die gute Botschaft verzögerte; die Eidechse aber, weil sie sich so beeilte, eine schlechte Botschaft zu überliefern.

X. Die Betschuanen (Bechuana).

Dieses weitverbreitete Volk, welches sich wieder in eine Menge von Stämmen theilt, bildet den Uebergang von den kriegerischen Kaffern zu den friedlichen Negervölkern. Der auf verschiedene Weise gesprochene und geschriebene Name soll „Gleiche" bedeuten und ein Volk bezeichnen, dessen Mitglieder einander an Rechten gleich stehen. Die einzelnen Stämme nennen sich nach beliebten nationalen Thieren z. B. Löwe, Affe, Katze u. s. w., und der einzelne Betschuane verdankt seinen Namen irgend einem zufälligen Umstande bei der Geburt, wogegen z. B. die Hottentotten, Griqua u. a. sich holländische Namen geben und dieselben als Familiennamen vererben.

Gegenwärtig wohnen die Betschuanen zwischen dem Orange, Vaal und Limpopo, der Kalahariwüste und den Drakenbergen, denn zu ihnen gehören auch die Basuto, welche sich in ihrer schönen Gebirgsheimath tapfer gegen die vordringenden Kolonisten vertheidigen. Am Ngamisee treffen sie mit den Namaqua und Ovaherero zusammen, andere Stämme bewohnen als Unterthanen die Bauernrepubliken und treiben friedlich Ackerbau und Viehzucht. Zu ihnen gehören aber auch die Bawanketsi, Makalaka, Makololo, Bakuena und die räuberischen Mantati u. a. Jeder dieser Stämme mag 8—15,000 Köpfe stark sein; wonach man die West-Betschuanen auf 160,000 Mann abschätzt mit Einschluß der 40—70,000 Basuto, die Ost-Betschuanen auf 75,000 Seelen. Ihr Land charakterisirt das Plateau der Bakuena.

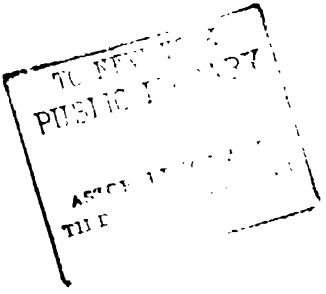
Die Betschuanen sind Nomaden, daher haben Grund und Boden wenig Werth für sie und geben sie dieselben für Geld oder bei Anwendung von Gewalt leicht her. Dagegen haben Quellen und Flüsse für sie so große Wichtigkeit, daß sie um deren Besitz Kriege führen. Der nachgiebige, sorglose Betschuane hat bereits manche Stammeseigenthümlichkeit aufgegeben; ahmt besonders europäische Kleidung nach, nimmt willig das Christenthum an, lernt gern lesen und singen und zeigt so tüchtigen Ortssinn, daß er Landkarten sehr leicht auffaßt. Von Zeit zu Zeit fällt er freilich wieder in afrikanische Grausamkeit zurück und benutzt seine angeborene Verschlagenheit, um sich als Dieb gefürchtet zu machen.

Der Betschuane hat sanfte Gesichtszüge, aber nicht die derbe, vierschrö-

Digitized by Google

Das Plateau der Bakuéna.

Digitized by Google



Digitized by Google

tige Gestalt des ächten Kaffern, sondern mehr einen schlanken Wuchs, eine etwas vorgebeugte Haltung, mäßig entwickelte Muskeln, kurzes Haar, welches polsterartig oder in Zöpfen den Kopf bedeckt, einen breiten Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen und stark entwickelte Kauwerkzeuge. Die eigenthümlich riechende Haut sieht ursprünglich schwarzbraun aus, aber das eingeschmierte Fett und rother Ocker verdecken diese Grundfarbe.

Er gilt allgemein für einen heitern Menschen, der gern lacht, schwatzt und erzählt, bis in die Nacht hinein sich mit Kameraden durch Witze und Schnurren unterhält. Begegnen sich Betschuanen auf der Reise, so gehen sie

Fig. 113. Betschuana-Frauen beim Plaudern.

nicht an einander vorüber, ohne sich sämmliche Neuigkeiten des Landes mitzutheilen. Ebenso machen es die Frauen, wenn sie früh mit dem Wassertopf auf dem Kopfe zum Brunnen kommen, wo sich die Nachbarinnen alle Klatschgeschichten des Kraals weitläufig erzählen, Kleidung und Kopfputz der Modedamen kritisiren. Diese scheeren das Haar rings um den Kopf bis auf einen Schopf ab, schmieren ihn mit Fett und anderer Pomade, sodaß diese steife Haarwulst wie eine Krone den Kopf umgiebt. Sind alle Geschichten der Lebenden erschöpft, so erzählt man sich von den Schatten der Todten, von Hexen und Zauberern schauerliche Geschichten, und wenn es dabei die Zuhörer

Digitized by Google

tüchtig gruselt, so giebt die Erzählerin der Geschichte plötzlich eine heitere Wendung, sodaß ein allgemeines Gelächter ausbricht.

Warum soll der gemüthliche Betschuane nicht heiter sein? Seine Ansprüche an Lebensgenuß, Kleidung, Wohnung und Hausgeräth sind bescheiden. Die warme Sonne macht feste Wohnung und dichte Kleidung überflüssig, den Braten liefert die Steppe, mit Milch versorgen ihn die Kühe, mit maisartigem Kaffernkorn der Acker. Gemüse wächst bei geringer Arbeit, mit dem Schilf der Wasserlachen bedeckt er seine Hütte, und als Putz genügt ein Schakalschwanz, ein Leoparden- und Wildkatzenfell.

Der „Gleiche" trägt nämlich einen Lendenschurz und einen Thierpelz, wenn er seinen Körper nicht in ein baumwollenes Hemd und ein Beinkleid

Fig. 114. Betschuanen-Männer, Karoße nähend.

steckt, weil die nationale Kleidung aus Ochsenfell und kleinen Wildhäuten viel Arbeit macht.. Indessen der gesellige Betschuane weiß sich zu helfen, indem sich zu dem Gerben mehrere Nachbarn zu vereinigen pflegen, die nun Tage und Wochen zusammen arbeiten. Sie ziehen und zerren das Fell hin und her, streichen und strecken es, plaudern und lachen dabei, und so wird ihnen die Mühe eine Unterhaltung. Das Zurechtmachen der Wildhäute als besonders langweilige Arbeit überläßt man den alten Männern, die sich dabei auf die Erde kauern, alle schadhaften Flecken mit ihren unvollkommenen Werkzeugen ausschneiden, und in die Risse und Löcher sorgfältig passende Stücke aus anderen Fellen so sauber einnähen, daß man diese Einsätze nicht bemerkt,

Digitized by Google

so daß diese Arbeit, welche 8—10 Tage Zeit kostet, eine Art Kunstwerk ist. Denn es wird das Schaf- oder Kuhfell, die Gnu- oder Zebrahaut mit Streifen eines Leoparden-, Silberschakals- oder Wildkatzenfelles verbrämt und deren Schweif so angebracht, daß er quastenartig an dem großen Pelze her-

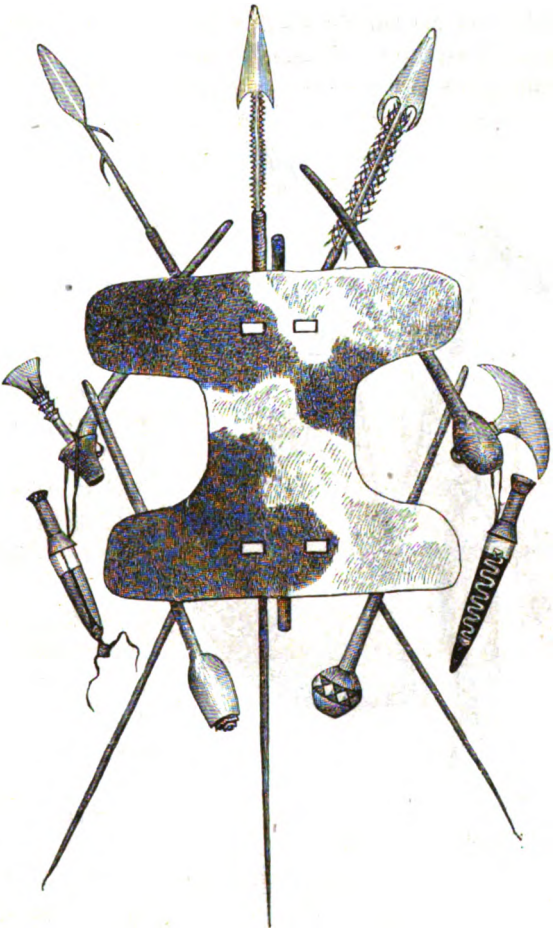


Fig. 115. Betschuanawaffen.

abhängt. Die gegerbte Seite kehrt man nach außen und bringt beim Manneskaroß einen zurückschlagbaren Kragen an, welcher dem Frauenkaroß fehlt. Letzterer nämlich wird so getragen, daß man einen Arm frei hat, um arbeiten zu können. Außerdem macht man aus Schakalsfell die Pelzmütze, stickt den

Digitized by Google

Frauenschurz zierlich mit Perlen und Metallknöpfen, wogegen ein Ringel mit einem weißen Fleck in der Mitte als Elephantenorden auf den Pelz der Tapferen geheftet wird als Auszeichnung. Den anderen Schmuck hat der Betschuane mit den anderen Kaffern gemein.

An Waffen ist der Betschuane sehr reich, obschon er weder besonders kriegerisch, noch leidenschaftlicher Jäger ist. Denn er versteht mühsam Raseneisenerz zu schmelzen und durch Hämmern zu härten, um daraus kurze, zweischneidige Dolche, Streitäxte, eiserne Lanzenspitzen mit vielen sägeartigen Zähnen und Widerhaken anzufertigen. Außerdem schnitzt er aus dem Nasenaufsatz des Nashorns einen Wurfknittel, macht sich aus Ochsenhaut einen großen Schild, den er in der Mitte buchtig ausschneidet, so daß die obere und untere Hälfte flügelartig hervorstehen. Trotzdem zieht er das Schießgewehr vor, hat aber mehr Freude am Knallen als am Treffen. Daher verpufft er viel theures Pulver und bleibt ein schlechter Schütze, wie er auch im Sattel sehr unsicher sitzt, so daß seine Reiterangriffe mißglücken, weil die Helden beim scharfen Galopp vom Pferde fallen.

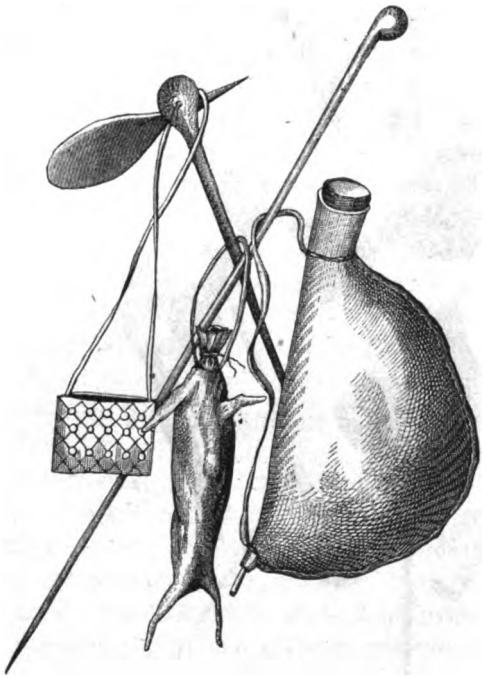


Fig. 116. Reisegepäck der Betschuanen.

Seine Hütte staffirt der Betschuane mit einigen dreibeinigen Sesseln aus, verziert auch die innere Wand mit Schnörkeln und Abbildungen von Thieren, besitzt allerlei Geschirr und Hausgeräth, Töpfe, Schüsseln, Bierkrüge und Löffel, den Reibstein zur Mehlbereitung u. s. w., und wohnt also behaglich, nur sitzt er oft dicht im Rauche, da das Eingangsloch zugleich Schornstein und Fenster vertreten muß. Neben dem Lager befindet sich ein Holzklotz als Kopfkissen, am Wandgestell hängt der Wanderstab mit dem schön geschnitzten Knopfknollen, die von blanken Metallknöpfen blitzende Ledertasche

Digitized by Google

für den Tabak, der Quersack als Aufbewahrungsort für Kleider, der Milchsack, die Hacke und Waffen. Riesige Thongefäße mit Füßen, schließbarem Deckel und engem Halse stehen in einer Nebenhütte, weil man in ihnen das Getränke aufbewahrt. Ist nämlich der Mais reif, so schneiden die Frauen die Kolben ab und werfen sie in große Töpfe, welche in Zwischenräumen längs des Ackers aufgestellt sind, wie etwa bei uns Kartoffelsäcke. Diese Kolben werden dann etwas gereinigt und zur Tenne getragen, wo man sie mit einem Stock derart abklopft, daß der Wind die Streu fortbläst. Aus dem Mais braut man ein braunes Bier, welches, in Menge genossen, sogar berauscht, und bewahrt es in großen Thongefäßen auf.

Die Hauptbeschäftigung der Männer bleibt die Abrichtung der Zug- und Reitochsen mittels eines Holzes, welches man den Thieren durch den Nasenknorpel zieht. Zuweilen veranstaltet man auch als Jagdvergnügen ein Kesseltreiben, unterhält sich aber lieber daheim mit Tanz oder erfreut sich an den Tönen der Rohrflöte oder an dem Schnarren einer Zugharmonika, der man stundenlang voll stillen Glücks zuhört. Auch die Frauen tanzen gern, doch haben sie dazu keine andere Musik als ihren eignen eintönigen Gesang und das Händeklatschen, mit welchem sie den Takt angeben.

XI. Zauberer, Giftdoktoren und Regenmacher.

Die Völker Südafrika's haben mancherlei Aberglauben, wodurch sie sich das Leben sauer machen. Ganz besonders ist es der Glaube an Hexerei, da sie überzeugt sind, jeder Unfall rühre von einem Zauberer her, gegen den man nun wieder anderer Zauberer bedarf, daneben giebt es auch Regenmacher und Giftdoktoren. Jedes Dorf hat wenigstens einen solchen Rathgeber, welcher in demselben die Hauptintriguantenrolle spielt, indem er zumeist von den Häuptlingen benutzt wird, um deren Gegner zu beseitigen. Um sich Ansehen zu verschaffen, macht sich der Giftdoktor allerlei Amulette und trägt als Standesabzeichen einen besonderen Doktorstock.

Eine wichtige Person ist der Regenmacher, ein Mann, der die Witterung studirt hat, Pflanzen und Thiere beobachtet und aus deren Zustande oder Benehmen auf Witterungswechsel schließt. Er achtet auf Wolkenzug und Winde, ob Eidechsen langsam oder behend sind, in Menge erscheinen oder sich verkriechen, ob Skorpione sehr bissig sind, der wilde Oelbaum die Blätter steif hält oder sinken läßt u. s. w., und solchen Beobachtungen entnimmt er, ob die Dürre noch lange anhalten wird oder Regen zu erwarten ist. Seine Kunst

Digitized by Google

besteht darin, die Anfragenden solange hinzuhalten, bis ein Witterungswechsel eintritt. Hält die Trockenheit lange an, daß Gras und Strauch vertrocknen, die Quellen schwinden, die Rinder abmagern, so sucht man im Kraal die beste Kuh aus und schickt sie mit einer Gesandtschaft zum Regenmacher, um von ihm Abhülfe zu erbitten. Dieser läßt sich bereit finden und beginnt seine Zauberei, indem er wie verzückt thut, Gesichter schneidet, tolle Sprünge macht, Arme und Füße verrenkt, Zauberformeln murmelt und dann in vieldeutigen Worten angiebt, bis wann Regen fallen wird. Kommt kein Regen, so stellt sich heraus, daß ihn die erste Gesandtschaft falsch verstanden oder eine gestellte Bedingung nicht erfüllt hat, und die Arbeit des Regenmachens wird gegen Auslieferung einer zweiten Kuh wiederholt. Hilft auch dies nicht, so ist ein Zauberer schuld, welcher zuvor erforscht und getödtet werden muß, was der Tanutse besorgt, der sich auf den Verkehr mit Geistern versteht.

Zum Tanutse muß man geboren sein, erlernen kann man dieses Wissen nicht. Die Eltern merken daher auf, ob einer ihrer Söhne wunderbare Träume von Löwen und Tigern hat, ob er gern mit Schlangen verkehrt und ihnen Ehrerbietung erweist, ob er oft träumerisch in sich versunken da sitzt, dummes Zeug redet, ganz absonderliche Ansichten hat, thörichte Streiche macht und seltsame Grimassen schneidet. Dann erkennen sie in ihm das Talent, Tanutse zu werden. Man sucht eine fette Kuh aus, führt sie mit dem hochbegabten Jünglinge zu einem praktizirenden Tanutsen, daß er den Sohn unterrichte. Von diesem erhält er einige Zauberwurzeln und eine Schlange um den Hals und wird dadurch Impope, was den Eltern zwei Kühe kostet.

Der Impope kleidet seine Hütte mit Wurzeln, Kräutern, Amuletten und Schlangen aus, spricht wenig, trägt einen besonderen Stock, behängt sich, wenn er ausgeht, mit Wurzeln und Kräutern, hat Gewalt über Geister und heilt alle Krankheiten durch Zaubermittel, denn durch weiteren Unterricht hat er sich auch zum Zauberer ausgebildet. Dieser Zauberer oder Umtakati gilt für eine mächtige Person, aber auch für eine gemeinschädliche, weshalb er sich gezwungen sieht, seine Kunst nur im Geheimen zu üben. Tritt langanhaltende Dürre ein, stirbt ein Mensch plötzlich, stürzt das Vieh u. s. w., so verursachen dies, wie schon erwähnt, die Zauberer. Um dem Uebel abzuhelfen, wendet man sich an den Hauptzauberer des Stammes, damit er den bösen Zauberer ausfindig mache. Man sendet zu ihm Vertrauensmänner. Der Doktor empfängt sie, begiebt sich in abgemessenem Schritt nach einem Winkel seiner Hütte, verrichtet dort einige Zeremonien, kramt unter seinen Zaubermitteln umher, bis er das rechte gefunden hat, es zu sich steckt und in den Kreis der Harrenden tritt. Er mustert sie mit forschendem Blick Mann für Mann. Schlagt mit euren Stöcken den Boden! befiehlt er, und nun geht ein Hämmern und

Digitized by Google

Pochen los, daß dicke Staubwolken aufwirbeln. Jetzt schlagt hier! jetzt dort! heißt es wieder, und das Klopfen wird mit allem Eifer fortgesetzt, daß die Arme fast erlahmen. Während dem denkt der Doktor nach, wer wohl im Kraal die verhaßteste Person ist, und wen der Häuptling wohl aus der Welt geschafft haben möchte. Fällt ihm diese Person ein, so gebietet er Halt und beschreibt in allgemeinen Zügen den Zauberer: Es ist ein langer hagerer Mann mit einer Zahnlücke, der am Ende des Kraals wohnt; am rechten Arme trägt er die Narbe eines Pfeilschußes; er hat wenig Kinder, und sein Vater weidete eine kleine Rinderheerde. Er hat einen Zauberstein gemacht und ihn vor die Hütte des X. X. gelegt und fünf Verwünschungen darüber ausgesprochen. Will er die Zeremonie noch feierlicher machen, so ruft er den Geist durch einen Tanz. Die Fragenden stellen sich im Kreise um ihn herum, während er sich festlich schmückt. Er bindet einen Bündel Speere und Kriegsknittel um den Leib, hängt sich hier und da den Schwanz eines Löwen, eines Schakals oder eines Springbocks an, umwindet die Gelenke mit Schlangen- und Eidechsenhäuten, mit Mäusefellen und Skorpionschalen, steckt sich Geierfedern in die Haare und beginnt unter grauenhaften Grimassen, Bocksprüngen, Fratzen und Verrenkungen den Zaubertanz und die Beschwörungen, worauf er endlich den Zauberer beim Namen nennt. Dieser gesteht entweder sofort die That oder wird so lange gemartert, bis er zu Allem Ja sagt. Furchtbar sind die Martern. Man wirft ihn in einen Ameisenhaufen, sperrt ihm durch ein Holz den Mund auf und taucht den Kopf tief in den Haufen hinein; oder man bestreicht ihn mit Honig, bindet ihn an der Erde fest und läßt ihn von Insekten benagen und zerstechen. Hilft dies nicht, so steckt man ihm beißende Würmer in die Ohren und verklebt diese, oder man legt ihn zwischen glühende Steine und läßt ihn braten. Die Strafen der Zauberer sind bei den einzelnen Stämmen verschieden, aber immer grausam, und weder die Missionäre noch die Regierung vermochten dieser Barbarei Einhalt zu thun. Der eine Stamm stößt den Zauberer aus, der andere ächtet ihn für immer, nimmt ihm Vermögen, Hütte, Frau und Kinder, die als Sclaven vertheilt werden, was man „aufessen" nennt.

Da Südafrika reich ist an Giftschlangen und Skorpionen, so bedarf man der Giftdoktoren, welche über die Schlangen magische Gewalt ausüben, gefeit sind gegen Schlangenbiß, und Verwundete heilen.

Im Kaplande beobachtete Kretzschmar einen Schlangenzauberer. Dieser ging durch den Garten und pfiff ganz absonderliche Triller. Sogleich krochen die Schlangen aus ihren Löchern hervor, näherten sich ihm, richteten sich auf und hörten ihm zu. Leiser und leiser tönte die wunderbare Musik. Da konnten sich die Schlangen nicht halten, sie krochen an ihm empor, umwanden ihn

Digitized by Google

und konnten sich nicht satt hören. Plötzlich stieß er einen grellen Pfiff aus, und im Nu flohen die Schlangen. Die Boers empfehlen Tabaksschmirgel als Vertreibungsmittel, da ihn die Schlange nicht vertragen kann, sondern Zuckungen bekommt und bald stirbt, wenn man sie damit bestreicht. Es kommt zuweilen vor, daß wenn ein Bauer des Nachts im Freien übernachtet, eine Schlange ihm in die Kleider kriecht, um sich zu wärmen. Dann muß der Herbergsvater der Schlange ruhig liegen bleiben, die Kameraden aber beschütten ihn mit den Saft ihrer Pfeifen, und die Schlange nimmt sogleich Reißaus. Werden Boers in ihren Wachtzelten bei der Heerde von Skorpionen und Spinnen geplagt, so gießen sie um das Zelt herum ihre Tabakspfeife aus, stellen ihren Tabaksvorrath unter das Bett und bestecken dasselbe noch mit Tabaksblättern; dann sind sie sicher vor giftigem Besuche. Anders verfahren die Giftdoktoren, die sich auf gefahrvolle Weise auf ihr Amt vorbereiten, ehe sie ihre Wunderkuren verrichten. Daß vor ihnen wirklich die giftigsten Schlangen fliehen, sich krümmen und sichtlich erlahmen, bestätigen Augenzeugen. Der Giftdoktor verwendet als Heilmittel seinen Schweiß, welchen er mit den Fingern aus der Achselhöhle aufwischt und dem Kranken unter die Nase hält, wodurch dieser in Zuckungen verfällt. Hierauf wäscht der Giftdoktor seine fettige Mütze, bis er einige Löffel schmutzigen Wassers erhält, diese reicht er dem Kranken nach und nach, worauf derselbe in Schlaf verfällt, tüchtig schwitzt und in ein bis zwei Tagen geheilt ist. Bei stark entwickelter Krankheit, besonders bei Verwundungen durch Giftpfeile, muß der Kranke den Harn des Doktors trinken. Der Giftdoktor scheint einen Geruch an sich zu haben, welcher den Schlangen nicht nur unangenehm ist, sondern auch lähmend und tödtlich auf sie wirkt. Die Mütze des Giftdoktors wird daher von Häuptlingen um hohen Preis gekauft und steigt im Preise um so höher, je schmutziger sie ist. Der Besitzer pflegt sie dann in Fetzen zu zerreißen und dieselben an seine Angehörigen zu vertheilen, damit sie sofort ein Heilmittel bei der Hand haben, wenn sie von einem Giftthiere gebissen werden. Kretzschmar nahm Versuche vor mit der Wirkung solcher Mützenfetzen. Er fand einst eine der giftigsten Spinnen, welche zornig auf jeden nahe gebrachten Gegenstand zufuhr, um hineinzubeißen. Als er ihr aber den Mützenlappen vorhielt, zog sie sich ängstlich zurück, brach bald darauf gelähmt oder betäubt zusammen, und als er den Lappen auf sie legte und einige Zeit liegen ließ, starb sie schnell. Als einst eine Gesellschaft eine Giftschlange an einer Mauer hinschlüpfen sah, eilte man hinzu, um sie mit Steinen und Stecken zu tödten. Anfangs suchte die Schlange vor der Uebermacht zu fliehen, aber da sie keine Mauerlücke oder Erdloch fand, in welche sie hätte entschlüpfen können, richtete sie sich mannshoch auf, blies den Hals auf, zischte heftig und ließ grimmig die Augen des platten Kopfes funkeln,

Digitized by Google

daß sich keiner der Angreifer heran wagte. Da erschien zufällig ein Giftdoktor und ging beherzt auf die Schlange los, die ihn heftig anzischte, dann aber anfing sich zu winden, wie wenn sie einem Zauber entgehen wolle, aber nicht mehr die Kraft besitze. Endlich brach sie zusammen, krümmte sich krampfhaft, als der Giftdoktor sie anhauchte und seine Hand über sie hin und her bewegte. Dann ergriff er sie und legte sie auf seinen Kopf, welchen sie aber eilig verließ und zu entschlüpfen suchte, indessen der Doktor ergriff sie unter dem Kopfe, öffnete ihren Mund und brach ihr die Giftzähne aus, an deren hohler Wurzel ein Tropfen lichtsmaragdgrünen klebrigen Giftes hing, welchen er behaglich verschluckte. Hunde, wenn sie von einer Giftschlange gebissen sind, laufen in die Steppe, um an einem Strauche zu kauen, dessen Saft das Gift wirkungslos macht. Aehnliche Mittel scheint der Giftdoktor anzuwenden, denn er reibt sich den Körper mit dem Safte eines Zwiebelknollens ein, welcher eine rosenartige Röthe der Haut erzeugt, die aber bald wieder schwindet. Dann trinkt er den Giftsaft in kleinen Gaben, weil größere das Gehirn aufregen und furchtbare Raserei bewirken. Die kleinen Gaben machen zwar krank, doch der Giftdoktor gesundet bald und wird nach und nach giftfest. Nun versucht er seine Kraft an Giftspinnen und Skorpionen, läßt sich verwunden, um sich an Thiergift zu gewöhnen und es durch Gegengift unschädlich zu machen, und bringt es so weit, daß ihm ein Schlangenbiß nichts schadet. Uebrigens ist dieses Verfahren noch nicht aufgeklärt.

Digitized by Google

Die Kolonisten.

I. Geschichte des Kaplandes.

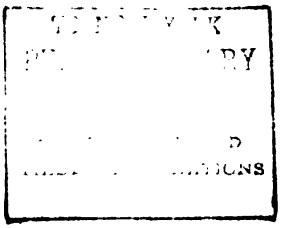
Die Portugiesen wußten aus dem Kaplande nichts zu machen, weil sie nur nach Gold und Gewürzen suchten. Als nun Holland wegen der Inquisition mit Spanien in Krieg gerathen und Portugal spanisches Kronland geworden war, nahmen die Holländer die portugiesischen Kolonien weg und darunter auch das Kapland. Der Arzt von Riebeck erhielt 1652 von der holländischen ostindischen Gesellschaft den Auftrag, an der Tafelbai eine Niederlassung zu gründen, wo sich Schiffer auf ihrer Reise von und nach Ostindien mit Lebensmitteln versehen könnten. Es siedelten sich 300 Einwanderer um das Fort an, erwehrten sich der Angriffe der Eingeborenen, erhielten Zuzug von französischen vertriebenen Protestanten, welche in Constantia Weinberge anlegten, und erweiterten nach und nach ihr Gebiet. Sie galten aber nur für Diener der Gesellschaft, deren Beamte Kaufleute hießen und die Kolonie nach ihrem Ermessen verwalteten. Diese setzten die Preise der Verkaufsgegenstände fest und durften einen Regenschirm, und ihre Frauen seidene Kleider und Spitzen als Auszeichnung tragen.

Die widerstrebenden Hottentotten erlagen dem Feuergewehr der Miliz, der List der Gouverneure und der eigenen Uneinigkeit, und ihre Häuptlinge kamen als Gefangene nach Robben Island. Man hatte auf jeden Hottentottenkopf einen Preis von 10—20 Gulden, auf den eines Häuptlings 50—100 Gulden gesetzt, so daß von Seiten der Kolonisten ein wahrer Vertilgungskrieg begann, um für jede abgelieferte Hottentottenlippe das Schußgeld zu erhalten. Man nannte die Eingeborenen „Schepsel" (Geschöpf), hetzte sie gegen einander auf und kaufte ihnen für 16—30 Gulden ganze Districte ab, die man Paarl, Stellenbosch und Drakenstein nannte. Auch die Buschmänner begann man auszurotten, und 1702 zogen bereits 45 Mann Miliz ins Kafferngebiet. Unter den Ansiedlern bildete sich unter diesen Verhältnissen der Stand der Treckbauern (Ziehbauern), welche sich herrenloses Land aneigneten, oft unter

Digitized by Google

Fig. 117. Kaffernhäuptling mit Gefolge.

Digitized by Google


Digitized by Google

Zelten lebten und auf eigene Faust Jagd auf die Eingeborenen machten. War die Gegend erobert und besiedelt, so zogen sie weiter in Feindesland. Gefangene wurden als Sklaven vertheilt. Ein Treckbauer rühmte sich, 2700 Buschmänner erschossen zu haben, ja ein Anderer wollte 3200 erlegt haben.

Viel blutiger wurden die lange dauernden Kriege mit den Kaffern. Sie begannen mit den Streitigkeiten zwischen diesen und Elephantenjägern, welche von Swellendam aus (1745) in kaffrisches Gebiet streiften, und bestanden anfangs in gegenseitigen Ueberfällen und Niedermetzelung kleiner Jagdgesellschaften. Dabei lernten die wohlberittenen Bauern eine neue Fechtweise. Sie sprengten gegen den Feind, gaben ihre wohlgezielten Schüsse ab, jagten zurück, luden, stiegen ab und feuerten von Neuem. Sie blieben dabei unerreichbar, aber die Feinde verloren viel Leute, denn man lud die Elephantenbüchsen mit mehreren Kugeln. Nahmen diese Händel größere Verhältnisse an, so bot man ein Kommando auf, d. h. jede Farm mußte einen oder einige Milizsoldaten stellen. Zuweilen rettete man sich aus gefährlicher Lage durch List. Einst kam Jarsveld mit einer kleinen Schaar, um wegen des Friedens zu verhandeln. Da drängten sich die Kaffern um und in den kleinen Haufen, um ihn zu trennen, zu umzingeln und dann im Kampf von Mann gegen Mann niederzumetzeln. Jarsveld durchschaute den Plan, weil kein Zurückweichen half, trat vor die Front und streute seinen Tabaksvorrath aus. Die Kaffern fielen darüber her und wurden beim Auflesen desselben niedergeschossen.

Um ihr Vordringen zu sichern, legten die Kolonisten an geeigneten Stellen steinerne Häuser mit Thurm und Schießscharten an, wohin zu Kriegszeiten Frauen, Kinder und Kleider gerettet wurden. Von hier aus unternahmen Reiter Streifzüge und zogen sich bei schlechtem Erfolg in die Festung zurück. Ward ein Kriegshaufen im Freien überfallen, so schob man die Ochsenwagen zu einer Wagenburg zusammen und feuerte hinter derselben hervor auf den andringenden Feind. Die Frauen luden die Flinten oder erschlugen mit Aexten die Kaffern, welche unter den Wagen durchkriechen wollten.

Da die Besiegten Sklaven und Unterthanen wurden, so entstanden viele Mischlingsstämme; es bildeten sich aber auch Räuberbanden, welche die einzelnen Meiereien überfielen und ausmordeten. Während dieser Kriege legten die Kolonisten Graaf Reinet an, um die Engländer nicht aufkommen zu lassen, welche an der Algoabai (1785) sich niederließen; doch blieben die Kaffern Sieger in Folge der Ungeschicklichkeit der Landdroste (Bezirkshauptleute), so daß eine Empörung gegen dieselben auszubrechen drohte.

Da nahmen Engländer (1795) das Kapland ohne Schwertstreich in Besitz, weil Holland französische Provinz wurde und die Engländer nun die fran-

Digitized by Google

zösischen Kolonien wegnahmen. Der Statthalter des Kaplandes drohte zwar mit äußerster Gegenwehr, ließ aber sofort die Gewehre strecken, so daß sich der Kommandant erschoß, um dem allgemeinen Spotte zu entgehen. Zwar gab England (1803) das Kapland zurück, eroberte es aber (1806) mit 5000 Mann von Neuem, sicherte den Kolonisten die Beibehaltung der alten Rechte zu, erweiterte nach allen Seiten die Kolonie, eroberte Kaffraria und machte den Keiskama zur Grenze. Um das englische Element zu kräftigen, wurden Schotten nach Port Elisabeth und Albany gesandt unter Führung des Dichters Pingle, dessen „Löwenritt" Freiligrath so meisterhaft übersetzt hat. Kaffern und Hottentotten ergriffen die Waffen, errangen hier und da Vortheile, erlagen aber endlich, und ihre Führer wurden ebenfalls in Robben Island gefangen gesetzt. Zugleich standen die Kaffern unter sich im Krieg, wobei einzelne Häuptlinge Reiche gründeten, z. B. Tschaka das der Sulu in Natal, Moschesch das der Basuto, Waterboer das der Griqua, der Betschuane Mosilikatse das der Matebele im heutigen Orangestaate, Mosielele das der Bakatla u. s. w.

Fig. 118. Mosielele, Häuptling der Bakatla.

Während die Kolonisten mit den Eingeborenen kämpften, geriethen sie auch mit der englischen Regierung oft in Streit, siegten aber durch zähe Ausdauer.

Einst wollte die englische Regierung das Kapland zu einer Verbrecherkolonie machen und ein ganzes Schiff voll Verurtheilter nach der Kapstadt senden. Dort wußte man aus Berichten über Australien, welche Plage ein Haufen losgelassener Verbrecher für ein dünnbevölkertes Land ist, und bat um Zurücknahme der Verordnung. Es blieben jedoch alle Gegenvorstellungen vergeblich. Da faßten die Bewohner der Kapstadt einen großartigen Entschluß. Sie brachen jeden Verkehr mit den Beamten ab: der Fleischer lieferte diesen und den Soldaten kein Fleisch, der Bäcker kein Brod, der Lieferant zahlte Strafe und lieferte nicht, der Bauer verkaufte nicht, die Bootsleute vermietheten sich nicht, auf dem Markte ward nicht feil geboten, und so waren Soldaten und Beamte der Noth Preis gegeben. Pfänden durfte man nicht, da Niemand zum Verkauf gezwungen werden kann, und als die Regie-

Digitized by Google

rung einige Parteiführer wegen Rebellion vor Gericht stellte, wurden diese frei gesprochen. Die Bürger, welche dennoch der Regierung Dienste leisteten, verloren allen Kredit, man brach allen Verkehr mit ihnen ab. Da geriethen Post und Gericht, Verkehr und Verwaltung ins Stocken. Vier Monate lag das Verbrecherschiff im Hafen, aber Niemand wollte die Mannschaft ans Land setzen. Auf dem Schiffe, welches voll Menschen war, brach Scorbut aus, worauf man Fleisch und Gemüse sandte, aber sich weigerte, einen Verbrecher auf dem Lande aufzunehmen. Der Scorbut nahm überhand, und im fünften Monat mußte das verderbliche Schiff wieder absegeln. Die Kapläner aber schossen Geld zusammen, um alle diejenigen zu entschädigen, welche bei diesem ausdauernden Widerstande Nachtheil gehabt hatten.

Fig. 119. Kaffrische Gesandte.

Zu anderen ernsten Streitigkeiten zwischen Bauern und Regierung gaben die blutigen Kaffernkriege wegen Natal's Veranlassung. Hier hatte der Engländer Farewell (1823) eine Kolonie gegründet, ward zwar ermordet, aber die Farmer behaupteten sich, ja Somerset zwang den Kaffernfürsten Dingaan, sich auf einen Tafelberg zurückzuziehen. Bald brachen die Kaffern wieder hervor, ermordeten 45 Farmer, verbrannten 450 Meiereien und trieben große Viehheerden weg, bis Retief endlich mit 30 Mann am Winterberge siegreichen Widerstand leistete und Smith mit 400 Mann die Kaffernhäuptlinge zum Rückzuge über den Fischfluß, zur Unterwerfung und zum Abzug in die Amatolaberge zwang. Auch den Orangefluß überschritten die Kolonisten, zwangen

Digitized by Google

den Moſilikatſe zur Flucht und Dingaan zum Frieden. Als nun Retief mit 100 Reitern erſchien, den Frieden abzuſchließen, veranſtaltete Dingaan ein Feſt mit Tanz und Gelag, ließ dann die Reiter überfallen und niedermetzeln und verfuhr eben ſo mit einem bei Weenen überraſchten Haufen. Die Bauern kamen durch den Verluſt von 600 Menſchen und bei eingetretenem Waſſermangel ſo ins Gedränge, daß ſie ſich oft hinter ihren Wagenburgen vertheidigen mußten.

Da raffte Pretorius die ganze Macht der Bauern zuſammen, ſchlug ein kaffriſches Heer von 12,000 Mann mit Hülfe ſeiner Reiter und der wohlgezielten Schüſſe aus Elephantenbüchſen, eroberte und verbrannte die Reſidenz des flüchtigen Dingaan, welcher bald darauf von ſeinen eigenen Leuten ermordet wurde. Zwar wiederholten ſich dieſe Grenzkriege öfter, erlitten die Koloniſten zuweilen ſchwere Verluſte, aber ſchließlich wurden die Kaffern von Schlucht zu Schlucht zurückgedrängt und mußte ihr Häuptling Macomo ſich in einem Walde bergen. Die Prophezeihungen eines Zauberers, welche die Kaffern zu dieſem Kriege begeiſterten, waren zu Schanden geworden, trotzdem forderte bald ein anderer Zauberer zum Kriege auf und gebot, alle Rinder zu ſchlachten, weil dies die Feinde ſicher verderben werde. Die Kaffern folgten dem Rathe, wurden beſiegt, waren nach Verluſt der Heerden ohne Unterhaltsmittel und mußten nun bei ihren Feinden Dienſte nehmen, um nicht zu verhungern (1857).

Fig. 120. Macomo, Häuptling der Kaffern.

Auch im Orangegebiet ſiegten die Bauern. Um ihnen zu entgehen, ſtellten ſich die Baſuto unter engliſche Herrſchaft. In Transvaal unterlagen die Weſt-Betſchuanen den Bauern, auch ward Litehana, wo der Häuptling Setſcheli auf einem Tafelberge wohnte, mit Verluſt von drei Todten erſtürmt und nebenbei Kolobong verbrannt. Hier vermuthete man Livingſtone, welchen man für den Anſtifter des Krieges hielt, und wollte ihn umbringen; doch war er zum Glück auf Reiſen. Um dieſe Zeit ward Potgieter meuchlings von

Digitized by Google

den Mangopone ermordet, die Bauern nahmen Rache, trieben die Feinde in eine Felshöhle, sperrten diese durch Verhaue, erschossen jeden, der heraus wollte, und ließen die Eingeschlossenen Hungers sterben. Die Kraft der Kaffernstämme ward endlich gebrochen und sie fügen sich der Herrschaft der Bauern und Engländer.

II. Geschichte Natal's und der Bauernrepubliken.

Natal war, nachdem Vasco da Gama es entdeckt und benannt hatte, (1497) von Perestrello (1575) wiederum besucht. Im Jahre 1688 scheiterte ein holländisches Schiff, dessen Mannschaft sich an's Land rettete und sich ansiedelte. Aber diese Kolonie ging trotz eines Zuzugs von Einwanderern ein. Später landete ein englischer Marinelieutenant (1828) und kaufte dem Sulukönige Tschaka 250 □Meilen ab, aber auch seine Kolonisation mißlang. Indessen war die Lage Natal's zu günstig, um nicht zu neuen Versuchen anzuregen. Kapitän Gardiner kaufte also ein noch größeres Gebiet von Dingaan (1834), gründete eine englische Republik Victoria und nannte die kleine Hafenstadt d'Urban nach dem damaligen Gouverneur der Kapkolonie. Natürlich blieben die Raub- und Grenzkriege mit den Kaffern nicht aus, denen das Häuflein der Kolonisten nicht gewachsen war und sich um Hülfe an den Gouverneur wandte, welcher diese jedoch nicht gewährte. Gardiner verließ daher (1836) seine hoffnungslose Kolonie; die Kaffern wurden immer zudringlicher, und da entschlossen sich die Kolonisten, die Bauern einzuladen, welche jenseits der Quathlamba-Pässe wohnten, zu ihnen zu kommen, um das schöne Land mit ihnen zu theilen. Wirklich erschien Retief mit einem Haufen Bauern und trat mit Dingaan in Unterhandlung wegen Abtretung von Land. Dieser boshafte Kaffer ermordete bei einer Friedensverhandlung, wie erzählt ist, den Bauernführer sammt dessen Begleitern, überfiel deren Lager am Tugela, schlug auch die Haufen des Peter Uys und Potgieter, welche zu Hülfe kamen, und zwang die Bauern zum Rückzuge. Auf demselben errichteten sie ein festes Lager, aus welchem später Pieter Maritzburg wurde, erhielten Zuzug unter Pretorius, besiegten nun in blutiger Schlacht die Sulu und zwangen sie zum Frieden (1837). Als dieser nicht gehalten wurde, begann der Krieg von Neuem. Sie vernichteten Dingaan's Heer, machten dessen Bruder Panda, der zu ihnen hielt, zum König und nahmen nun (1833) als Batavisch-Afrikanische Maatschappei das Land in Besitz.

Es bestanden aber seit Langem heftige Streitigkeiten zwischen der englischen

Digitized by Google

Regierung und den Bauern. Diese hatten von den Raubzügen der Kaffern viel zu leiden, traten daher von Zeit zu Zeit zu bewaffneten Schaaren zusammen, um die Räuber zu züchtigen, wobei es dann oft recht grausam herging. Da warfen sich die Missionäre zu Schützern der rohen, menschenfresserischen Kaffern auf, erregten eine große Mißstimmung der Engländer gegen die Bauern, in deren Folge die Regierung stets die Partei der Kaffern ergriff, den Bauern die Selbsthülfe untersagte, sie aber auch nicht unterstützte und endlich (1833) die Aufhebung der Sklaverei gebot. Dadurch verloren die Bauern ihre Arbeiter, konnten ihre Wirthschaften nicht mehr ausreichend führen, wurden bei den versprochenen Entschädigungsgeldern von londoner Advocaten und Bankiers betrogen und sahen sich wehrlos gegenüber den freien Kaffern und Hottentotten, die als Räuber und Vagabonden das Land durchzogen. Ja die Regierung befahl (1835) ungerechter Weise, die östlichen Gebiete den Kaffern zurückzugeben.

Da riß den Bauern die Geduld. Sie verließen Haus und Hof, packten ihre Habseligkeiten und Familien auf Ochsenwagen und zogen (1835) unter der Führung des Triechard von Albany nordwärts über den Orangefluß, und ließen sich am Zout-Pansberge und nach der Delagoabai zu nieder. Bald folgten ihnen andere Schaaren freiheitsliebender Bauern, welche aber von Mosilikatse und seinen Matebele, die zwischen Vaal und Limpopo als Eroberer herrschten, in ihrer Wagenburg angegriffen und ihrer Heerden beraubt wurden und daher zum Modder zurückzogen. Hier kam ihnen Gerrit Maritz mit seiner Schaar zu Hülfe. Sie schlugen nun bei Mosiga den Gegner (1836), der dann auch dem Dingaan unterlag und nach dem Suga zurückwich. Viele Bauern des Kaplandes folgten nun ihren Landsleuten nach der Vaal, Pieter Retief ordnete die eroberten Gebiete und gründete an der Vaal einen Bauernstaat. Da man aber an's Meer gelangen wollte, mußte man auch Natal besitzen und folgte der oben erwähnten Einladung zu dessen Eroberung.

Die Bauern waren also in das kaffrische Natalland gezogen und hatten es im offenen Kriege erobert. Da behauptete die Regierung, dieses Land sei eigentlich ihr Eigenthum, und gestattete nur unter harten Bedingungen den Bauern den Aufenthalt. Alle wohl begründeten Entgegnungen derselben blieben unbeachtet, ja man sandte Soldaten und Kriegsschiffe. Der Soldaten erwehrten sich die Bauern, indem sie dieselben in ihrem Lager einschlossen und dasselbe aushungerten; aber vor den Schiffskanonen mußten sie zurückweichen, und Pretorius führte seine Schaaren nach Pieter Maritzburg zurück. Nun bot ein Theil der Bauern dem Gouverneur unter gerechten Bedingungen und Wahrung der Selbständigkeit Unterwerfung an, andere Haufen aber zogen wieder über die Vaal, ließen sich hier oder weiter nördlich nieder, wo sie Orich-

Digitized by Google

Fig. 121. Scene aus dem Kaffernkriege.

Digitized by Google

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

stadt gründeten. Die Unterhandlungen der in Natal Zurückgebliebenen mit dem Gouverneur zogen sich in die Länge, weshalb die Bauern über den Klippfluß auf neutrales Gebiet zogen. Hier griff sie aber Panda an und belagerte sie drei Jahre in ihrer befestigten Wagenburg (1845), mußte jedoch Frieden schließen und ihnen das Gebiet zwischen Klipp- und Büffelfluß überlassen.

Der Kaffer bereute jedoch bald hernach seine That, willigte daher treulos in das Begehren der englischen Regierung, die Grenze Natals bis zum Büffelflusse auszudehnen, wodurch sich die Bauern also an das verhaßte englische Kapland verrathen und verkauft sahen. Sie widersetzten sich den englischen Feldmessern, und dies wurde nun für Hochverrath erklärt. Indessen fehlte es der Regierung an Macht, Tausende solcher Hochverräther zu bestrafen, sie verlangte also nur den Huldigungseid. Als Antwort auf diese Gewaltthat packten die Bauern ihre Ochsenwagen und zogen davon über die Drakenberge. Vergeblich bot Harryſmith nun bessere Bedingungen. Der Bauer wollte mit den Engländern nichts mehr zu thun haben und ließ sich am Vaalfluß nieder, wo Pretorius zwischen Griqua und Betschuanen eine Niederlassung gegründet hatte.

Fig. 122. Sandili, Häuptling der Gaika.

Doch siehe, nun behauptete der Gouverneur, daß er die Griqua schützen müsse und das Orangegebiet englisches Besitzthum sei, denn wo Boers wohnen, die doch englische Unterthanen seien, müsse auch ihr Gebiet für englisches Kronland gelten. Die Bauern waren empört über solche Rechtsauslegung und beschlossen auf einer Volksversammlung, ihr Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, und bei unglücklichem Ausfall des Kampfes das Land zu verlassen. Die streitbare Mannschaft versammelte sich zu Winburg, Pretorius besetzte (1848) Bloemfontein und zwang die englische Besatzung zum Abzug, erlag aber bei Boomplants in blutiger Schlacht den Truppen Smith's, zog sich über die Vaal zurück und gründete die Transvaal'sche Republik. Es blieben im Orangestaat etwa 22,000 Bauern zurück, aber den Preis, den Smith auf den Kopf des Pretorius setzte, wollte Niemand verdienen, und die Ausschreibung desselben haftete als Schandfleck auf Smith.

Bald darauf wurden die Engländer in wiederholte gefährliche Kaffern-

Digitized by Google

kriege verwickelt, als Sandili eine Menge Horden gegen die Engländer vereinigt hatte, und ſie befürchteten, die Bauern würden Rache nehmen und den Kaffern beiſtehen. Aber dieſe dachten edler, ſie wollten in Frieden ihre Heerden weiden und der afrikaniſchen Barbarei keinen Vorſchub leiſten. Daher verhielten ſie ſich nicht nur neutral, ſondern bedrohten die Kaffern mit Krieg, wenn ſie die Bauern antaſten würden, welche ſchutzlos in Natal lebten. Endlich überzeugte ſich die Regierung, daß ſie nicht ſtark genug ſei, die trotzigen Bauern zu unterwerfen, daß ſie vielmehr durch die Bändigung der Kaffern hinreichend beſchäftigt werde, gab daher den Orangeſtaat frei und erkannte ihn (1854) als Orangefluſſfreiſtaat an, und ebenſo die Transvaalrepublik.

III. Die Malaienkolonie in der Kapſtadt.

Da drüben am Fuße des Tafelberges, wo Aloen baumartig wuchern neben dornigen Euphorbiengebüſchen und die luftigen Kronen ſchlanker Akazien vom Dunkelblau der Luft umfloſſen werden, dehnt ſich ein eingehegter parkartiger Raum aus, in welchem eine Menge Cypreſſen, Blumenbeete und ſäulenartige, ſchmucke Steine zu ſehen ſind. Es iſt der Kirchhof der Malaien, der Nachkommen jener Vertheidiger der Sundainſeln, welche von den Holländern beſiegt und nach dem Kapland verſetzt wurden. Dieſe Malaien gewöhnten ſich bald an ihre neue Heimath, erwarben ſich als thätige, umſichtige Kaufleute Vermögen oder als Handwerker eine behagliche Exiſtenz, wuchſen zu einer ſtattlichen Gemeinde von 7—8000 Köpfen an, erhielten volle Bürgerrechte, freie Religionsübung und leben in der Theilnahme an dem europäiſchen Culturleben jedenfalls angenehmer und glücklicher als unter den halbverwilderten Genoſſen der Heimath.

Alle Malaien ſind eifrige Muhamedaner, beſitzen ihre eigenen Prieſter und Tempel, ſowie ihre nationalen Feſte, haben aber in der Kleidung mancherlei Europäiſches angenommen. Ihr zierliches Todtenhaus, welches im Schatten dunkler Cypreſſen ſteht, würde man ebenſowenig für eine Stätte der Trauer halten, wie die blendend weißen Muſſelinkleider der Begleiter eines Leichenzuges für Trauerkleider. Der lebensfrohe Malaie liebt nicht die düſtern Bilder des Todes, ihn verlangt es nach heitrem Lebensgenuß, und ſo werden denn ſeine religiöſen Feſte zu Schmauſereien, wozu er im Nothfall die Mittel zu ſtehlen pflegt, ſodaß zur Zeit der Nationalfeſte in der Kapſtadt die meiſten Diebſtähle vorkommen.

Siehe da zieht eine Leichenbegleitung ein in den Friedhof! Die weißen, gelben und rothen Kleider, bunte Turbans und Shawls ſtechen grell ab von

Digitized by Google

dem ernsten Grün der Cypressen; die stechenden Gluthaugen der Leidtragenden bewegen sich unstät in dem schwarzgelben, knochigen Gesicht und suchen zu erforschen, was das Innere des Todtenhauses birgt, in welchem viele Kerzen brennen. Bald ist die Ceremonie des Begrabens beendet, das Gebet gesprochen, und nun öffnen sich die Flügelthüren des Hauses, aus welchem der anlockende Duft feinen Backwerks, der Pasteten, Fleischspeisen und saftigen Obstes den Trauernden entgegenströmt. Es beginnt der Leichenschmaus und frohes Geschwätz im Todtenhause. Dieselbe Schmauserei wiederholt sich am Jahrestage des Verstorbenen und am Neujahrstage, an dem man Speisen auf das Grab stellt und sich sättigen kann, wer Hunger hat. Es würde ein Zeichen unkirchlichen Sinnes sein, wenn man am Neujahrstage die Todten nicht reichlich bewirthete, und da werden Bäcker, Fleischer, Delikatessenhändler und herrschaftliche Küchen bald gewahr, daß Vieles verschwindet.

Dr. Fritsch besuchte ein religiöses nächtliches Fest, welches die Malaien in der Long-Street hielten. Weithin tönte die wilde Musik der eintönigen Gesänge, begleitet von dem Rasseln des Tamburins und dem Geklirr der Waffen. Man feierte das Kalifafest, einen blutigen Waffentanz. In der Flur eines niedrigen Hauses hatten sich Frauen versammelt, im Zimmer kauerten Männer mit untergeschlagenen Beinen, und unter einem Baldachin saßen drei Priester als Festordner. Die Tamburins klangen bald leise und dumpf, bald im wildesten Fortissimo, und die Zuschauer begleiteten diese Musik durch kreischenden Gesang. Inzwischen wirbelte aus einem Kohlenbecken dicker Benzoequalm auf und erschienen die Gaukler bis zum Gürtel entblößt, zeigten die langen eisernen Nadeln, welche sie sich in die Haut gestoßen hatten, und tanzten mit hingehaltenem Tamburin durch die Menge, um Geld einzusammeln. Hierauf begann der Waffentanz. Ein Malaie ergriff den Dolch, der vor dem Priester lag, und dessen runder Griff oben mit Ketten verziert ist als Zeichen abgeschüttelter Knechtschaft. Mit diesem tanzte er unter wildem Minenspiel vor dem Baldachin. Heftiger und heftiger dröhnten die Tamburins, greller kreischte der Gesang, wilder wurden die Bewegungen und Sprünge des Tänzers. Endlich schien dieser sich den Dolch in die Brust zu stoßen, aber in der That beseitigte er ihn blitzschnell. Dann begann der Tanz Mehrerer mit gekrümmten, scharfen Haumessern, welche unter Musik die Klingen um den Hals schwangen, daß man meinte, sie müßten denselben durchschnitten haben. Bald schlugen sie Brust und Arm mit scharfer Klinge,

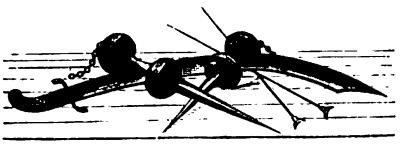


Fig. 123. Kalifa-Waffen.

Digitized by Google

und doch war alles nur Schein. Waren die Tänzer ermüdet, ſo trat eine Pauſe ein; man trank Kaffee, die Prieſter ſagten einige Koranſprüche her, und dann trat ein andres Paar auf. So geht es die ganze Nacht hindurch. Natürlich verläuft dieſe Gaukelei nicht ohne Verwundungen, weshalb man Tücher mit blutſtillenden, ſchnell heilenden Mitteln bei der Hand hat.

Der Fremde erkennt den ſchlichthaarigen Malaien leicht an dem wohlgepflegten Spitzbart des Kinns, an der weichen, wohlklingenden Sprache und der hellfarbigen Kleidung, bei deren Auswahl er europäiſchen, türkiſchen und malaiiſchen Schnitt zu vereinigen ſucht. Dieſer umwickelt ſein Haupt mit einem bunten Tuche, jener ſtülpt einen trichterartigen Strohhut auf, welchen er vorher ins Waſſer tauchte, damit die Verdünſtung der Kopfhaut Kühlung bringt. Hier fahren malaiiſche Großhändler in ſechsſpänniger Luxuskutſche dahin, dort zeigt ein ſchwarzgelber Reiter ſeine Künſte, und in jener Straße bietet ſein Stammgenoſſe Milch oder Fiſche feil, welche er an ein Bambusrohr gehängt hat. Schöngekleidete Malaiinnen in weißen Muſſelinkleidern, das rabenſchwarze Haar auf dem Kopf mit einem Silberpfeil zu einem Knoten vereinigt, ſitzen ſchwatzend und ſcherzend auf Balkonen im Schatten tropiſcher Bäume, genießen Waſſer- oder duftige Muskatmelonen, Orangen und Schaddock, wedeln ſich mit Straußfederfächern an, wogegen die Herren eine Priſe feingemahlenen Mundſchnupftaback zwiſchen Zähne und Wangen ſtopfen, um ſich zu erquicken.

Der ärmere Malaie wohnt in den Vorſtädten als Handwerker, Hauſirer, Träger und Diener, hält Haus und Zimmer rein und liebt es, an Feſttagen geputzt zu erſcheinen. Er iſt fröhlich und munter, liebt Geſang und Tanz, folgt aber ſtreng den Geboten ſeiner Religion und verſäumt es nie, den Vorſtellungen der Gaukler, Zauberkünſtler und tanzenden Mönche zuzuſehen. Nur einmal brachte die Malaien ein eifriger Prieſter in Verlegenheit, als dieſer den Genuß von Fiſchen unterſagte, auf welchen die ärmere Bevölkerung als den billigſten Fleiſchgenuß angewieſen iſt. Die Regierung legte ſich endlich ins Mittel, und man konnte Fiſche eſſen, ohne ſein Gewiſſen zu belaſten.

IV. Der altholländiſche Boer (Bauer).

Als der ſtreng calviniſche Bauer ins Kapland einwanderte, brachte er auch die Sitten ſeines Landes mit, und entwickelte im Kampfe mit den Eingeborenen ſeine zähe, harte Natur oft bis zum Uebermaaß. Der Boer lebt abgeſchieden auf ſeiner Meierei und übt die Gaſtfreundſchaft in alter Weiſe aus, denn da es nur an einer Fähre oder einem Engpaſſe ein Wirthshaus giebt, ſo

Digitized by Google

muß der Reisende beim Bauer einkehren, der ihn umsonst bewirthet und nur Pferde- und Ochsenfutter sich bezahlen läßt. Jeder Bauer heißt Onkel, seine Frau Tante und der Fremde Neffe. In unveränderlichen Formeln redet der Onkel den Neffen an, und dieser muß in hergebrachten Formeln antworten, sonst wird er verdächtig. Namentlich will der Onkel wissen, ob der Neffe verheirathet ist, denn jeden Unverheiratheten hält er für einen Viehdieb oder Abenteurer. Auch will er wissen, ob der Neffe Schafe und Rinder hat, denn einen Menschen, der weite Reisen macht, um Käfer, Pflanzen und Steine zu sammeln, hält er für einen Narren.

Unter den Bauern findet man übrigens viele mit französischem Namen, weil unter Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Edictes von Nantes viele französische Protestanten nach dem Kapland auswanderten, ihre französischen Namen beibehielten, aber bald nur holländisch redeten. In Klein-, Hoch- und Groß-Constantia pflanzten sie Muskateller- und Burgunderreben, die auf dem flachen Kalkboden gut gediehen und in solcher Menge angepflanzt wurden, daß man im ganzen Kaplande überall eine Flasche Wein zu billigem Preise bekommt, so daß dieser Nationalgetränk wurde. Gute Sorten sind freilich theuer, denn für diese werden die Reben gut gedüngt und bewässert, schadhafte Beeren mit der Scheere ausgeschnitten und der Most gut gekeltert. Beim Landwein nimmt man es nicht so genau; da ersetzt man auch durch zugeschüttetes Wasser den fehlenden Rebensaft. Trotzdem ist der Wein gut. Mitunter ist die Ernte so reich, daß es an Fässern fehlt. Dann schüttet man den Ueberschuß in Gruben und läßt für geringes Geld nach Belieben trinken. Außerdem macht man aus den Beeren Rosinen oder bereitet aus ihnen und anderen Früchten Branntwein, welchen man Kaprauch oder holländischen Muth nennt. In den Weinbergen schleichen sich zur Zeit der Weinreife auch Hunde ein, die um diese Zeit nur von Trauben leben, außerdem stehlen Affen und Vögel, und schleppen Farbige so viel Trauben fort, daß sie selbst Wein keltern können.

Der altholländische Bauer dagegen ist vorzugsweise Schaf- und Rindviehzüchter und siedelt sich an einer Quelle oder einem Bache an. Ackerbau lohnt wenig, noch geringer ist der Ertrag anderer Beschäftigungen. Holzbauern z. B., die man im Reismathale findet, wo Gelb- und Stinkholz, Kastanien u. s. w. wachsen, leben von dem Holzschlage so elend, daß sie von dem Verdienst ihrer schweren Arbeit nur mit Mühe und Noth ihre Kinder zu kleiden und zu ernähren im Stande sind.

Die Hausthiere, welche der Bauer züchtet, haben verschiedenen Werth. Pferde sind unschön, haben einen viereckigen Kopf, lange behaarte Beine und sind so klein, daß der Bauer beim Reiten die Füße fast am Boden hinschleift.

Digitized by Google

Man spannt ihrer 8—12 vor einen Wagen, wenn es schnell vorwärts gehen soll, da sie andauernd laufen, oder benutzt sie zum Reiten, welches wegen der weiten Wege für Jung und Alt nothwendig wird. Doch leiden die Pferde von einem Wurm, welcher einen halben Zoll lang und so dick wie eine Gänsespule wird. Er schleicht sich in das Pferd ein, wenn nach langem Regen ungesunde Nebel über den Wiesen stehen, und vermehrt sich bald derart, daß die innere Haut wie mit weißen Zotten bedeckt aussieht. Diese Würmer durchbohren Muskeln und Magen, wobei der Kopf des Thieres anschwillt, der Athem beschwerlich wird, das Thier fiebert, stöhnend am Boden liegt und in 1 bis 2 Tagen stirbt.

Einen größeren Werth haben die Rinder, hochbeinige, starkknochige Thiere mit gewaltigen fußlangen Hörnern, weil sie mit magerer Kost, Baumblättern und dürren Maisstengeln zufrieden sind. Die Ochsen dienen als gelehriges, unermüdliches Zugvieh, weshalb manche Bauern Ochsen zum Ziehen und Gehorchen auf Commando abrichten, um dann ihre Zöglinge zu guten Preisen zu verkaufen.

Als Schlachtvieh benutzt der Bauer seine Rinderheerden nicht, denn entweder versorgt ihn die ergiebige Jagd in der wildreichen Gegend mit Fleischvorrath, oder die Schafheerde. Das Buttermachen ist der Hausfrau zu mühsam, man ersetzt Butter mit dem Fett des Schafschwanzes. Dagegen liefert der Kuhdünger dem Bauer in holzarmer Gegend das einzige Brennmaterial und wird zu diesem Zweck sorgsam gesammelt. Bei Kuhdünger kocht er seinen Thee und sein Hammelfleisch, und wenn er im Ochsenwagen weite Reisen unternimmt, so schüttet er in einer Wagenecke den erforderlichen Vorrath dieses Materials auf. Aber auch als Reinigungsmittel braucht er ihn. Der Fußboden seiner Wohnung besteht aus festgeschlagenem Lehm der Termitenbauten, welcher Staub und Ungeziefer erzeugt. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, wird alle Sonnabende der Fußboden mit Kuhdünger, welchen man mit Blut mischt, tüchtig abgerieben und so gereinigt.

Sein Vieh hält der Bauer nicht im Stalle, sondern in einem dachlosen Verschlag, welchen er aus aufeinander gelegten Steinen oder Hecken zurecht macht. Doch muß er auch seine Saatfelder gegen das Vieh schützen, namentlich zur Zeit der Dürre, da die Kühe oft stundenweit von der trockenen Steppe weglaufen, um auf dem Acker zu weiden.

Viel mühseliger lebt der Schafbauer. Er muß seiner Heerde folgen über die weiten Steppen, von einer Grasstelle zur andern; dabei unterm Zelte wohnen, oder auf dem Schafpelze hinter einem Busch oder Stein lagern, der gegen Sonne und schneidendkalte Winde schützt. Ein Kessel, gedörrtes Fleisch, etwas Brod und eine Flinte zur Abwehr des Schakals, Löwen und Leoparden

Digitized by Google

sind seine Ausrüstung. Nicht geringe Mühe hat er zur Zeit des Lammens, um jedes kleine schreiende Wesen der Mutter zuzuführen, wenn die Heerde von der Weide heimkehrt, schwächliche zu pflegen und vor Kälte zu schützen, und schließlich muß er noch die zu verkaufende kleine Heerde nach der fernen Stadt treiben. Das Kapschaf hat zottige Wolle, die den Hundehaaren gleicht, und einen langen Fettschwanz. Aus dieser Wolle macht der Bauer sich grobe Decken oder füttert mit ihr seine Polster und Betten; Milch liefern ihm Ziegen, deren man stets einen Trupp bei der Schafheerde hält. Des Wollverkaufs wegen hält er veredelte Schafe, welche aus Sachsen von den sogenannten Electoralschafen abstammen.

Lernen wir nun auch den Bauer in seiner Häuslichkeit kennen! Sieht er einen Fremden kommen, so empfängt er ihn an der Hausthür freundlich mit stehenden Redensarten, indem er fragt: hoe vaaren li (wie fahren Sie? d. h. wie geht's). Dann heißt es: klim af (Steigen Sie ab)! oder zal mynheer af zadeln? (wollen Sie absatteln?) wil mynheer binne kommen? (wollen Sie eintreten?) und dann geht das Händeschütteln los vom Hausherrn hinab bis zum Hottentottenknecht. Ist man im Zimmer, wo man die rauchgeschwärzte Schwarzwälder picken hört, so wird aufgetragen. Zal mynheer sen kopje thee-water? (wollen Sie ein Täßchen Thee?) oder wil mynheer sen zoopie-gebruiken? (Schnaps)? Sind diese Fragen mit den üblichen Antworten erledigt, so folgt Fleischgericht auf Fleischgericht. Herr und Knecht sitzen nach urdeutscher Weise um denselben Tisch und fischen mit dem Holz- oder Blechlöffel die Fleischbissen aus der allgemeinen Schüssel. Das Fleisch wird in Einem Stück vorgelegt, und jeder Esser schneidet sich mit dem Taschenmesser ein Stück ab, welches ohngefähr seinem Hunger entspricht. Den butterartigen Saft des Fettschwanzes vom einheimischen Schafe schlürft man als Leckerei, und Fleischpasteten sind Nachtisch. Vor dem Essen tritt der jüngste Knabe mitten ins Zimmer und sagt ein Tischgebet her, und nach dem Essen wird ein Schnaps gereicht, welcher zu solch fetter Nahrung gehört. Ist das Mahl vorüber, so holt der Hausherr aus der Tasche Tabaksblätter hervor, breitet sie auf dem Tische aus, und nun greift jeder zu bis zum Schulknaben herab. Bei solcher Nahrung wird der Bauer sechs Fuß hoch und kräftig, die Frau aber, welche den ganzen Tag am Fenstertischchen sitzt und Thee trinkt, wird sehr fett, schwerfällig und leidet an den Folgen dieser Lebensweise. Schon an der Kleidung des Wirthes erkennt man, ob man mit einem strengen Calviner zu thun hat. Dieser trägt nämlich einen breitkrämpigen Strohhut, eine blausammtne Hose, die oben weit und faltenreich ist und unten eng zuläuft. Eine enge kurze Jacke bedeckt den Oberleib, und die Füße stecken in unförmlichen Bastschuhen. Seine Frau kleidet sich dagegen gelb. Ihr Kleid

Digitized by Google

ist unten ebenso eng wie um die Hüften, und die Taille sitzt dicht unter den Schultern. Der Hut hat die Gestalt einer Ofenröhre und umschließt eng das Gesicht.

Das einzige Zimmer des Hauses, wo man ißt, Besuch empfängt, wo die Kinder und Eltern schlafen, heißt die Halle oder Vorhaus, welches mit alterthümlichem Hausgeräth versehen ist, da es von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt. Man findet zwei Stühle mit geflochtenen Riemen, der eine für die Hausfrau, der andere für den Gast. Der Hausherr nimmt Platz auf einer bunten, mit Vögeln und Blumen bemalten Kiste oder Lade von Tannenholz, die von Amerika in Menge nach dem Kaplande gesandt werden, worin er sein Geld, werthvolle Sachen, Sonntagskleider und dergl. verwahrt. Ein niedriger Tisch mit gedrehten Füßen steht in der Mitte der Halle, und auf ihm pflegt den ganzen Tag der Theekessel zu dampfen. Denn wegen der unreinen Bestandtheile des Wassers zieht man dünnen Thee ohne Milch und Zucker vor. Dabei wird zwar eine Dose mit Kandis angeboten, aber man wäre unbescheiden, davon zu nehmen. Höchstens darf man an einem Stückchen saugen und muß es dann in die Dose zurücklegen, damit auch die Anderen sich auf diese appetitliche Weise den schmacklosen Thee trinkbar machen.

Manche Hauswirthschaften sind reicher möblirt, denn sie haben zwei bis drei Bänke mit Rückenlehnen, sechs bis sieben plumpe Stühle und in der Ecke einen langen Tisch. Am Fenster steht dann ein kleiner Tisch, wo den ganzen Tag über die Kaffeekanne brodelt und die Hausfrau sitzt.

Dem Wohnzimmer gegenüber, an dessen Wandnägeln Gewehre, Pulverhorn und Kugelbeutel hängen, befindet sich in geräumig angelegten Meiereien die Schlafstube. In einem großen plumpen Bett mit harter Matratze und wollegefüllten, schweißig riechenden Kissen schläft das Ehepaar, in einem gleichen Bett die verheiratheten Söhne, die übrigen Kinder an der Erde. Um sich die Mühe des Aus- und Ankleidens zu sparen, legt man sich mit den Kleidern zu Bette, hat also beim Schlafengehen nur die Mütze abzulegen, welche den Tag über nicht vom ungekämmten Kopfe kommt, und die Schuhe auszuziehen, in denen die schwarzen ungewaschenen Füße stecken, um zu Bett gehen zu können.

Gewöhnlich trägt der Bauer hellfarbene Hosen, die nicht allzulang herabhängen, und eine dunkle Tuchjacke mit großen Taschen, in welche er seine dicken Fäuste stemmt, wenn er sich in der ganzen Würde der unbeschränkten Herrschaft über 6000 Acker Landes, Familie, Viehheerden und Knechte fühlt. Das Kämmen des Haares gilt ihm für Eitelkeit; er schneidet es glatt vor der Stirn ab, damit es ihm nicht am Sehen hindert, und stülpt darüber eine solide Pelzmütze. Nur wenn er zur Kirche fährt, sucht er die alten schwarzen

Digitized by Google

Beinkleider, einen Tuchrock und den altmodigen Cylinder hervor. Auch seine Frau liebt das schmerzliche Haarkämmen nicht, sondern steckt den Kopf mit den wirren Haaren unter eine weite schwarze Haube oder ein ähnliches Kopffutteral und trägt einfache dunkle Kleider. Die Hausbibliothek besteht aus der Bibel, einigen streng calvinischen Büchern mit seltsamen Titeln, die in Holland längst vergessen sind, aber von einigen Buchhändlern auf's Neue für das afrikanische Publikum gedruckt werden. Bilder findet man nicht an den Wänden, ebensowenig einen anderen Wandschmuck außer dem halb blind angelaufenen kleinen Spiegel mit schmutzigem Holzrahmen.

Die Tagesordnung eines solchen vereinsamten Bauern bleibt eine sehr einförmige, wie Jahreszeit und Beschäftigung sie vorschreiben. Wenn die Sonne untergegangen, das Abendbrod verzehrt und die dicke, qualmende Talgkerze eigner Fabrik halb abgebrannt ist, macht sich die Familie schlaffertig. Morgens steht man bei Zeiten auf, und da man in den Kleidern schläft, so ist man angekleidet, sobald die Mütze aufgesetzt und die ungeschmierten Schuhe angezogen sind. Zuerst wird das Kaffeefeuer angezündet, hierauf macht man Toilette, indem man sich nach der Reihe aus dem gemeinsamen Waschgefäß Gesicht und Hände benetzt, an dem gemeinsamen Handtuche sich abtrocknet, worauf man Kaffee trinkt und der Bauer einige Pfeifen raucht. Nun beginnt die Arbeit, der Mann sieht nach den Knechten und Heerden, tobt und lärmt auf dem offenen Hofe umher, bis alles in Ordnung ist, kehrt dann in das Zimmer zurück, raucht, sieht gedankenvoll auf den Fußboden, trinkt einige Schnäpse dazu und ißt gegen 8 Uhr Hammelfleisch und Brod. Dann ziehen Heerden und Hirten ab, und der Farmer hat Zeit, bei der Pfeife sich weiterem Nachdenken zu überlassen, die Frau sitzt am Fenster und trinkt Kaffee, bis gegen Mittag allgemeines Kaffeetrinken stattfindet. Fortan giebt es wieder Ruhe, die der Bauer dazu benutzt, nach den Heerden hinauszureiten oder sich mit Holzschnitzen und Rauchen zu beschäftigen. Gegen Abend kehren die Heerden zurück, und damit kommt die Hauptarbeit, nämlich das Abzählen des Viehes, ob kein Stück fehlt, und die Empfangnahme der Berichte der Hirten über Kälber, Lämmer, Mutterschafe und Ereignisse des Tages. Unterdessen ist das Abendbrod fertig: Hammelfleisch, Fett und Brod, und dann geht es zu Bette.

Um sich zuweilen ein Vergnügen zu machen, fährt der Bauer auf dem Ochsenwagen Tagereisen weit auf die Jagd nach Giraffen, Springböcken, Löwen, Straußen und Elephanten. Mit den gegerbten Fellen der Jagdbeute bedeckt er den Lehmboden seiner Zimmer, aus der Nashornhaut schneidet er die scharfkantigen Streifen der Ochsenpeitsche, und das Horn verkauft er in der Stadt, wo man das Pfund mit einem halben Thaler bezahlt. Mit

Digitized by Google

Straußfedern schmückt er seinen Hut oder Spiegel, oder bindet sie zu Fliegenwedeln zusammen.

Für den Unterricht der Kinder bleibt wenig Zeit übrig, und er beginnt erst zur Zeit der Confirmation. Dann sucht der Bauer für einige Gulden auf drei bis vier Monate einen Hauslehrer zu erhalten, d. h. einen verkommenen Musikanten, arbeitsscheuen Handlungsgehülfen, reisemüden, abgedankten Soldaten oder unbrauchbaren Schreiber. Ist dann die Zeit der Confirmation herangerückt, so rüstet sich die ganze Familie bis auf den Säugling und den dienenden Hottentotten zur Reise. Der zimmergroße Ochsenwagen wird in Stand gesetzt, mit Stroh, Betten, Lebensmitteln und dergl. gefüllt, die Familie steigt ein und vorwärts geht es zum fernen Kirchdorf. Ohne weitere Ceremonien wird die Confirmation und auch die Taufe von bereits Erwachsenen vorgenommen, und befriedigt kehrt der Bauer nach seiner Farm zurück.

Nach der Confirmation setzen die Kinder ihre ländlichen Beschäftigungen fort, die Tochter hilft der Mutter, besorgt das Geflügel, bessert Kleider aus, sitzt mit der Mutter am Fenster und trinkt Kaffee. Die Brüder helfen Schafe abzählen und scheeren, Kälber und Lämmer pflegen, mit dem Pferdewagen fahren, reiten und schießen, rauchen und trinken. Mit der Zeit wird der älteste Sohn heirathsfähig und die Eltern denken an seine Verehelichung mit einem Mädchen aus einer verwandten Familie. Zuvor wird das Vermögen überzählt. Denn es ist Sitte, den Kindern bei der Geburt und Confirmation einige Lämmer, Kälber und Fohlen zu schenken, die sich vermehren und endlich eine ansehnliche Heerde bilden. Ist diese stattlich genug, und hat man eine geeignete Schwiegertochter ausfindig gemacht, so fragt man bei deren Familie an, ob eine Bewerbung angenommen werden wird. Erfolgt günstige Antwort, so wirft sich der angehende Bräutigam in Staat. Er kämmt das Haar, sucht die besten Kleider hervor, schmiert und wichst die Stiefeln, verschafft sich eine neue Reitpeitsche und einen Cylinder, nimmt den besten Sattel und eine neue Satteldecke mit Troddeln und Verschnürung, besteigt das beste Roß und hinaus geht es in munterem Galopp in die sonnige Steppe. Kommt er im Hause der Nichte an, so wird er gastlich empfangen, mit Tabak und Schnaps, Hammelfleisch und Fett tractirt. Man spricht über Schafe, Rinder, Wetter und Knechte, bis Zeit zum Schlafengehen ist. Dann tritt auch der Augenblick ein, wo der Bräutigam mit seinem Anliegen herausrückt, indem er fragt, ob er mit der Base noch ein wenig aufbleiben darf. Gern bewilligt man dies. Eine neue Kerze wird angezündet, und Hermann setzt seinen Stuhl in die Nähe seiner Dorothea. Schweigsam sitzen Beide neben einander. Hermann raucht eine und zwei Pfeifen, und dann rückt er seinen Stuhl näher, stopft die Pfeife zum dritten Mal, räuspert sich, athmet tief, legt endlich die Pfeife weg und

Digitized by Google

fragt beherzt: Base, wollen wir nicht unsere Schafe zusammen weiden? Damit ist ein großes Wort gesprochen, Base erröthet und erklärt sich einverstanden, und die Sache ist abgemacht. Base geht ins große Schlafzimmer, der Neffe in sein Bett im Vorhause und schläft ruhig bis zum Morgen. Dann wird mit den Eltern der Tag der Trauung festgesetzt, die Zahl der Schafe, Ochsen und Pferde zusammengerechnet, tüchtig gegessen, und der Bräutigam trabt wieder davon.

Der Bräutigam arbeitet nun wieder daheim, als ob nichts vorgefallen wäre, und selbst für den Trauungstag macht er keine großen Vorbereitungen. Zwar muß er geputzt erscheinen, aber dabei verdient der Schneider nichts, vielmehr miethet sich das Brautpaar im Dorfe bei einer Trödlerin, die solche Geschäfte treibt, den Trauungsstaat gegen einige Gulden. Die Braut wird im sechsspännigen Wagen abgeholt nach dem Kirchdorfe und dort der zu leihende Brautstaat ausgesucht.

Die Braut wählt sich ein seidnes Kleid, einen städtischen Hut, einen Brautkranz, Schleier und Geschmeide, die in der Eile passend gemacht werden, der Bräutigam Frack, Cylinder, Kravatte, Trauringe u. s. w., und nebenbei unterrichtet die Trödlerin das Paar, wie es sich zu stellen, zu gehen, an welchem Arm es sich zu führen hat. Da läuten die Glocken, der kleine Zug bricht auf, begafft von der Dorfjugend. In der Kirche empfängt sie der Pfarrer trocken, liest ihnen das Trauungsformular vor, legt ihre Hände ineinander, steckt ihnen die Ringe an und entläßt sie. Bei der Trödlerin legt man den Staat wieder ab, zieht die Alltagskleider an, setzt sich in den Wagen und hurtig geht es heim, wo man am Abend mit Braten und Salat bewirthet wird. Das Paar zieht in die allgemeine Schlafstube ein und Alles geht den gewohnten, hergebrachten Gang.

In hülfloser Lage befindet sich der Bauer bei Krankheiten, von denen namentlich Frauen und Töchter wegen der sitzenden Lebensart oft befallen werden. Sobald dies in der Nachbarschaft bekannt wird, kommen Männer und Frauen angefahren, geben guten Rath, verordnen allerlei Hausmittel, sitzen den ganzen Tag schwatzend bei dem Kranken, dem auch jeder vorüberziehende Reisende ein unfehlbares Mittel anräth. Der belästigende Besuch dauert die ganze Krankheit hindurch, und zum Arzt nimmt man erst die Zuflucht, wenn es zu spät ist. Erfolgt der Tod, so macht der Bauer durch einen Zettel dem nächsten Nachbar davon Anzeige, welchen derselbe weiter sendet, so daß in kurzer Zeit die ganze Nachbarschaft unterrichtet ist und zur Begräbnißfeier angefahren kommt. Der Leichnam wird noch an dem Sterbetage in den Strohschuppen geschafft, der bereits vorhandene Sarg hervor geholt oder ein solcher aus Brettern zusammengenagelt, die Leiche hineingelegt und

Digitized by Google

nach dem Begräbnißort gefahren, der sich hinter dem Garten befindet. Man sucht eine sichere Stelle aus, singt einige Psalmen, senkt den Sarg ein, häuft Steine über dem Grabe auf, damit Hyänen die Leiche nicht ausscharren, kehrt dann nach dem Hofe zurück, schmaust, raucht und überlegt, wen nun der Wittwer heirathen wird. Kein Kreuz, kein Baum, keine Blume bezeichnet die Grabstätte.

V. Stadtleben in den Bauernrepubliken.

Betrachten wir nun auch das städtische Leben der Bauern.

Eine südafrikanische Stadt, die wir Dorf oder Flecken nennen würden, entsteht an einem Bach oder Fluß um eine Kirche herum, unter welcher man sich ein scheunenartiges, schmuckloses Gebäude mit einem Eisen- oder Ziegeldach vorzustellen hat, besonders bei einer altcalvinischen Kirche. Die minder strengen Calviner bauen ihre Kirche in Kreuzform und begnügen sich mit einem Rohrdache. Daneben steht das bescheidene Schulhaus und die Predigerwohnung, welche geräumig eingerichtet wird, weil der Geistliche viel Besuch von reisenden Amtsbrüdern zu erhalten pflegt. Neben der Kirche befinden sich Wirthshaus, Kramladen, eine Schmiede und andere gemeinnützige Räumlichkeiten, welche für die zum Gottesdienst herbeikommenden Bauern Bedürfniß werden, da nach der Kirche gewöhnlich Geschäfte und Einkäufe abgemacht werden. Siedeln sich andere Bewohner an, so mißt man die breiten Straßen schnurgerade ab und umgiebt die Häuser mit weiten Gehöften und Gärten, denn Grund und Boden hat ja in der menschenarmen Steppe wenig Werth. Nach und nach wächst die Reihe der einstöckigen kleinen Häuser mit dem platten Dach zur Stadt an. Denn die reichen Bauern lieben es, im Kirchorte ein eignes Haus zu haben, welches sie als Absteigequartier benutzen, damit sie nicht auf der Straße bivouaciren müssen, wenn sie die weite Reise nach dem Gottesdienst gemacht haben. Endlich läßt sich auch ein Arzt, Apotheker und Advocat nieder, schlagen Behörden ihre Kanzlei auf, und zuletzt erbaut man als schönstes Haus im Ort das Gefängniß mit großen Fenstern, um die Stadt fertig zu machen. Die Hütten der Arbeiter, der faulen Kaffern und schmutzigen Hottentotten, vervollständigen zuletzt als Vorstädte den ganzen Stadtplan. Das Gesammtaussehen einer solchen Stadt vergegenwärtigt die Abbildung von Colesberg.

Da nun die Hitze groß zu sein pflegt, und die Sonne einen großen Theil des Jahres hindurch fast senkrecht auf die ungepflasterten staubigen Straßen

Digitized by Google

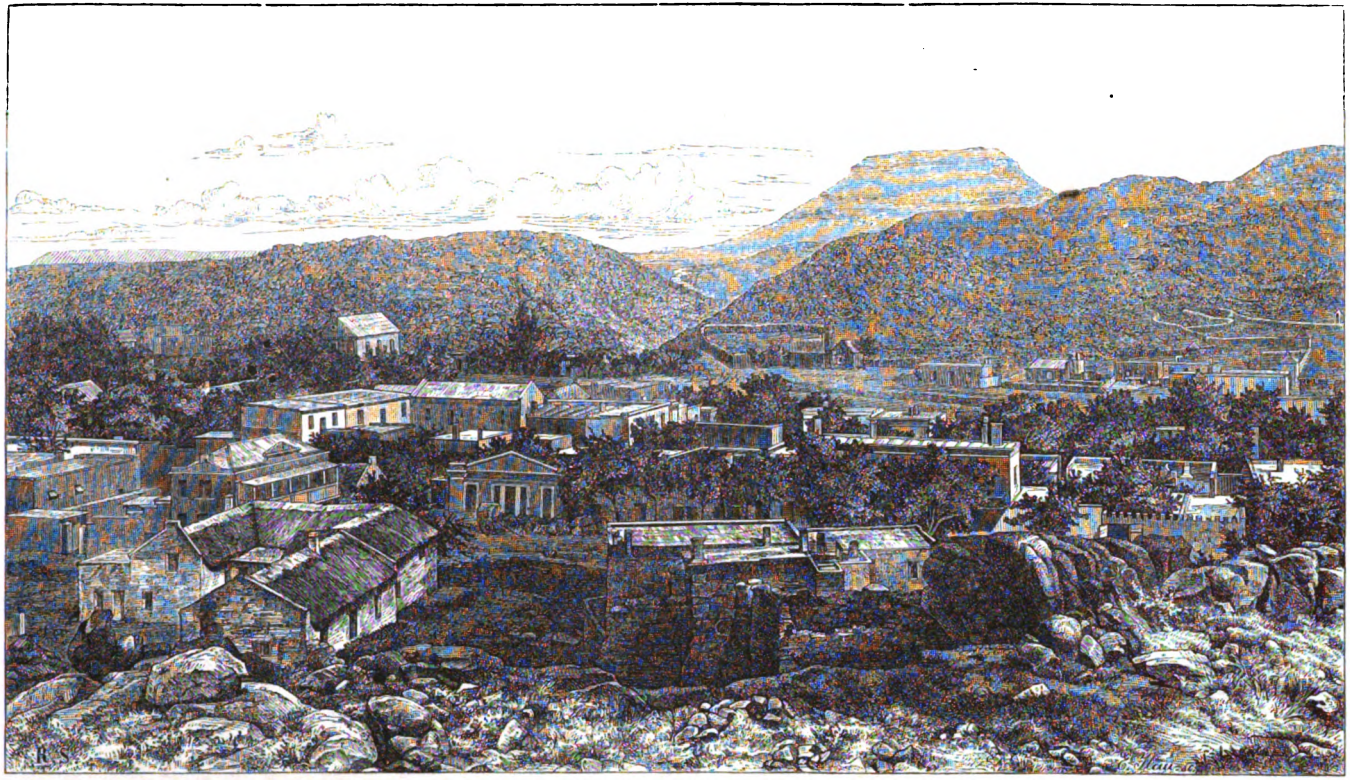


Fig. 124. Ansicht von Colesberg.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

hernieder scheint, so bepflanzt man diese mit Sycomoren, Akazien und anderen Bäumen, welche ihnen ein freundliches ländliches Ansehen geben, und säumt den Bach mit Weidengebüsch ein.

Einförmig schleichen die Tage der Städter dahin. Am frühen Morgen erscheinen die braunen Mädchen der Eingeborenen mit dem Kruge auf dem Kopfe, um Wasser aus dem Bache oder Brunnen zu schöpfen, zu scherzen, zu lachen und Stadtneuigkeiten zu verbreiten. Später nach einem reichlichen Frühstück beginnen die Tagesarbeiten der übrigen Bewohner, bis gegen Mittag allgemeine Ruhe eintritt. Die Hitze ist groß, die Luft hat im Sommer die Gluth eines Backofens; Menschen und Thiere suchen irgendwo Schatten. Kein Windchen regt sich, die Mimosenblätter hängen schlaff am Stiele, blendender Sonnenschein liegt auf den Straßen, und dann hält man Siesta. Erst nach drei Uhr kann man das Mittagbrod verzehren, und dann beginnt es sich wieder im Städtchen zu regen. Bewegungslustige besteigen Pferd oder Wagen, besuchen die Felder, bis der Abendthee zur Heimkehr einladet, welchen man in der Veranda, die sich vor jedem Hause befindet, unter Plaudern, Scherzen und Lachen zu sich nimmt. Mit der Abendkühle nimmt das Leben in den Gärten und Verandan zu. Hier und da versucht man ein Lied zu singen, klimmpert eine Künstlerin auf dem Piano; das Hotel füllt sich mit Gästen, um Cognac zu trinken und die hohe Politik zu besprechen. Draußen aber schwirren Fledermäuse und Käfer durch die Luft, Hunde machen ihre Händel aus, von der Ferne bringt das gedämpfte Geheul einer Schakalheerde herüber, und in der Vorstadt spielt die Kafferngeige lustig zum Tanze auf. Das ist der Abend eines Wochentages in einer südafrikanischen Stadt.

Sehr lebhaft geht es dagegen am Sonntag im Städtchen zu, denn alsdann kommen von allen Seiten die überplanten Ochsenwagen der Bauern an, welche wandelnden Häusern gleichen. Mit bedächtigen Schritten wandeln die 7—10 Ochsenpaare die Straßen hinab, die Kutscher schreien und knallen mit der klafterlangen Peitsche, Kindergesichter schauen neugierig unter der Planendecke hervor, und die Stadthunde begrüßen die Fremdlinge mit zornigem Klaffen. Einige Wagen bleiben auf der Staße oder auf dem Platze stehen, weil ihre Insassen sich nach Zigeunerart wirthschaftlich auf denselben einrichten, und bald ihre Kochfeuer lustig emporlodern lassen. Die Reicheren fahren vor ihr Stadthaus vor. Kaum hat der Wagen Halt gemacht, so kriechen seine Insassen heraus. Der gelbbraune Hottentotte schirrt die Ochsen ab, unterdessen steigt der Bas bedächtig aus seiner Arche, gefolgt von der kugelrunden Tante, an die sich dann Söhne, Töchter, Schwiegertöchter und Enkel anschließen, alle im Sonntagsputze. Der 18 Fuß lange Wagen enthält außer

Digitized by Google

der Menschenladung noch Betten, Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse, welche zuletzt ausgepackt werden.

Gravitätisch steigt der Bauer die Treppe der Veranda hinauf, zieht den mächtigen Hausschlüssel aus der Tasche und öffnet sein Haus, welches ein Vorhaus, einen breiten Gang mit dem Schlafzimmer rechts, dem Empfangszimmer links und eine Küche im Hintergrunde enthält nebst einigen Möbeln. Sind Betten, Speisevorath und Kochgeschirr in's Haus gebracht, so ist man häuslich eingerichtet. Nachdem der Knecht Ochsen und Wagen in dem Hof unter dem Schuppen untergebracht hat, wird auf dem Heerde Feuer angemacht und der Fleischtopf beigesetzt. Während die Frauen diese Vorbereitungen treffen, besorgt der Mann Geschäfte, sucht den Arzt oder Advokaten auf, hat mit dem holländschen Agenten oder Feldmesser etwas zu besprechen, und dann geht man schlafen, indem man sich auf den Matratzen ausstreckt, welche man auf den Dielen ausbreitete. Die Kinder können vor Aufregung kaum schlafen, da sie nie soviel erleuchtete Fenster, soviel fremde Menschen und soviel schöne Sachen sahen.

Am Sonntag ist keine Uebereilung beim Früstück und Sonntagsputz zu befürchten, denn der Gottesdienst beginnt erst um 10 Uhr und endigt um 1 Uhr. Die übrige Zeit wird mit Essen, Mittagsschlaf, Beten und solider Abendmahlzeit hingebracht. Der Montag Vormittag gehört den Geschäften an, denn der Bauer hat Kauf und Verkauf in Ordnung zu bringen und die Frau das Hauswesen mit dem Nothwendigen zu versorgen. Dabei giebt es viel zu besehen, zu kosten, zu feilschen, zu erzählen in dem engen Laden, wo sich gerade an diesem Tage die Kunden anhäufen. Sie findet auch alte Bekannte, mit denen sie allerlei Familienangelegenheiten austauscht, während die Männer im Nebenzimmer des Kaufmanns sich eine Güte thun. Endlich ist alles abgemacht, und nun wird der Reisewagen wieder gepackt, so daß von Mittag ab die großen Ochsenwagen nach und nach aus der Stadt hinausklappern, die nun in ihr Stillleben zurücksinkt. Beim Heimfahren wird viel vom Luxus der Städter gesprochen, welche den Fußboden ihrer Zimmer mit Teppichen belegen, sie mit Mahagonimöbeln, Spiegeln, Marmortischen, Eisenbetten schmücken, auf dem Visitentisch schöne Bücher liegen haben, gar eine Stadtbibliothek unterhalten, aber weder Butter noch Kalbfleich, weder Schinken noch Wurst kennen.

Digitized by Google

VI. Der Tochtgänger oder Hausirjude.

(Nach Kretzschmar.)

Der einzige Mensch, der von der Ferne her zu dem vereinsamten Bauer kommt, ist der Hausirjude oder Tochtgänger. Den Kleinhandel des Kaplandes besorgen Juden, welche der Bauer verächtlich Smause nennt, obschon sie ihm unentbehrliche Bedürfnisse zuführen und ihm seine Erzeugnisse dagegen abkaufen. Diese Smause führen nur schlechte Waaren, die man in Europa nicht los wird, und verkaufen sie zu fabelhaftem Preise, denn der Bauer muß froh sein, wenn man ihm die nothwendigsten Bedürfnisse, wie Näh- und Stecknadeln, Zwirn, Knöpfe, Messer u. s. w. ins Haus bringt, weil er nicht die Zeit hat, ihretwegen 40—50 Meilen weit zu fahren. In der Kapstadt aber giebt es Geschäftsleute, welche ihre mangelhafte Waare zu vertreiben wünschen und gern langen Kredit geben, wenn es Jemand wagt, in dem unwegsamen Lande mit dem unbeholfenen Frachtwagen von Steppe zu Steppe, von Meierei zu Meierei zu fahren. Da heißt es: leben und leben lassen! Will der Jude leben, so muß er mühsam den Hausirhandel treiben, muß aber auch bei der Heimkehr zahlen, damit er von Neuem Kredit erhält, und so wäscht eine Hand die andere vom englischen Großfabrikanten, der seinen Ausschuß absetzen will, bis zum Smause.

Der Hausirer nimmt also Waaren auf Kredit und geht auf die Tocht, d. h. er tauscht bei dem Bauer dafür Wolle, Häute, Leder, Hörner, Knochen, Vieh und dergleichen ein, gewinnt mithin beim Einkauf und Verkauf. Er verdient dabei viel, aber er verdient es sich sehr sauer, denn er muß oft unter freiem Himmel übernachten, hat tausend Nöthe mit seinem hochbepackten Frachtwagen und den zahlreichen Zugochsen auf schlechten Wegen zu bestehen, preisgegeben allem Unbill der Witterung und den rohen Menschen, die er Wilde nennt.

Ein Nachtquartier im Freien kostet zwar nichts, vermehrt aber die Beschwerden der Reise, weil das Zugvieh, wenn es des Nachts weidet, sich oft sehr weit vom Lagerplatz entfernt und am Morgen eingefangen werden muß. Da beneidet der reiche Smaus oft den armen Kaffer um seinen Viehkraal in den Felsschluchten, wo die Ochsen zwar nicht gegen Raubthiere geschützt sind, aber doch nicht davon laufen können.

Der Smaus reicht nämlich nicht mit einigen Zugthieren aus, sondern braucht deren an zwanzig und mehr, um seinen Frachtwagen die fürchterlichen Hohlwege hinaufzubringen, die oft sehr steil und dabei voll großer Steinblöcke sind, die nur ein sehr dauerhaft gebauter Wagen übersteht. Große Mühe

Digitized by Google

macht die Fütterung, weil man das Zugvieh Abends auf die Weide treiben, und dann Morgens oft eine Stunde entfernt wieder einfangen muß. Zum Tränken benutzt man oft die Tümpel, welche als Reſte ausgetrockneter Flüſſe übrig bleiben und Rhinozeroslöcher (Zenkoegate) heißen. Manche Flüßchen verſinken in die Erde und laſſen nur einen kleinen Waſſerpfuhl (Kolk oder Kuile) zurück, welcher von kleinen Thierchen wimmelt, daß man das Waſſer erſt durch ein Tuch ſeihen muß, um es einigermaßen genießbar zu machen. Manche Quellen wieder liegen in einem Loch von kaum einem halben Fuß Umfang, in welches man den Kopf ſo tief hinabſtreckt, bis der Mund das Waſſer erreicht. Nicht ſelten muß der Reiſende einen Mund voll Erde nehmen, um ſeinen Durſt zu ſtillen, oder Schilf und wildem Baldrian nachgehen, die anzeigen, daß ſich im Boden Feuchtigkeit befindet. Im dürren Gebirge giebt es wohl auch hier und da Saugplätze, das ſind Quellen in tiefer Fels-

Fig. 125. Viehkraale zwiſchen auseinander gewichenen Felſen.

ſchlucht, zu denen man ein langes Schilfrohr hinabläßt, um mit deſſen Hülfe Waſſer aufzuſaugen. Zuweilen wird ein Zugthier am Trinkplatz von einer giftigen Schlange gebiſſen oder läuft ſich die Hufe durch. Dann ſpannt man es aus, ſchiebt es bei Seite und läßt es verkommen. Riechen dagegen durſtige Ochſen fernes Waſſer, ſo erheben ſie ein eigenthümliches Brüllen. Dann ſpannt man ſie aus; ſie ſchnüffeln in der Luft und laufen dann ſchnurgrade der verborgenen Quelle zu, wohin ihnen die Menſchen mit den Schöpfeimern folgen.

Doch nun müſſen wir uns auch das Ungeheuer von Tochtwagen anſehen. Ein ſolcher gleicht an Umfange faſt einer Arche Noah, iſt roth angeſtrichen und ſolid gebaut, daß er 100—200 Centner trägt und faſt ebenſoviel wiegt. Eine graue Leinwandplane ſchützt die Waare und den Tochtgänger, dem ſein Wagen als hôtel garni dient. An der Seite des Wagens hängen Eimer, Kochgeſchirr, Fleiſchſtreifen, Bretter und Stangen, Axt, Schaufel und Winde nebſt Schmierbüchſe. Die Achſen endlich ſind ſo dauerhaft, daß ſie über Felsklippen von 3—5 Fuß hinwegklimmen oder in eben ſo tiefe Löcher hinein-

Digitized by Google

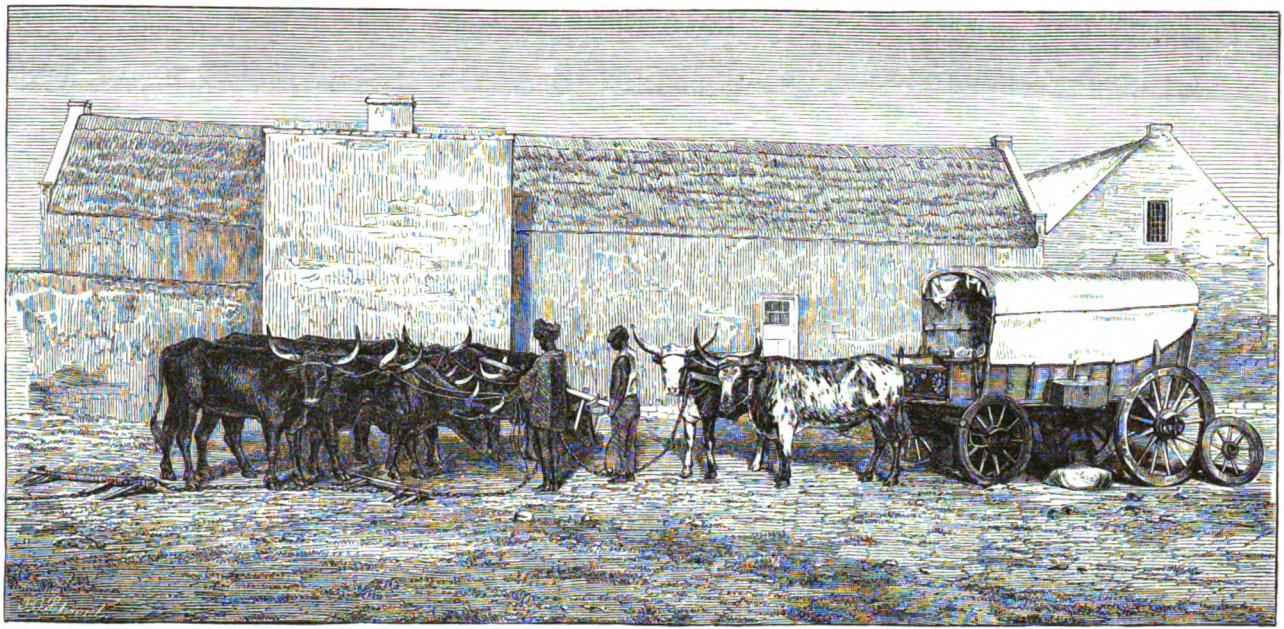


Fig. 126. Anſpannen des Ochſenwagens in einem Bauernhofe..

Digitized by Google

PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

krachen, ohne Schaden zu nehmen. Das Packen der Waare, wobei der Raum zweckmäßig benutzt und die Last gleichmäßig vertheilt wird, ist eine Kunst. Vor diesen Wagenkoloß werden 16—24 Ochsen gespannt, welche der Großknecht, neben dem letzten Paare hergehend, mit der gewaltigen Riesenpeitsche regiert, wogegen neben dem vorderen Paare der Vorläufer als Wegführer dahin schreitet. Gewöhnlich macht man eine Meile in den Vormittagsstunden, rastet Mittags und fährt am Nachmittag wieder eine Meile.

Sehr häufig beginnen mehrere Tochtgänger ihre Reise gemeinsam, denn sie sind sehr neidisch auf einander, so daß, wenn der eine sich zur Abfahrt rüstet, auch die anderen ihren Wagen bepacken. Man sieht dann wohl 20 Wagen hintereinander, und Abends bilden die weidenden Zugthiere eine ansehnliche Heerde. Von einem gewissen Orte ab trennt sich die Karawane, denn jeder Smaus hält seine Wege und Kundschaft geheim. Eine unentbehrliche Zugabe zu der Ladung sind das große Branntweinfaß und Rollen Tabak. Denn wenn der Onkel billig seine Schaffelle und Wolle hergeben und die Tante an Kattun, Spitzen, Tüchern und Bändern Gefallen finden soll, so darf mit Schnäpsen und gestopften Pfeifen nicht gespart werden, weil der Bauer meint, er trinkt und raucht umsonst, und dann auch gern einen Handel macht.

Natürlich schreiben die Verhältnisse dem Tochtgänger die Wege vor. Er muß Gegenden meiden, wo es Niederlagen, ein Dorf, einen Markt giebt, welche der Bauer besuchen kann, er will auch mit dem Weinbauer nicht concurriren, welcher das Land bereist, um seinen schlechten Wein, Essig und Branntwein gegen Hammel einzutauschen, die er schlachtet, um sich mit Fleischvorrath zu versorgen. Der Smaus muß daher die entfernten Bauerhöfe der Grenze aufsuchen und den Geschmack seines Publikums genau kennen. Seine Hauptartikel sind Rollentabak, Tabaksblätter und Branntwein, denn beide verbraucht der Bauer in Menge. Indessen führt er auch Luxuswaaren, weil die Tante sich gern putzt, wenn sie zur Kirche fährt. Da hängt sie einen seidenen Shawl um, hüllt ihren fetten Leib in ein Spitzentuch, trägt eine goldene Uhr mit dicker Kette, schlingt eine Bernstein- oder Korallenkette um ihren runden Hals, und der Bauer gönnt ihr dieses Vergnügen, denn er will dem Nachbar zeigen, daß er Geld hat.

Indessen diese Waaren reichen nicht aus, um den Bauer geneigt zu machen, seine Wolle, Hammel und Rinder herzugeben für Tabak und dergleichen, der Smaus muß auch große Beredtsamkeit besitzen, den Bauer von allen großen Weltbegebenheiten, von den Angelegenheiten und Persönlichkeiten der Hauptstadt, von den Ereignissen und Familienverhältnissen der Umgegend erzählen, auf die Engländer schimpfen, die Geistlichen loben oder tadeln, je

Digitized by Google

nachdem es der Bauer hören will. Außerdem hat er an diesen oder jenen fernen Verwandten Aufträge übernommen und berichtet über deren Erfolg. Auch weiß er dem Bauer unfehlbare Heilmittel wider dieses und jenes Gebrechen anzurathen, lehrt Krankheiten der Thiere beseitigen, kurz er wird der unentbehrliche Rathgeber, welchen man in alle Familiengeheimnisse einweiht und auf dessen Ankunft man sich freut, weil er den einsamen Bauerhof durch seine Nachrichten mit der Welt in Verbindung bringt. Da wird denn bis tief in die Nacht hinein geplaudert, gefragt, überlegt und berathen und endlich auch der Handel abgeschlossen. Da der Smaus ein so lieber, kluger Mann ist, so wird in Betreff des Preises auch nicht sehr gedruckst. Binnen einem Jahr hat man nicht wieder Gelegenheit zum Kaufe, man kann nicht wissen, was man bis dahin braucht. Man kauft also lieber zu viel als zu wenig, es kommt ja bei der zahlreichen Schafheerde auf ein paar Stück mehr oder weniger nicht an. Hat der Smaus Glück, so verkauft er Ochsen, Wagen, Peitsche, Kochtopf u. s. w. und treibt dagegen eine Heerde Schafe davon. Je nach seinen Verhältnissen verfährt er bei der Auswahl. Braucht er Geld, so wählt er fette Hammel, die er unterwegs im Dorfe oder im Städtchen leicht verkauft. Hat er noch Kapital, so wählt er magres Vieh, welches ihm billiger berechnet wird, pachtet sich einen Weideplatz, wo er es ausfüttert und dann um so theurer verkauft. Da kann denn der Bauer nicht begreifen, wovon der Smaus reich wird. Anfangs kam er auf dürrem Pferde mit einem Waarenbündel hinter dem Sattel, ließ sich verhöhnen, schelten, abweisen, blieb aber und machte endli ein Geschäft. Im nächsten Jahre erschien er mit einem besonderen Packpferde, im dritten im zweirädrigen Karren und nun mit dem gewaltigen Tochtwagen, und hält sich ein Volk, wie der Smaus seine beiden Knechte nennt. Da meint der Bauer wohl, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen, aber trotzdem verkauft er immer wieder zu seinem Nachtheile.

VII. Missionare.

In Europa haben sich bekanntlich viel Gesellschaften gebildet, um ferne Völker für das Christenthum zu gewinnen. In Deutschland nehmen sich besonders die mährischen Brüder oder Herrnhuter dieser Angelegenheit sehr eifrig an, und mit ihnen wetteifern die Missionsanstalten des Wupperthales. Auch England thut viel, doch benutzt es die Missionare sehr oft nur als Vorboten des Handels oder der Unterjochung. Denn diese Sendboten machen die rohen Völker mit europäischen Bedürfnissen bekannt, vermitteln den Waarenaustausch, leiten zu Ackerbau und zum Betrieb von Handwerken an, suchen

Digitized by Google

Frieden zu stiften, errichten Schulen, helfen in Nothjahren mit Lebensmitteln aus und erlangen durch die Ueberlegenheit ihrer europäischen Bildung gewöhnlich solches Ansehen unter den Braunen und Schwarzen, daß zur Kriegszeit Frauen und Kinder bei ihnen Zuflucht suchen.

Wer von Deutschland als Missionar ankommt, muß in einer Hauptstation zuerst die Sprache der Eingeborenen erlernen, die sehr schwierig ist. Auch predigt er wohl anfangs mit Hülfe eines Dolmetschers. Weil aber die christlichen Begriffe von Erlösung, Himmel, Seligkeit für den Eingeborenen umschrieben werden müssen, so kommt es mitunter zu argen Mißverständnissen, wie einst ein Dolmetscher die Seligkeit, die man holländisch „große Sache" nennt, mit „großen Sack" und Sünde mit „Bauchweh" übersetzte.

Die englischen Heidenbekehrer, zu denen der berühmte Reisende Livingstone gehört, können auf den Schutz des Staates rechnen und genießen alle Vorrechte englischer Staatsbürger. Dagegen sind die Deutschen auf sich angewiesen und dürfen keinen andern Lohn erwarten als den des Bewußtseins, für die Verbreitung des Christenthums etwas gethan zu haben. Gewöhnlich sind sie verheirathet, ihre Familien wohnen in besonderen Häuschen, sie halten aber ihre Mahlzeiten gemeinsam. In den dürren Steppen des Orangegebietes gruben sie Brunnen und lockten durch frisches Wasser die Eingeborenen an, sich um das Kirchlein herum ihre Hütten zu bauen.

Von den Holländern werden sie ungern aufgenommen, doch die englische Regierung pflegt ihnen Ländereien zu überlassen, welche die Missionare theils selbst bebauen, theils unter die Bekehrten als Lehen vertheilen, um diese an Arbeitsamkeit und seßhaftes Leben zu gewöhnen. Den Ertrag der Aecker verkaufen die Bekehrten an Fremde, oder die Missionsanstalt besorgt den weiteren Vertrieb nach einem 5—10 Meilen weit entfernten Dorfe oder Städtchen. Unsittliches Leben, sowie Vernachlässigung des Gottesdienstes oder Unterrichtes zieht den Verlust des Lehnackers nach sich; dagegen hilft die Anstalt in Nothjahren aus, weil diese Südafrikaner sorglos in den Tag hinein leben. Um nachhaltig auf die Eingeborenen einwirken zu können, werden an den Hauptanstalten begabte Kaffern, Hottentotten u. s. w. zu Lehrern und Predigern herangebildet, andere dagegen in allerlei nützlichen Handwerken unterrichtet. Da giebt es Zimmerleute, Tischler, Schneider, Schmiede, Gerber, eine Apotheke und kleine Verkaufsläden.

Eine dieser Missionsanstalten ist das bereits erwähnte Bethanien. (Siehe Titelbild.) Ein schwacher Fluß durchrieselt das Blachfeld, auf welchem die bescheidenen, freundlichen Häuser der Anstalt zerstreut liegen. In der Nähe stehen die backhausartigen Hütten der Koranahottentotten, die mit Stroh oder Schaffellen bedeckt sind. Schmutzige Kinder wälzen sich im

Digitized by Google

Grase, erwachsene Kinder üben sich im Schulhause im Singen der Choräle, die Eltern dagegen pflanzen Obstbäume, züchten Enten und Gänse, lernen sägen und hobeln, weben und flechten, die Mütter endlich mit Scheere, Nähnadel und Zwirn umgehen. Abends versammelt sich die Gemeinde um den Missionar, um sich über die Vorkommnisse des Tages zu unterhalten und über Wunder der Natur belehren zu lassen, oder sie setzen fest, wer die Vorräthe an Feldfrüchten, Stühlen, Flechtwerk u. dergl. nach dem nahen Bloemfontein fahren und was er dagegen eintauschen soll. Dazu sind die Korana stets bereit, weil sie dabei Gelegenheit haben, eine Stadt zu sehen, steinerne Häuser und eine große Kirche.

Uns Europäern mag wohl ein solches Leben in einsamer Steppe idyllisch vorkommen, aber der Missionar hat dort in der That ein mühseliges Dasein. Fritzsch lernte einen solchen kennen, der als Frachtbauer sich sein Brod verdiente, indem er mit einem Ochsenfuhrwerk durch die Steppe von Hof zu Hof zog, und wenn er Abends beim Ausspann neben seinem Vieh in der Steppe rastete, aus einem Winkel des Wagens ein lateinisches Buch hervorholte, um sich am Studiren zu erholen.

Selbst Livingstone klagt, wie die bekehrten Makololo grausame Barbaren blieben, die lieber vom Raube als von der Arbeit leben, und den Missionaren als Wohnung einen Fieberort anwiesen, wo diese bald starben. Als diese Barbaren dann unter sich in Streit geriethen, floh der besiegte Theil zu einem bekehrten Häuptling am Ngamisee, der die Glaubensbrüder freundlich aufnahm, sich ihre Waffen ausliefern ließ und sie dann überfiel und niedermetzelte bis auf die, welche er als Sklaven benutzen wollte. Blieb doch Livingstone's bester Schüler Setscheli ein grausamer Wütherich, welcher jeden Reisenden, der die von Skorpionen und Giftschlangen wimmelnde Hüttenstadt des Häuptlings besuchte, auf die höflichste Art ausplünderte, nämlich durch unersättliche Wünsche, die man erfüllen mußte, um des Lebens sicher zu sein.

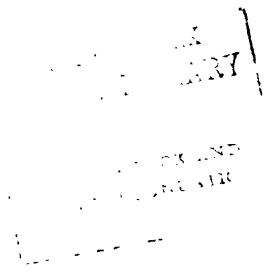
VIII. Reisen.

In Europa betrachten wir das Reisen als Erholung, in Südafrika, wo es an ausreichenden Landstraßen, Brücken, Ortschaften und bequemen Gasthöfen fehlt, gehört eine Reise zu den anstrengendsten Unternehmungen, welche einen abgehärteten Körper, große Geistesgegenwart und dazu eine starke Reisekasse voraussetzen. Man muß Wind und Wetter ertragen, hungern und dursten, im Freien übernachten können und auf Vertheidigung gegen Menschen und Thiere gefaßt sein. Dabei ist man gemietheten, unzuverlässigen

Digitized by Google

Fig. 127. Afrikanischer Reisewagen des Dr. G. Fritsch. (Daneben sein photographisches Zelt.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Eingeborenen anheimgegeben, deren Sprache und Ausdrucksweise man nur mangelhaft kennt, und hat bei Unglücksfällen Hülfe in meilenweiter Entfernung zu suchen. Zerbricht etwas am Wagen, so muß man liegen bleiben, bis nach einem oder zwei Tagen Hülfe herbeikommt; wird man krank, muß man sich bis zur nächsten Stadt weiter schleppen, wo ein Arzt wohnt. Schwillt plötzlich ein Fluß an, so muß man abwarten, bis sein Wasser wieder fällt. Oft muß man Tage lang in gießendem Regen fahren, durch Sümpfe den schwer sichtbaren Weg suchen, dabei mahnen die zahlreichen Gebeine von Thieren, die am Wege liegen, an die Gefahren, von denen man umgeben ist. Stürzt ein Zugthier oder hat es sich auf dem scharfeckigen Geröll der Bergschluchten die Klauen wund gelaufen, so setzt sich der Knecht auf einen Ochsen, um von der nächsten Meierei Hülfe zu holen; der Reisende hat sich natürlich in Geduld zu fassen.

Doch wie reist man denn? Zu Pferde ungern, weil diese Hunger und Durst nicht lange ertragen. Man miethet also einen schwerfälligen Wagen, welcher dem des Tochtgängers ähnlich ist, dazu 10—16 Ochsen, einen Treiber und einen Führer und macht sich in dem Planenwagen ein Bett und einen Schreibtisch zurecht. Außerdem versieht man sich mit Lebensmitteln, d. h. mit Fleisch, Kaffee und Thee, Waffen und Geschenken, welche man den Häuptlingen für die Erlaubniß des Durchzugs durch ihr Gebiet geben muß, versorgt sich mit Tabak, Glasperlen, Kleidern, Messern, Aexten, Spiegeln, Pulver u. dgl., mit denen man Diener bezahlt und Bettler abfindet, und führt in der Wagenecke Kuhdünger als Brennmaterial mit sich. Ist ein Zugthier entlaufen, so macht man dem Häuptling des Bezirks Anzeige, welcher es einfangen läßt, wenn man ihn reichlich bezahlt. In dem wasserarmen Lande verfehlt man zuweilen die Wasserpfütze, wo die Zugthiere getränkt werden, dann laufen diese des Nachts, wenn sie grasen sollten, zum letzten Tränkplatze zurück und der Knecht muß ihnen am Morgen zu Fuße nachlaufen, um sie aufzusuchen und einzufangen. Nirgends darf man sich lange aufhalten, da die Reisemittel abnehmen und man stets an den langen Rückweg denken muß.

Eine besondere Gefahr bieten die trockenen Flußbetten, deren man sich gern als Wege bedient, um schnell vorwärts zu kommen. Behaglich geht es dahin über Steingeröll und kreischenden Sand, und man ahnt nicht, daß im Gebirge ein Gewitter niedergegangen ist. Da hört man plötzlich in der Ferne ein Sausen und Brausen, wie wenn der Wind über den Wald fährt. „Das Wasser kommt! Heraus aus dem Flußbett!“ ruft der erschrockene Knecht. Aber das Ufer ist steil, erst weiter aufwärts wird es flach. Nun wird die Rhinozerospeitsche geschwungen, die Ochsen schnaufen und beginnen zu traben. Doch auch das Wasser eilt. Dort in der Tiefe der Berge sieht man

Digitized by Google

es: eine bleigraue Wasserwand, welche schäumend und tosend daherjagt. Die Peitschenhiebe fallen dichter, die Ochsen galoppiren, man erreicht die flache Uferstelle und ist gerettet. Einige Minuten später, und Menschen, Thiere und Wagen wären von den Fluthen fortgerissen.

Auf diese Art reisen Naturforscher, Jagdliebhaber und Missionare, deren Fuhrwerk dem des Dr. Fritsch gleicht, wie es die Abbildung (Fig. 127) darstellt. Wer aber Eile hat, benutzt die königliche englische Post, welche auf den wenigen Fahrstraßen hin und her geht, besonders nach den Goldfeldern und über den Orangestaat nach Natal. Doch muß man nicht meinen, daß die Post des Kaplandes so bequem eingerichtet sei wie die unsrige. O nein, sie ist ein ganz anderes Ding! Zunächst nimmt sie nur zwei Personen mit, im Nothfall noch eine dritte, wenn ihr der Postillon neben sich einen Platz einräumt. Dazu versteht sich dieser aber ungern, denn er hat 8—10 Pferde zu lenken, eine ungeheuere Peitsche zu schwenken und gelegentlich anzuwenden und soll in finsterer Nacht auf holperiger Landstraße fahren, ohne umzuwerfen. Trotzdem ist diese Post für die fernliegenden Ansiedelungen eine Merkwürdigkeit, so daß die Leute bis Mitternacht vor dem Stationshause stehen, um sie ankommen und weiterfahren zu sehen und die Reisenden anzustaunen, die es gewagt haben, ihr Wohnhaus zu verlassen, um sich in die Ferne zu begeben. Andere dagegen warten, um Zeitungen und Briefe aus erster Hand in Empfang zu nehmen. Die Posthäuser sind ganz einfache Steinkasten, wo Thee und abgekochter Schinken die einzigen käuflichen Dinge sind. Der Postwagen selbst besteht aus einem hölzernen Kasten, der auf zwei Rädern steht und der Federn entbehrt, jedenfalls um keine zerbrechen zu können. In einer Schublade unter demselben verwahrt man Briefe und Gepäck. Mitten in dem Wagen ist ein Sitz angebracht, auf welchem die zwei Reisenden derart Platz nehmen, daß sie sich mit dem Rücken an einander lehnen, um auf diese Weise die fehlende Rückenlehne zu ersetzen. Damit aber auch die Füße eine Stütze haben, hängt ein Brett an einigen Stricken unter dem Sitze. Dasselbe ist jedoch für Langbeinige berechnet, wer also kürzere Beine hat, muß dieselben in der Luft schweben lassen. Da es nun an Stößen, Schwankungen und allen kühnen Balancirübungen des Kutschkastens bei den holperigen Gebirgswegen nicht fehlt, so ist zur Seite des Sitzes eine Eisenstange angebracht, an welcher der Reisende sich festhalten muß, um nicht heraus zu fallen. Nachts darf er nicht etwa einschlafen, damit er nicht herausfällt und mit blutigem Kopfe auf den Steinen erwacht. Gemüthlich ist eine solche Reise mit der Post nicht.

Digitized by Google

Dritte Abtheilung.

Reisen und Forscher in Süd-Afrika im Laufe der letzten Jahrzehnte.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Ueberſicht der wichtigſten neueren Reiſen in Afrika.

Im Alterthum bereiſten einzelne Wißbegierige ferne Länder, um dieſelben kennen zu lernen. Im Mittelalter und auch in neuerer Zeit unternahm man ſolche Reiſen des Handels wegen, aber auch Männer der Wiſſenſchaft durchwanderten fremde Länder, um die Natur, Pflanzen und Thiere, Gebirge und Flußläufe wiſſenſchaftlich zu durchforſchen und richtige Kenntniſſe zu verbreiten. — Wir können ſtolz darauf ſein, daß die namhafteſten dieſer Forſcher Deutſche ſind, ja einige auf dieſen wiſſenſchaftlichen Zweck ihr Vermögen verwendeten, z. B. A. v. Humboldt, Leop. v. Buch, v. d. Decken. Deutſche haben Mittel- und Südamerika erforſcht, Neu-Holland durchzogen, erfolgreiche Nordpolarfahrten ausgeführt und bisher unbekannte Gebiete Afrika's durchreiſt. Es galt namentlich ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, das Räthſel des Urſprungs des Nil, den Lauf des Niger und die Natur der Sahara zu entdecken, und damals wie jetzt ſehen wir Deutſche (Dr. Barth, Dr. Vogel, Rohlfs, Schweinfurth, Overweg, Nachtigal, Malzahn, Heuglin u. A.) obenanſtehen in der Reihe weltgeſchichtlicher Forſcher. Gegenwärtig iſt das Augenmerk vorzugsweiſe auf das Innere Afrika's, auf die Quellgegend des Congo und Zambeſi, auf die Umgebung des Limpopo gerichtet, und da forſchen neben Livingſtone ein Mauch, Mohr, Hübner, Brenner u. A. Deutſche Miſſionare (Rebmann und Krapf) waren es, welche zuerſt die Nachrichten von großen Binnenſeen Innerafrika's mit Schneebergen und Vulkanen daneben verbreiteten. Im Jahre 1857 fanden Speke und Burton den Tanganika- und Ukerewe-See, und den Ausfluß des Letzteren entdeckten (1862) Speke und Grant im Luta Nzige-See, welchem der Weiße Nil entſtrömt. Baker's Unterſuchungen (1864) beſtätigen dies, welcher im Jahre 1873 für den Vicekönig von Aegypten mit einigen hundert Soldaten das Land bis zu den Nilquellen eroberte.

Digitized by Google

Den hohen Kilimandscharo bestieg v. d. Decken zweimal und Livingstone erreichte den Ngassasee, welcher 210—690 Fuß tief, 40 Meilen lang, 10—12 Meilen breit ist, wohlbebaute Ufer hat, und sein Wasser steigen und fallen läßt. Leider ist er auch Sitz des Sklavenhandels und weiße Männer erscheinen daher als ungern gesehene Gäste. Solche Reisen sind indessen nicht nur kostspielig, sondern auch lebensgefährlich. Daher unterstützt England ganz besonders seine Reisenden mit Geld und Kriegsschiffen. Bleiben Nachrichten von Reisenden aus, so sendet man andere nach, um Erkundigungen über deren Verbleiben einzuziehen und straft mit Militärgewalt mörderische und räuberische Horden, so daß diese sich vor der englischen Macht fürchten. Als Baker einst am Luta Nzige-See beim Könige Kamrasi verweilte, wurde dessen Stadt des Nachts von Sklavenjägern überfallen. Der Negerkönig kam zitternd und halbnackt um Schutz zu suchen, in Baker's Zelt geflohen, welcher auch sofort die englische Flagge aufzog, König und Stadt unter seinen Schutz nahm und den Sclavenjägern sofortigen Abzug befahl, sonst werde er sie hängen lassen. Die Räuber gehorchten. Leider schützen die Franzosen ganz offen den Sklavenhandel an Afrika's Ostküste und vereiteln Englands Bemühungen zur Unterdrückung desselben, dagegen werden deutsche Reisende nun auch Reichsschutz finden, da ja Kaiser Wilhelm bereits den Sultan von Bornu durch Geschenke sich geneigt machte.

Aber auch Geld spendet man in England und Nordamerika reichlich, um Reisende zu unterstützen. Für Vogel sammelte man in Deutschland 20,000 Thaler, doch in England gab ein Privatmann mehr, um einige Gegenden in Palästina vermessen zu lassen. Für die Nigerfahrt des Baikie gab England 19,000 Thaler, für Livingstone's Zambesireise 19,450 Thaler; der englische Branntweinbrenner Booth bestritt die Polarfahrt des J. Roß mit 133,000 Thaler, die englischen Missionsvereine bringen jährlich 7 Mill. Thaler auf, die deutschen nur eine halbe Million. Außerdem giebt es 18 große geographische Gesellschaften, welche die Reisen unterstützen und Berichte über dieselben veröffentlichen. Von denselben hat die Londoner ein jährliches Einkommen von 33,333 Thaler, die russische in Petersburg über 20,000 Thaler. Dagegen erscheinen die deutschen in Berlin, Darmstadt, München, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M. allerdings klein, da sie kaum über einige hundert Thaler verfügen. Aber Deutschland wird das Versäumte nachholen, damit talentvolle Männer Reisen unternehmen können und nicht, wie Mauch, gezwungen sind, sich mit Elephantenjagd zu beschäftigen, um sich Reisegeld zu verdienen. Besaß der wohlunterstützte Livingstone die Mittel, auf einem Dampfer den Rovuma hinauf zu segeln (1866), den Ngassasee zu umwandern, den Tanganjikasee zu untersuchen u. s. w. so bereiste Magyar den

Digitized by Google

Cunene auf eigne Kosten, wie auch Anderssson und Hahn, als sie den Ngamisee vermaßen. Afrika's Ostküste durchzogen v. d. Decken, Brenner und Roscher, und der Missionar New bestieg (1871) den Kilimandscharo bis zum Schneerande, von wo er seinen erstaunten Begleitern ein steinhartes Stück Schnee mitbrachte.

Als einst Livingstone verschollen war, sandte man, um ihn aufzusuchen, Dawson nach Zanzibar (1872), um von da aus nach den Seen Innerafrika's vorzudringen. Aber auch in Nordamerika interessirte man sich für Livingstone, und der Verleger des „Neu-Yorker Herold" Bennett verabredete mit seinem Berichterstatter Stanley, welchen er in Paris traf, auf seine Kosten eine Forschungsreise nach Livingstone. Stanley machte einen Abstecher durch Asien, und kam dann nach Zanzibar, wo er sich heimlich für die Reise ausrüstete und viel absichtliche Schwierigkeiten zu überwinden hatte, welche ihm die Engländer machten. Er brachte trotzdem eine Reisegesellschaft von 192 Personen zusammen und zog in das Innere, verlor jedoch bis Unyanyembe 11 Menschen, 2 Pferde und 27 Esel. Zugleich hatte Mirambo, König von Udschowa, den arabischen Kaufleuten den Durchzug durch sein Land untersagt, obschon sie 2250 Mann stark waren und 1500 Flintenträger hatten. Sie gebrauchten Gewalt und Stanley half ihnen. Sie eroberten drei Dörfer, wurden aber dann geschlagen und flohen. Stanley lag fieberkrank und konnte nicht folgen. Da blieben bei ihm nur ein Engländer, ein Araberknabe und sechs Bewaffnete. Doch fanden sich nach und nach an 130 Andere ein, welche sich in Unyanyembe verschanzten. Der Sieger schonte sie, und Stanley zog es vor, auf einem anderen Wege nach Udschidschi zu ziehen. Unterwegs ließen ihn seine Begleiter im Stich, doch setzte er mit einigen Wenigen die Reise fort und fand nach 236 Tagen Livingstone. Der Engländer Dawson hatte seine Reise ganz unterlassen.

Inzwischen hatte der Missionar Wakefield auf den 4000 Fuß hohen Ebenen um den Kilimandscharo und Kenia schneebedeckte Vulkane entdeckt in wasserarmer Gegend, Mauch dagegen bereiste das Südufer des Zambesi und fand die Ruinen von Zimbaoe und versuchte dann, ob man den Vaalfluß nach der Delagoabai hinabfahren könne. Unter großen Gefahren und verlassen von den Seinigen erreichte Mohr (1870) die Victoriafälle, über denen er die deutsche Reichsfahne wehen ließ. Der Engländer Elton fuhr den Limpopo hinab bis zu den Tolo Azime-Katarakten, wo der Fluß in einen Spalt von 170 Fuß Tiefe stürzt. Er verlor sein Boot und kam zu Fuße bis zur Einmündung des Lipalule. Von hier ab hatte Erskine den Limpopo bis zur Mündung in die Delagoabai befahren und gefunden, daß der Fluß nicht schiffbar ist. Auch Dr. Gustav Fritsch aus Berlin durchforschte Südafrika

Digitized by Google

drei Jahre lang und studirte vorzugsweise den Schädel- und Knochenbau der dortigen Völker, um deren Verwandtschaft mit einander festzustellen, und hat die Ergebnisse seiner mühsamen Forschungen und Messungen in einigen Prachtwerken veröffentlicht. Er führte einen photographischen Apparat mit, um Eingeborene zu porträtiren, maß deren Glieder, sammelte auf Schlachtfeldern und in Höhlen Knochen, um über wissenschaftliche Streitfragen sich Material von Thatsachen zu sammeln und dadurch der Wissenschaft sichere Grundlagen für ihre Theorien zu verschaffen, und hat durch seine gründlichen Untersuchungen über Thiere, Pflanzen und Gebirgsformationen des Kaplandes der Wissenschaft große Dienste geleistet.

Gegenwärtig sucht man vom Congo aus Innerafrika, wo Livingstone weilt, zu erreichen, und soll Grandy im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft dorthin vordringen. Auch die geographische Gesellschaft zu Berlin hat auf Anregung des Dr. Güßfeldt eine solche Forschungsreise veranlaßt und unterstützt. Zwar hat dieselbe das Unglück gehabt, daß ihr Schiff nicht weit von ihrem Bestimmungsorte scheiterte, indessen wurden die Menschen und wissenschaftlichen Instrumente gerettet und bald darauf die Fahrt fortgesetzt. Das Kamarugebirge ward bereits bekannt durch Lüder, Buchholz und Reichenow, Bornu durch Nachtigal, Abessinien durch Munzinger, die Länder des oberen Nil durch Schweinfurth und Heuglin. Wir finden also in allen Theilen Afrika's tüchtige deutsche Forscher. Im Nachfolgenden müssen wir uns auf die wichtigsten Reisen beschränken und wenden dabei natürlich unseren deutschen Landsleuten vornehmlich unsere Aufmerksamkeit zu.

II. Dr. Roscher und J. Chapman.

Das Forschen nach den Nilquellen lockte die Reisenden immer tiefer und tiefer in das Innere von Afrika hinein, welches aber vom Nil aus unnahbar zu sein schien, obschon in diesem Jahre Baker mit einigen hundert ägyptischen Soldaten alles Land bis zum Aequator erobert und erforscht zu haben behauptet, was vielfach angezweifelt wird.

Schon vor Baker und Speke waren Missionäre (Rebmann und Krapf) von der Ostküste aus über die Randgebirge nach Binnenafrika vorgedrungen und hatten dort große unabsehbare Binnensee'n gefunden, aus denen der Nil abfließt. Es kam nun darauf an, diese See'n genauer zu untersuchen, namentlich den Nyassa, wozu sich ein junger talentvoller Hamburger entschloß, Dr. A. Roscher, welcher schon auf der Universität Leipzig zu diesem Unternehmen Vorstudien machte. Als ihm daher der König von Baiern eine Unterstützung

Digitized by Google

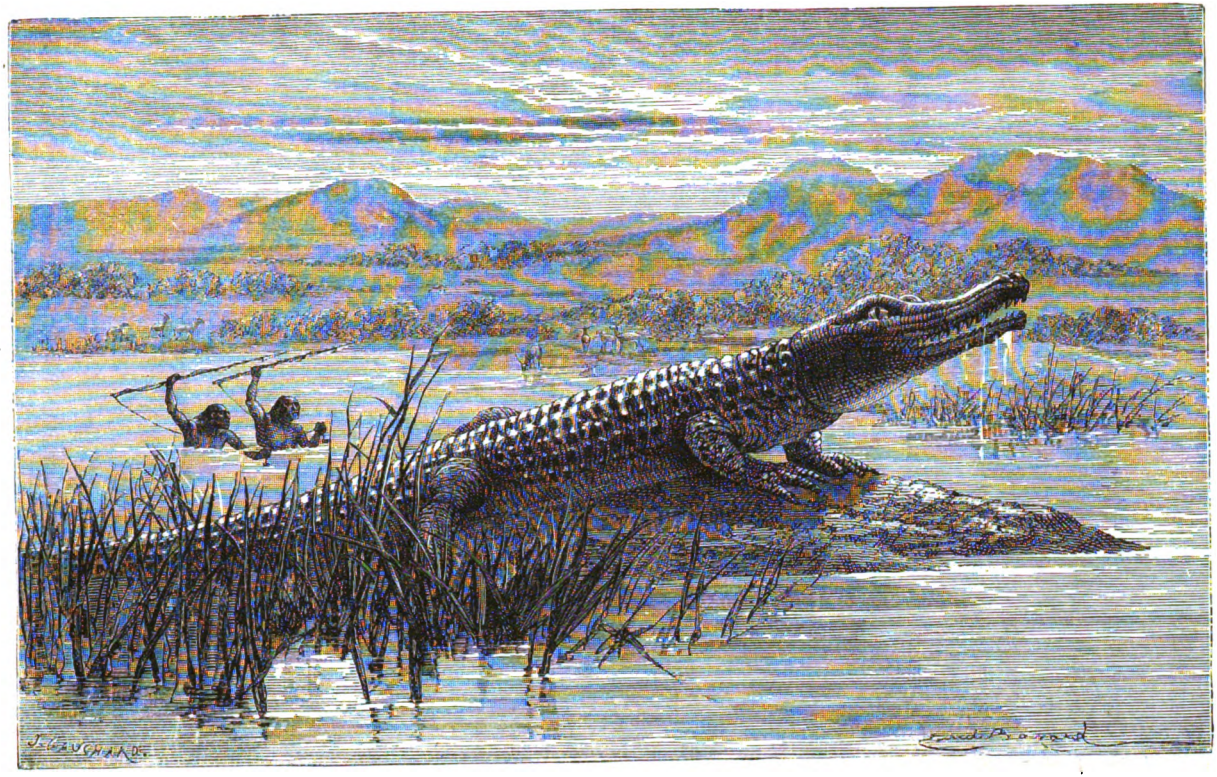


Fig. 128. Harpunirung eines Krokodils.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

zugesagt hatte, schiffte er sich im Jahre 1859 nach Zanzibar ein, um von dort aus nach jenem See vorzudringen. Dortige Kaufleute, namentlich das Haus Oswald, rüsteten ihn auf bereitwillige Weise aus, sodaß Roscher nach Kiloa gehen, die Küstenstrecken und den unteren Lauf des Lufidji untersuchen konnte, obschon ihn Fieber krank und mager gemacht hatte. Schon diese Reise war sehr beschwerlich, das Reisegeld knapp, so daß er gar sehr sparsam wirthschaften mußte. Es gab Streitigkeiten mit erpressungssüchtigen Häuptlingen, welche den Reisenden verhafteten und in seiner Gegenwart über seinen Tod beriethen. Er schreckte sie aber durch den Hinweis auf den Schutz des Sultans von Zanzibar und entwich des Nachts. Solche Gefahren und Anstrengungen gefielen weder dem dicken Küfer des Hauses Oswald, der sich als Begleiter angeboten hatte, noch einigen Engländern, welche auch von der Partie waren. Sie kehrten nach Zanzibar zurück, wo der dicke Küfer ganz abgemagert ankam. Roscher aber, nur noch begleitet von zwei Dienern, schloß sich einer Karawane arabischer Händler an, erreichte, wenn auch so krank und kraftlos, daß er getragen werden mußte, den Nyassasee und fand bei den dortigen Häuptlingen freundlichste Aufnahme und Schutz. Um so schlechter waren seine Diener, die ihm davon liefen und den fieberkranken Mann in brennender Sonne im Freien und dürftig mit Nahrungsmitteln versehen zurückließen. Denn in den Gebieten, welche die Karawane durchzog, herrschte Hungersnoth, weil ein Negerkrieg das Land verheert hatte. Am See wollte Roscher sechs Monate rasten, um die Regenzeit vorüber zu lassen und um v. d. Decken zu erwarten, der sich bereit erklärt hatte, ihm nachzureisen, um mit ihm gemeinschaftlich jene Gegenden zu durchforschen. Unterdessen untersuchte er den großen See, der so breit ist, daß man anderthalb Tage zur Ueberfahrt braucht. Zwar scheint er nicht tief zu sein, schlägt aber bei heftigem Wind hohe Wellen, wie ein Meer. Wie alle See'n und Flüsse Afrika's ist auch der Nyassa reich an Krokodilen, welche von den Eingeborenen gejagt werden. Diese gehen in den See hinein, soweit es das seichte Ufer erlaubt, beschleichen das Thier und werfen ihm die Harpunen in die weichen Stellen zwischen Leib und Oberschenkel. Sitzt die Harpune fest, so giebt der an ihr befestigte Riemen, dessen Ende der Jäger in der Hand behält, die Möglichkeit, das fliehende Thier festzuhalten, bis es verblutet. Diese Jagd ist übrigens über ganz Südafrika verbreitet.

Indessen stand es auch am See knapp mit Lebensmitteln, und der kraftlose Roscher mußte trotzdem zuweilen 8—12 Stunden Wegs zurücklegen, um bei seiner Rundreise am Ufer vorwärts zu kommen. In der gesunden Luft einer Hochebene, welche er endlich am Südufer erreichte, erholte er sich jedoch und machte, begleitet vom Fürsten Hingomanje, Ausflüge von Useva aus,

Digitized by Google

wo er ein Haus bewohnte und vom Fürsten Likumbo beschützt und gepflegt wurde.

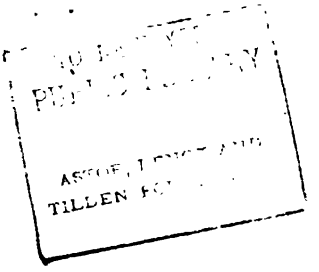
Dann unternahm er eine Reise in das Nachbargebiet am Südufer des See's, weil er gehört hatte, daß weiße Männer am nahen Salzsee Schirwa angekommen wären. Am dritten Tage langte er Nachmittags im Dorfe Hisonguny an und setzte sich unter einen Baum. Da erschien der Häuptling Makokota und lud ihn ein, in seinem Hause zu wohnen. Roscher nahm dies an, aß und legte sich schlafen. In der Nacht bemerkte ein Diener, daß der Hausherr vom nächsten Dorfe des Nachts einige Leute geholt hatte, welche, auf Händen und Füßen kriechend, dem Hause sich näherten. Er weckte seinen Herrn und meldete, daß ein Angriff zu erwarten stehe. Doch Roscher beruhigte ihn und sandte ihn zum Flusse, um Wasser zu holen. Bei der Rückkehr sah der Diener seinen Bruder im Kampfe mit Negern, die ihn durch Pfeilschüsse erlegten. Nun erschien Roscher selbst in der Hausthür, erhielt aber einen Pfeilschuß in die Brust und einen zweiten in den Hals, daß er sterbend niedersank. Auch den Diener griffen die Mörder an, doch dieser verbarg sich, ging dann ins Haus, als alles ruhig war, und sah seinen Herrn todt auf dem Lager liegen. Hierauf nahm er einige Schriften Roschers, eilte davon und meldete dem Fürsten Hingomanje den Mord. Dieser eilte mit 50 Kriegern herbei, überwältigte die Mörder und sandte sie dem Fürsten von Rovuma zu, welcher sie nach Zanzibar schickte, wo über sie Gericht gehalten wurde. Ein Reisebericht unseres unglücklichen Landsmannes wird schwerlich erscheinen, weil nur einige mit Bleistift geschriebene Notizbücher gerettet sind.

Wir gedenken hier auch des hochverdienten Reisenden James Chapman, welcher am 6. Februar 1873 zu Toit Pan im Neu-Griqualande starb, dessen Reisen mitzutheilen uns aber der Raum nicht gestattet. Er kam als Kaufmann nach Natal, verließ dasselbe 1845, kehrte aber 1849 zurück und nahm seinen Wohnsitz dann in Potschefstrom, von wo aus er weite Jagd- und Geschäftsreisen in die Transvaalrepublik und das Betschuanenland unternahm. Seit 1852 machte er große geographische Reisen, besuchte wiederholt den Ngamisee, kam bis zu den Salzpfannen, in denen sich der Suga verliert, und reiste 1855 vom Ngamisee quer durch Afrika zur Walfischbai. Hierauf verbrachte er einige Jahre in der Kapstadt, um sich auf neue Reisen vorzubereiten und vollbrachte dann das Wagniß, von der Walfischbai nach dem Ngamisee und weiter bis zu den Zambesifällen zu wandern, um dann den Rückweg nach jener Bai einzuschlagen. Seine Berichte sind in jeder Beziehung lehrreich und machen uns mit vielen bisher unbekannten Gegenden und Dingen bekannt.

Digitized by Google

Fig. 129. Ansicht aus Sansibar.

Digitized by Google



Digitized by Google

III. Baron von der Decken.

Unter den eifrigsten Reisenden in Afrika findet sich auch ein deutscher Baron, welcher sein bedeutendes Vermögen und endlich gar sein Leben bei den wissenschaftlichen Forschungen an Südafrika's Ostküste zum Opfer brachte. Theuer mußte er es büßen, daß er Binnenafrika's höchsten Schneeberg bis zur Schneelinie, wenn auch nicht bis zum Gipfel, als der erste Europäer bestiegen hat.

Von der Decken gehört einer begüterten Adelsfamilie Württembergs an, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch große Wißbegierde aus, sodaß man große Hoffnungen in ihn setzte; als er aber herangewachsen war, konnte er sich nicht entschließen, ein öffentliches Amt anzunehmen. Die Berichte über Reisen und Entdeckungen, welche Deutsche in allen Erdtheilen ausführten, ergriffen ihn mächtig und brachten ihn zu dem Entschluß, solchen Unternehmungen sein Leben zu widmen. Er warf sich auf das Studium der Geographie und ihrer Hülfswissenschaften und bestimmte sein Vermögen diesem Zwecke. Denn recht gut wußte er, daß manche glückliche Reise nicht zu den erwarteten Ergebnissen führte, weil den Reisenden die erforderlichen Geldmittel fehlten. Noch weniger kam es ihm in den Sinn, nach Art gelangweilter Engländer oder übermüthiger Fürsten der hohen Jagd in fernen Ländern zu pflegen und sein Leben, so wie das seiner Begleiter der steten Gefahr im Kampfe mit Riesenthieren auszusetzen. Sein Ziel lag höher und war einer großen gebildeten Nation würdig.

Nachdem also Baron Karl Klaus von der Decken sich mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet hatte, hielt er es für nothwendig, sich auch an die Anstrengungen und Entbehrungen einer Reise in wenig wegsamen Ländern sowie an eine fremde Lebensweise zu gewöhnen, um sich körperlich abzuhärten. Daher unternahm er 1854 eine Reise durch Algerien und Tunis, lernte afrikanische Landschaften, Thiere, Menschen und Sitten kennen und sann nun nach, welchen Theil Afrika's er sich zur Erforschung wählen solle. Damals wandte sich das allgemeine Interesse den Gebieten Innerafrika's zu, wo man große Seebecken und Alpengebirge theils gefunden hatte, theils vermuthen durfte in Gegenden, die bisher kein Europäer betreten hatte, sondern welche höchstens arabische Sclavenhändler durchzogen. Dort hatte ja Livingstone den Ngassasee gefunden, waren Fräulein Tinne, Heuglin und Baker eingedrungen, und dort weilte der muthige Hamburger Roscher an einem Binnensee, bedrängt und aufgehalten durch Mangel an Reisemitteln. Ihm wollte der Baron zu Hülfe eilen, um dessen viel versprechende Reisen zu Ende

Digitized by Google

führen zu helfen. Er ging also nach Hamburg (1860), miethete von O'Oswald, dem eifrigen Unterstützer südafrikanischer Reisen, ein Schiff. Bei seiner Ankunft in Zanzibar erfuhr er die Ermordung Roschers und beschloß nun, die Reise allein von Kiloa aus zu unternehmen. Indessen v. d. Decken gehört zu den bedauernswerthen Menschen, welche bei allen Unternehmungen von Unglück verfolgt werden. Er konnte in Kiloa keine Träger und Begleiter finden, und um endlich doch die Reise antreten zu können, schloß er sich einer Karawane an. Aber auch diese mißglückte, und fieberkrank mußte er nach Zanzibar zurückkehren (1861). Dort faßte er den Plan, den Schneeberg Kilimandscharo in Begleitung des Geologen Thornton zu ersteigen. Wirklich erreichte er denselben und begann ihn durch Dickicht und Felsengewirr bis 8000 Fuß zu erklimmen, aber dabei ward seinem Führer unheimlich zu Muthe, er entfloh. Auch die Träger verloren die Lust bei dem verwegenen Unternehmen, einen pfadlosen Riesenberg zu ersteigen, und als der Baron drohte, sie zu erschießen, wenn sie sich weiter zu gehen weigerten, so zogen sie es vor, des Nachts davon zu laufen, so daß der verlassene v. d. Decken auch umkehren mußte. Unter großen Beschwerden und Gefahren kam er nach Mombas zurück, fand dort den Dr. Kersten aus Altenburg und beschloß, mit diesem in Gemeinschaft die Besteigung des Kilimandscharo zu versuchen.

Es hatten nämlich die Missionare Rebmann, Ehrhardt und Krapf von riesigen Binnenseen und Schneebergen gehört. Von jenen fanden Burton und Speke bald darauf den Tangangika und Ukerewe, den Kilimandscharo entdeckte Rebmann selbst (1848) und Krapf sah den Kenia wiederholt in den Jahren 1849 und 1850. Roscher erreichte das Ostufer des südlichen Ngassasee's (1859), welchen Livingstone dann (1861) fast der ganzen Länge nach befuhr, und v. d. Decken wollte die vulkanische Natur und die Laven des Kilimandscharo genauer erforschen, dessen Schneegrenze er auf 17,000 Fuß schätzte und ein großes Alpenland in seiner Nachbarschaft vermuthete. Daher zog er mit seinen Begleitern von Neuem aus, wohl versehen mit Allem, denn er führte 200 Mundharmonika's, 4000 Ellen bunten Kattun, 500 Pfund Glasperlen, 1500 Pfund Messingdraht, Spiegel, Messer und andere Tauschwaaren und Geschenke mit sich. Glücklich kam man bis Masai, dort aber mußte man einen Umweg einschlagen, weil die Gegend unsicher war und tödtliche Viehseuche herrschte. Endlich erreichte man den Riesenberg und kletterte 14,000 Fuß empor, wo ein wildes Schneewetter die Reisenden überfiel. Die Träger und Führer versagten wiederum den Dienst; man mußte umkehren und hatte nur noch Zeit, einige Messungen vorzunehmen, die Gesteinarten zu untersuchen und Karten zu zeichnen. Dann kehrte man nach Zanzibar zurück, von wo Dr. Kersten nach Europa heim segelte, v. d. Decken aber

Digitized by Google

auf neue Reisen dachte. Zu diesem Zwecke bestellte er in Hamburg zwei besondere Fahrzeuge und besuchte, ehe dasselbe ankam, die Insel Reunion und andere Nachbarinseln. Endlich ging er nach Hamburg, um den Bau seiner Dampfer selbst zu überwachen. Der eine, der Passepartout, war ein kleiner Flußdampfer, der Welf größer, 119 Fuß lang, 16 Fuß breit, hatte $2^1/_2$ Fuß Tiefgang und 5 Kanonen als Schutz gegen Angreifer. Der Baron wollte nämlich versuchen, den Dschubafluß hinauf zu fahren, um in das Innere der Gallaländer einzudringen und dann nach den großen Seebecken zu wandern. Er fand etwa ein halbes Dutzend europäischer Begleiter und den Schutz des englischen Konsul, welcher sich sehr für die Reise interessirte.

Endlich kamen die Bestandtheile der bestellten Schiffe in Zanzibar an, wurden zusammengesetzt, und nun dampfte man guten Muthes nach der Küste hinüber. Als man die Dschubamündung erreicht hatte, welche eine Sandbarre sperrte, fuhr der Passepartout auf, wurde leck und mußte verlassen werden. Indessen der Welf kam glücklich über die Barre und nun ging es bedächtig den Strom aufwärts. Dessen Tiefe war eine sehr ungleiche, und man mußte oft mit dem Boote vorausrudern, um eine Fahrstraße ausfindig zu machen. Natürlich betrachteten die Umwohner des Flusses die ungewohnte Erscheinung eines Dampfers mit Staunen und Jubel, aber beim Einkauf der Lebensmittel gab es oft Streit. Weiter hinauf flohen die Einwohner, der Dampfer kam nur langsam vorwärts, saß oft auf. Endlich erreichte man das Stadtdorf Berdera. Das Ufer füllte sich mit Neugierigen, welche sogar die Nacht hindurch stehen blieben, da sie sich nicht satt sehen konnten an den Wundern der weißen Männer. Als man weiter fuhr, gerieth man in eine Stromschnelle, rannte mit dem Dampfer an große Steinblöcke, so daß er leck wurde und die Mannschaft auf dem Lande ein Lager beziehen mußte. Alle Bemühungen, den Schaden auszubessern, waren vergeblich, weßhalb sich der Baron entschloß, nach Berdera mit einigen Begleitern auf dem Boote zu fahren, um Hülfe zu holen. Diese blieb jedoch aus, die Bevölkerung ward feindlich gegen die Lagerbewohner und griff dieselben endlich an, nachdem eine List, dieselben zu trennen und ans Ufer zu locken, mißlungen war. Man entführte sogar das große Boot, welches die Weißen zwar durch die Jolle wieder holten, doch mußten sie nun eilends auf dem Boot den Strom hinab fahren und erfuhren Decken's Ermordung. Ein englisches Schiff brachte sie nach Zanzibar.

V. d. Decken war vom Häuptling in Berdera eine Zeit lang hingehalten, seine treulosen Führer und Dolmetscher verriethen ihn, ließen sich die Gewehre nehmen und ihren Herrn gefangen halten. Die Afrikaner wußten anfangs nicht, was sie mit dem Weißen machen sollten, aber dieser hatte sich drohend gegen den Islam ausgesprochen und das fand man todwürdig. Ge-

Digitized by Google

bunden führte man ihn an den Fluß, stieß ihm ein Messer in die Brust und warf die Leiche ins Wasser. Dasselbe Schicksal hatten seine europäischen Begleiter. Später erwirkte Brenner die Auslieferung der Hinterlassenschaft. Wie weit die mitgetheilten Einzelnheiten über die Ermordung v. d. Decken's, welche den Aussagen seiner afrikanischen Begleiter entnommen sind, der Wahrheit entsprechen, konnte Brenner nicht ermitteln.

IV. Dr. Kersten in Sansibar.

Kersten war der Begleiter v. d. Decken's und hat außerdem erfolgreiche Reisen in den Küstenländern und Inseln des westlichen indischen Oceans ausgeführt, welche außerhalb des Kreises unserer Berichterstattung liegen. Wir halten uns aber für verpflichtet, unsres Landsmannes durch eine kurze Mittheilung zu gedenken, da er es wohl verdient, in weitesten Kreisen bekannt zu werden.

Wir entnehmen seinen Berichten das anschauliche Bild von dem Sclavenhandel in Sansibar (Zanzibar), diesem Mittelpuncte eines großen Verkehrs zwischen Europa, Ostafrika und Westasien. Die Stadt, von 100,000 Menschen bewohnt, steht auf einer Landzunge und bildet mit ihren Steinhäusern um die Festung und den Sultanspalast einen halbmondförmigen Bogen. Die anderen Stadttheile bestehen aus Hütten, und kleine Inseln und Sandbänke liegen um den sonst sichern Hafen herum. In den Straßen herrscht ein buntes Leben und Treiben. Hier verkaufen schmutzige Negerinnen Früchte und runde Kuchen, dort liegen Haufen rothen Steinsalzes oder qualmt hinter einer vorgehängten Matte eine Kalkbrennerei. Am Festungsthor sitzen oder liegen bewaffnete Araber auf Matten oder der bloßen Erde und spielen Karte, und im Zollhause drängen sich Hindus, Neger, Araber, Perser und Europäer. Bedächtig werden die Waaren auf großen Waagen gewogen, von Trägern zu- und weggeschleppt, bald 8 Fuß lange Elfenbeinzähne, bald Gewürz in spitzen Mattensäcken oder Butter in riesigen Thontöpfen, Ballen mit Baumwollzeugen, Kisten und Säcke mit Kopal, Rollen von Häuten und wie die Güter alle heißen.

Die Hindustraße durchzieht als Bazar die ganze Stadt. Jede Wohnung ist zugleich Laden und Alles liegt in demselben offen da. Im Laden kauert auf dem Erdboden die weizengelbe Indierin in grellfarbenem Seidenkleide und bietet die Waaren ihres vollgestopften Ladens feil, welcher keine Vorderwand hat und von dem überhängendem Dach aus Palmstroh verdunkelt wird. Zwischen den Laden treiben sich Kinderschaaren umher und schreien grüßend und

Digitized by Google

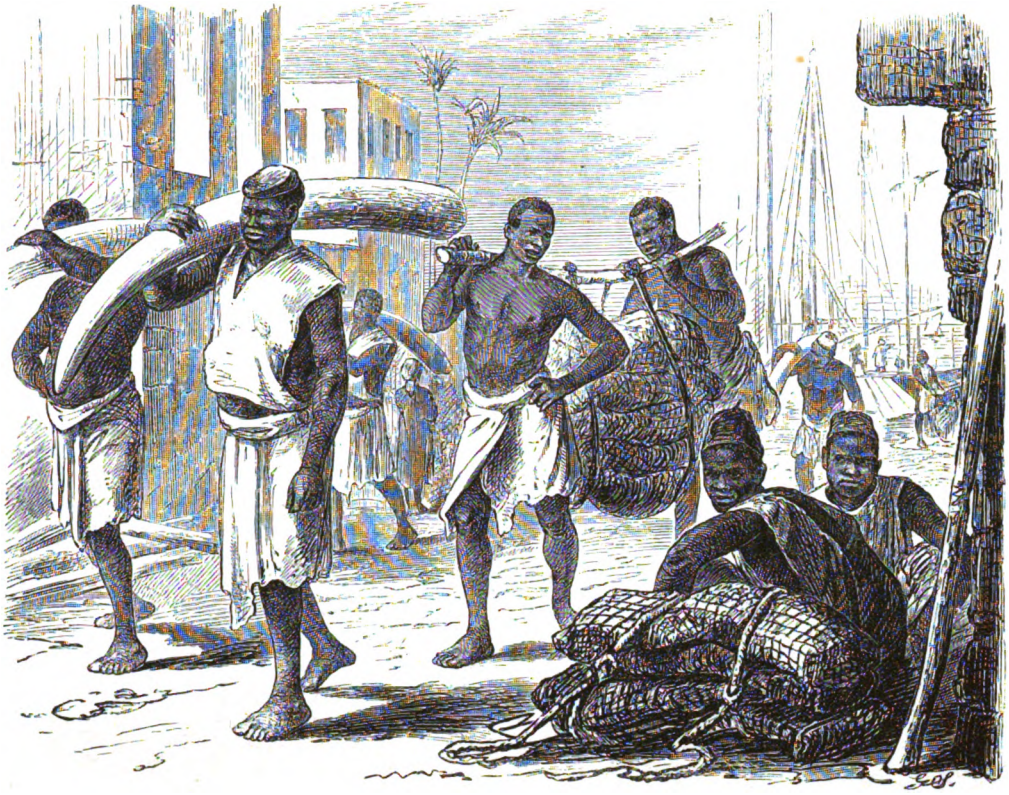


Fig. 130. Kulis in Sansibar.

Digitized by Google

ASTOR, LENOX
TILDEN FOU

Digitized by Google

zugleich bettelnd jeden Europäer an, und im Hintergrund des Marktes tönt das wirre Summen der Schuljugend, welche Sprüche herplappert, laut rechnet und vom Schulmeister, welcher an der Erde hockt, belauscht wird, ob richtig gesprochen wird. Die Mehrzahl der Bewohner, d. h. alle Arbeiter, sind von Kiloa (Kilwa, Quiloa) herübergeführte Sclaven.

„Grauenhaft ist der Anblick einer Sclavenkarawane. Wandelnden Gerippen gleich kommen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen in buntem Durcheinander, oft ohne die nothdürftigste Bedeckung des

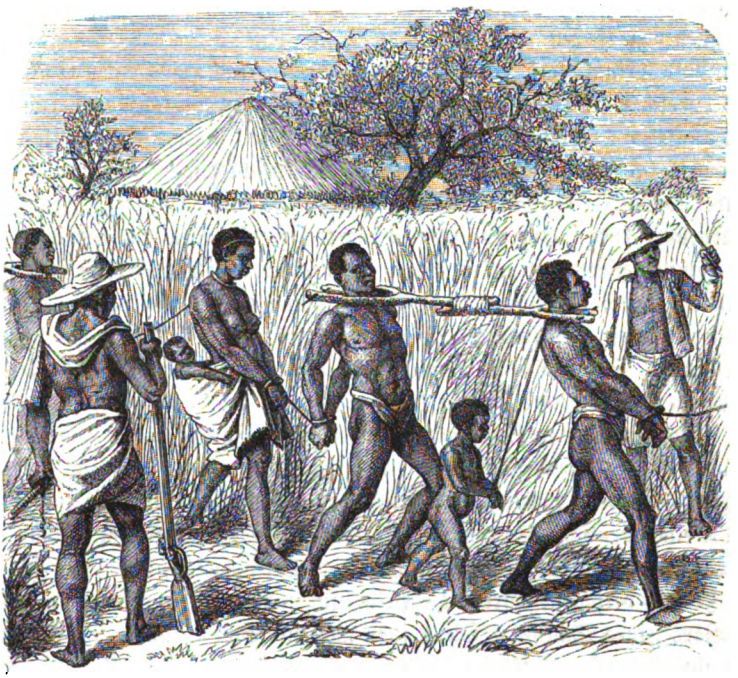


Fig. 131. Sclaventransport.

Körpers. Der Ausdruck der schmutzigen Gesichter mit den tiefen, eingesunkenen Augenhöhlen, den vorstehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elends ist ein wahrhaft entsetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckt die eben noch durch Sehnen zusammengehaltenen Knochen, Knie und Ellbogen erscheinen als die stärksten Theile an Beinen und Armen, der leere Bauch wird durch den doppelten Abfall vom Brustkasten geschieden. Manche werden erschöpft und halbtodt von ihren Kameraden getragen.

Digitized by Google

Im Hafen der Ostküste werden die Unglücklichen zu Hunderten in enge Fahrzeuge gepackt und nach der Insel Sansibar verschickt. Nicht Hunger und Durst allein, auch nicht die äußerste Unreinlichkeit quält auf das Allerempfindlichste, sondern die schreckliche Ungewißheit über das bevorstehende Schicksal. Viele glauben, daß man sie schlachten wird, und suchen sich durch Schwimmen zu retten, werden vom Boote wieder eingefangen, aber für diesen Freiheitsversuch nicht bestraft, um den Preis der Waare durch Wunden nicht zu verringern. In Sansibar bringt man die schwarze Menschenwaare aufs Zollhaus, um sie mit zwei Thalern zu versteuern. Dagegen Schwache und Heruntergekommene, deren Tod man erwartet, werden über Bord geworfen, um die Steuer zu sparen.

Nun bringt man die Halbverhungerten in das Haus eines Großhändlers, welcher sie pflegt und füttert, damit sie beim Verkauf recht rund und voll aussehen. Sie erholen sich bald und werden stückweise verkauft, wobei sie zuvor oft Proben von ihrer Kraft und Geschicklichkeit ablegen müssen. Kinder kosten 5—10 Maria-Theresiathaler, Männer 10—40, Frauen zuweilen über 100. Im Allgemeinen werden die Sclaven gut behandelt und als Familienglieder betrachtet, dürfen sich verheirathen und eigenen Hausstand gründen. Auch dürfen sie eigne Beschäftigung treiben und sich einen eignen Sclaven kaufen, Besitzthum erwerben, und manche gelangen in einflußreiche Stellungen. Sie werden Muhamedaner, leben gern in der großen Stadt und vergessen sehr bald ihre Heimat.

Der Sultan von Sansibar behandelt jeden Europäer wie seine eigenen Würdenträger. Seine Schwester bevorzugte die Europäer, ließ sich viel von Europa erzählen, hörte gern deutschen vierstimmigen Männergesang und wollte einen deutschen Kaufmann heirathen. Da sperrte sie der Sultan ein, aber ein englischer Schiffskapitain ließ seine Seesoldaten landen, die Wachen des Kerkers verjagen, befreite die Prinzessin und führte sie zu dem Kaufmann an Bord seines Schiffes. Dieser fuhr nun mit Bibi Salima nach Aden und ließ sich dort mit ihr trauen, nachdem sie sich hatte taufen lassen, das Paar ließ hierauf sich in einer deutschen Handelsstadt nieder.

Am 15. April 1872 ward Zansibar von einem der hier seltenen Orkane überfallen, welcher in den Plantagen allein einen Schaden von 35 Millionen Thalern anrichtete und einen Theil der Stadt vernichtete, indem er Dächer abriß, Thüren und Fenster zerdrückte und die hochgehenden Meereswogen gleich einer Südfluth in die Stadt wälzte. Ganze Wolken von Schaum und Wasser flogen über sie hin, Häuser brachen zusammen, Menschen rollte der Sturm an der Erde hin. Fast alle Schiffe des Hafens wurden vernichtet. Der Sultan behielt von seiner ganzen Flotte nur einen kleinen Dampfer,

Digitized by Google

150 arabische Fahrzeuge (Dhaus) scheiterten. Nur der englische Dampfer Abydos, welcher den Reisenden Dawson brachte, entging dem Untergange, dagegen zerbarst das Hamburger Schiff Adele Oswald an den Klippen von Manga Pani und auch die 13 Mann Besatzung kamen an den steilen Felsen um.

Einen besonderen Reisebericht über seine afrikanischen Reisen hat Kersten noch nicht veröffentlicht. Wir wissen indessen so viel, daß er dem deutschen Namen überall Ehre gemacht hat, daß er unserer Wissenschaft in Zanzibar bei den Engländern Achtung verschaffte und mit zu den Männern zählt, welche die Geschichte der Geographie in ihre Annalen eintragen muß.

V. Richard Brenner und die Gallaländer.

Diesem wackeren Reisenden aus Merseburg verdanken wir genaue Beschreibungen der Ostküste Afrika's um und südlich vom Aequator. die er durchstreifte, um über von der Decken's Ende nähere Nachrichten einzuziehen und dessen Hinterlassenschaft von Papieren, Tagebüchern und Instrumenten zu retten, was ihm auch zum großen Theil gelungen ist.

Er landete zu diesem Zwecke in Brawa, einer Somalistadt, die im Halbkreise am Meeresufer aufgebaut ist, aus 200 Lehmhütten mit Schilfdach und aus hundert fensterlosen, winkeligen Steinhäusern mit plattem Dach besteht, auf dem dann die unvermeidliche Lehmhütte als Sommerwohnung erbaut ist. In den engen Straßen und staubigen Plätzen sieht es ächt afrikanisch aus. Da lagern Kameele, um beladen zu werden und erheben bei jedem Ballen, den man ihnen auflabet, ein jämmerliches Wehgebrüll. Dazwischen schreiten schlanke Somali in blendend weißem Schurz hin und her und hält wohl eine Karawane unter der schauerlichen Musik von Antilopenhörnern ihren Einzug. In einer andern engen Gasse hört man dagegen das Kettengeklirr der Sclaven, welche zum Brunnen gefesselt gehen und wegen versuchter Flucht Ketten tragen. Draußen aber vor den Thoren bezeichnet entsetzlicher Geruch die Grube, in welche man todte und sterbende Sclaven wirft, ein Fraß für Schakals. Der rothbraune Staubwirbel in der Ferne endlich rührt von einem Transport Sclaven her, welche baarhaupt und gesenkten Kopfes dahinwanken, von Hitze, Durst und Ermattung gepeinigt. Der Neger kann übrigens den Sonnenbrand vertragen; denn weil die Mutter bei jeder Arbeit in einer Art von Sack ihr welkes Kind auf dem Rücken mit sich herumträgt, wobei es den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, so gewöhnt sich das Kind an Sonnenschein und Hitze.

Digitized by Google

In diese Stadt ging Brenner beherzten Muthes, aber unter dem boshaften, räuberischen Volk immer auf Kampf um's Leben gefaßt, weshalb er stets die linke Hand an den Revolver legte, wenn er mit einem Eingeborenen sprach. Natürlich erregte seine Erscheinung, Hautfarbe und Kleidung Aufsehen, und die Krieger schwangen oft drohend ihre Speere, wenn er ihren Tänzen zusehen wollte. Die Mädchen dagegen, deren feurige Augen den Fremden vom Dache herab betrachteten, klatschten mit den Händen zum Zeichen, daß er ihnen lächerlich vorkomme, wie er denn seinerseits ihren Haarputz seltsam fand, denn sie scheeren sich den Kopf kahl und lassen nur einen schmalen Kamm von der Stirn bis in den Nacken stehn. Als er nun gar weiter in's Land reiste, um den Lauf des Flusses Wobbi zu erforschen, hielten ihn die an der Ueberfuhrstelle Wartenden für wahnsinnig und frugen, ob er denn noch keinen Fluß gesehen habe, daß er so weit herkomme, um hier einen solchen zu sehen. Was mögen sich diese Somali wohl für eine Vorstellung vom Lande der Weißen machen!

Unterstützt von den europäischen Behörden Zanzibar's, verlangte Brenner in Brawa Schutz und Untersuchung wegen des an von der Decken begangenen Mordes. Es wurde Rath gehalten. Die Vorsteher der Stadt saßen an der Erde und erörterten in wohlgesetzten Reden das Für und Wider, versprachen dann Hülfe, die beim Mord Betheiligten wurden vernommen, die geraubten Sachen aufgekauft und dabei festgestellt, daß der Baron am 2. October 1866 Nachmittags 3 Uhr ermordet wurde, nachdem er noch, seinen Tod vorhersehend, einige Zeilen auf ein Blatt seines Tagebuches geschrieben hatte.

Brenner untersuchte unterdessen nebenbei die Wobbiufer und das Land. Er mußte durch Hügel tiefen Sandes waten, auf welchem kein Halm wuchs, kam dann in eine fruchtbare Niederung, bewachsen mit Akazien, Palmen und Dornengebüsch, und erreichte hierauf eine reizende Gegend, wo es von Wasservögeln wimmelte. Hier standen stahlblaue, weiße und graue Reiher auf dem Hügel und schauten mit vorgebeugtem Kopf hinab auf das Teichwasser; auf Baumgipfeln hielten schlanke Schlangenvögel Wache, wandten klug den Hals hin und her, ließen ihn dann niederhängen, um zu erspähen, ob sich da unten eine Schlange rege. Auf dem Wasser tummelten sich Nilgänse, am Ufer stolzirten schwarze Ibis und rosenrothe Flamingo's umher und schnellten den Hals plötzlich nach einem Frosch aus. Durch die Binsen schlüpften Enten mit rothbraunen Flügeln, weißem Hals und weißer Brust, und im schlammigen Ufer wühlten Löffelreiher. In der Ferne weideten weißgraue Rinderheerden, arbeiteten schwatzende Sclaven und trugen unter Lachen und Scherzen Säcke mit Mais und Baumwolle vom Felde nach der Stadt, hinter dichtem

Digitized by Google

Schilfwald endlich floß der durchsichtig grüne Fluß dahin, in welchem häufig der schwarzgrüne Rücken eines Krokodils auftauchte und an Vorsicht mahnte.

Bald darauf mußte der Reisende das Land verlassen, dessen Bewohner keine freundliche Erinnerung bei ihm zurückließen; denn sie sind hinterlistig, raub- und mordgierig und fangen oft Krieg an ohne irgend einen Grund. Später untersuchte er das Land der Galla, die neben den Somali weiter in's Land hinein wohnen bis zu den unbekannten hohen Bergen im Westen.

Hier entdeckte er vom Aequator bis über den dritten Grad südlicher Breite eine Reihe von Ruinen aus alter Zeit, welche auf einen uralten geschichtlichen Zusammenhang mit Indien, Persien und Arabien hinweisen. „Bald sind diese Ruinen weit in die See hinaus sichtbare Forts, Warten und schlanke Minarets, die noch heute den Küstenfahrern als Wahrzeichen dienen, bald tief in Dickicht versteckte und unkenntliche Mauerreste, Gräber, Monumente und verfallene Moscheen, in denen Schlangen und Eidechsen ein Stillleben führen. Die Galla scheuen solche Stätten, weil dort nach ihrer Meinung böse Geister hausen. Dem Reisenden, der mit Mühe über scharfe Korallen, durch dichtes Gebüsch und Dornen sich Bahn bricht und dann plötzlich vor diesen Monumenten der alten Indier und Perser steht, geben sie in grellen Farben ein Bild der Vergangenheit. Taucht die Sonne über das unübersehbare Wäldermeer im Westen hinab, die grauen sonneverbrannten Flächen freundlich beleuchtend, so zeichnen sich auf der Spitze eines Hügels die Umrisse einer arabischen Moschee am Goldgrund des Himmels ab, wogegen aus dem dunkeln Mongrovewalde die eingezackte Brustwehr und Kapelle eines portugiesischen Forts hervorblickt. Dort rief vor Jahrhunderten der Gebetausrufer zum Abendgebet, hier lud der helle Klang der Glocke zur Messe ein, jetzt klingt das dumpfe Geheul der Hyänen in die stille Abendwelt hinein."

Das Land der südlichen Galla wird vom Sabackifluß und den Ukambanibergen umschlossen, im Westen von hohen Gebirgen, im Osten vom Dschubafluß und dem Somaliland, im Norden vom Gebiet der abessinischen Galla. Im Norden ist das Land wellige Fläche, im Süden eine nach dem Meere abfallende Ebene, welche unter dem Meere sich fortsetzt und dasselbe seicht macht. Ein breiter Korallenstreifen, der mit dem Sandhügelzug alter Dünen abschließt, umsäumt die endlose, gleichmäßig bewaldete Fläche, in deren Norden nur sich Kalkfelsen erheben. Da der Boden aus rothem Lehm besteht, so schimmern oft rothe Streifen durch das Grün, blicken rothe Termitenhaufen durch das Gebüsch und glänzen die Flußufer in hellem Roth durch die Mongrovewaldungen; dagegen findet man nirgends Sand und fehlen pflanzenlose Steppen.

Sechs Flüsse durchströmen das Land, und ihre Ufer umsäumt üppiger Urwald voll Lianen, welchen riesige Baobabs und andere dickschäftige Bäume

Digitized by Google

bilden und kein anderes Holz aufkommen lassen. Da hört man keinen Wildruf, keine Vogelstimme, nur Eidechsen klettern an den Bäumen umher. Weiterhin verschwindet die modernde Humusdecke, die Sonne dringt durch die Wipfelgewölbe, Baobabs, Tamarinden und Dumpalmen verschwinden und werden durch Akazien und Mimosen ersetzt, unter denen die Termiten ihre Burgen aufbauen. Noch weiter abseits vom Flusse hören die Dornbäume auf und nun deckt unabsehbares, blattloses Dorngebüsch die Fläche bis zum nächsten Flußwald. Der Arten des Grases giebt es wenige, aber sie schießen hoch empor und unterdrücken den jungen zarten Nachwuchs. Daher brennt man vor der Regenzeit das dürre Gras ab, dessen Lohe weithin des Nachts den Himmel röthet. Nun heißt es im Nachbarland: die Galla sind in den Wegen! Dann unterläßt der Suahelihändler die Reise, die beludschistischen Söldner der Araber bleiben bei den Forts, und die Sclaven der Plantagen verstecken sich im Walde, denn der Galla ist den Muhamedanern todfeind.

An den Küsten findet man viele Lagunen, welche Flußmündungen gleichen, und an den Barren der wirklichen Mündungen brandet das Meer. Nur der Dschuba ist eine Strecke weit schiffbar bis zu den Stromschnellen bei Berdera, unterwärts wird er nicht befahren wegen der Feindschaft der Uferbewohner. Nur eine kurze Strecke könnte der Ozi befahren werden. Er mit dem Dana durchströmen die Kornkammer des Landes und goldhaltige Gegenden, aber den Dana hat nie ein Boot befahren. Ungestört tummeln sich in diesen Flüssen Krokodile und Flußpferde, wimmelt es von Fischen; und da bei Hochfluth, die oft so plötzlich eintritt, daß die Bewohner eilig fliehen müssen, die Ebene weithin überschwemmt wird, so bleiben in Niederungen Teiche zurück, welche man im Lande See'n nennt. Denn der Galla liebt das Wasser; denn Viehheerden und Wasser besingt er in seinen Liedern, seine Gespräche drehen sich um die See'n und das schöne Leben an deren Ufer, und die stehende Begrüßungsformel lautet: Fandest du Wasser im Wege? Daher siedelt er sich auch in der trockenen Jahreszeit am Flußufer an.

Das Klima ist gesund, daß man die Nächte im Freien hinbringen kann, es erfrischt Geist und Körper. Vom April bis Juli regnet es den ganzen Tag mit Ausnahme von 3—4 Mittagsstunden, und auch im September und October fallen Regenschauer. Vom November bis März wehen die Nordostmonsuns, und dann ist der Himmel stets tiefblau, nur mitunter ziehen Federwolken am Aether hin.

Der Wege giebt es an der Küste nur zwei bis drei halbverwachsene, welche das Wild getreten hat. Ein 2—5 Tagereisen breiter undurchdringlicher Wald von Mimosen, Aloen und Cactus scheidet die Küste vom ebenen Gallaland, welches zahlreiche Wege durchkreuzen. Grenzkriege gegen die muhamedanischen

Digitized by Google

Somali sind häufig, und dabei werden alle Gefangenen ermordet. Man überfällt sich gegenseitig und metzelt sich nieder.

Der Muhamedanismus brachte Zwiespalt unter die Galla, welche wie die Somali aus Arabien herstammen wollen. Der Sclavenraub durch arabische Kaufleute entvölkerte das Land, die Ausplünderung der Beamten erregte tiefen Haß, und daher sind die Araber jetzt machtlos, der Handel an Indier und Europäer übergegangen. Ja aus einem Gemisch entflohener Sclaven, portugiesischer Mischlinge, unterdrückter und geächteter heimischer Fürsten hat ein geächteter Pattafürst, Fumo Lotti, das Reich Wuti, eine Art von Republik gegründet, die befestigten Städte Witu und Mogogoni angelegt, läßt die Grenze scharf bewachen, nimmt alle flüchtigen Sclaven bei sich auf, bewaffnet sie gegen die Araber und führt steten Krieg gegen die Sclavenhändler; denn er sammelte um sich an 60000 streitbare Männer und ließ ganze Negerstämme sich bei ihm ansiedeln.

Im Gallalande schweifen einige Tausend Wabonineger unstät in den Wäldern umher, der Rest eines von den Galla besiegten Volkes. Sie haben kein Eigenthum, keine Hütte, halten sich scheu im Walde verborgen und erscheinen nur zuweilen vor einem Dorfe mit Honig, um Kautabak einzukaufen. Dort warten sie, bis der Eintritt gestattet ist, schließen stillschweigend ihr Geschäft ab und eilen in den Wald zurück. Wurzeln, Honig und Affenbrodbaumfrüchte sind ihre Nahrung, oft müssen sie hungern oder verwesendes Fleisch verzehren. Zahlreicher sind die Wapokomoneger, kräftige hohe Gestalten, fleißige Ackerbauer und Händler. Sie pflegen besonders der Kokospalmen, kleiden sich in einen Baumwollschurz und tragen als Halsschmuck Messingkugeln, welche sie auf Giraffenhaare aufreihten.

Die Galla, ein kräftiger Menschenschlag von kaukasischer Bildung, treu dem gegebenen Wort, sittenstreng, charakterfest und muthig, kamen bei den steten Kriegen bis auf etwa 20,000 Krieger herab und wurden dabei roh und grausam. Sie sind geistig begabt, und ein Gallaknabe, welchen Brenner auf der Bürgerschule in Merseburg erziehen ließ, zeichnete sich in jeder Beziehung vor seinen Mitschülern aus.

Die Galla tragen einen Doppelschurz aus Baumwolle, welche sie dicht und haltbar machen, als Halsschmuck Messingperlen, Arm- und Fußringe. Sie führen als Waffe einen Speer mit Eisenspitze und am Daumen und kleinen Finger der rechten Hand starke Eisenringe mit einem halbzolllangen Stachel, um im Faustkampf den Feind niederzuschlagen. Beim Kriegstanz verwunden sie sich die Brust, welche daher bei Allen benarbt ist. Sie verehren einen großen Geist, der im Vollmond erscheint. Nimmt der Mond ab, so geht der Geist zu den Feinden und sie führen dann keinen Krieg. Ihr

Digitized by Google

Fürst ist gebunden an den Beirath der Familienhäupter, aber einziger Kaufmann, der für alle Bedürfnisse sorgen muß. Ihre Sittenstrenge ist groß. Kein Mädchen darf ohne Begleiterin zum Wasserholen gehen. Hält ein junger Galla um ein Mädchen an, so wirft er ihr seine Messingkette in den Schooß. Nimmt sie dieselbe an, so ist er ihr Verlobter; wirft sie ihm dieselbe an den Kopf, so ist er abgewiesen. Im Hause herrscht die Frau, selbst über den Mann. Erwirbt dieser zu wenig, so tritt die Frau vor die Hütte und schreit es aus. Dann wird der Mann verlacht, geht in den Wald, um Honig zu sammeln und zu jagen und wird dann zu Gnaden angenommen. Die Geburt eines Knaben wird festlich begangen, die eines Mädchen aber nicht.

Der Galla ist fleißiger Viehzüchter, hält viel weißgraue Ochsen, Schafe und Ziegen, dagegen benutzt er Kamel und Pferde nur zum Wassertragen bei den Wanderungen. Auf den Reitochsen packt man bei Reisen den Säugling in eine Art von Futteral. Der Mann führt den Ochsen am Leitseil, die Frau geht neben her und Knaben halten sich am Schwanze an. Die Heerden weiden oft weit entfernt, von Jünglingen gehütet und gemolken. Bei Neumond wird einem Ochsen eine Halsader geöffnet, Blut abgezapft und dasselbe bei Festgesang und Tanz getrunken. Da man gern Honigbier trinkt, so verfertigt man aus Baumstämmen Bienenkörbe und setzt sie auf die Baumgipfel. Aus der Frucht des Affenbrodbaumes bereitet man ein blaßrothes Mehl und macht daraus Brei, dem man Honig zusetzt. An Wild ist Ueberfluß, namentlich an Elephanten, Giraffen, Antilopen, Büffeln, reißenden Thieren, an Geflügel, prachtvoll gezeichneten Geierperlhühnern, aber auch an wilden Hunden, die einzeln umherstreifen. Das schwarze Rhinozeros wird nicht gejagt, Giraffen sind schwer zu erreichen. Sie wittern, sehen und hören scharf, werden beim geringsten Anzeichen eines Feindes stutzig, galoppiren davon, machen Halt und erwarten den Feind, um dann wieder zu fliehen und dies Spiel solange fortzusetzen, bis er die Geduld verliert.

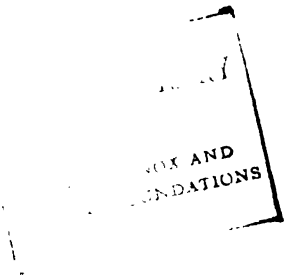
VI. Burton und Speke.

Diese Engländer, erprobte Reisende, unternahmen (1857) eine Reise nach den Binnensee'n Innerafrika's, deren Erfolg trotz bedeutenden Geldaufwandes und großen persönlichen Muthes den Anstrengungen und Wagnissen der Forscher nicht entsprach. Sie rüsteten sich in Zanzibar aus und fuhren nach der Inselstadt Mombas, wo sie als Weiße von Gassenjungen und Mädchen verhöhnt wurden. Von hier aus suchten sie auf beschwerlichen Wegen den Missionar Rebmann auf, welcher weiter im Lande auf der Station Kisu-

Digitized by Google

Fig. 132. Ansicht von Mombas.

Digitized by Google



Digitized by Google

ludini wohnte, um mit ihm den Reiseplan zu besprechen. Der Weg führte durch malerische Berglandschaften und liebliche Wälder an der Küste entlang bis Pangani, einem Städtchen von Strohhütten und 20 steinernen Häusern. In den Dschungeln, welche den Ort umgeben, hausen Leoparden, der Fluß wimmelt von Krokodilen, die mit grünen boshaften Augen nach Beute spähen, und die Köpfe von Flußpferden furchen die Wasserfläche, während Affen geschäftig auf allen Bäumen umherspringen, Teufelsdatteln ihre gekrümmten Aeste über das Wasser ausstrecken und schneeweiße Lilien zwischen Schilf und braunrothem Flußwasser glänzen. Den Fluß umgrünt wildes Gestrüpp, Pisang, Kokos- und Arekapalmen und Zuckerrohr. Das Panganithal selbst besteht zum Theil aus Dornbschungeln und Grasdickicht, dichtem Wald und Lachen, welche der Fluß zurückläßt, und auf den wilden Gummiakazien und Maulbeerbäumen des Ufers nisten Hühner, Geier und Brachvögel. Am Fluß aufwärts über wellige Ebenen ging es in das Land hinein nach Fuga, wobei man auf umgeschlagenen Baumstämmen Flüsse überschreiten mußte. Die Eingeborenen hatten eigenthümliche Sitten, denn sie trugen einen Grasschurz als Kleidung, zogen die Ohrläppchen künstlich lang durch eingehängte Knochen und Ringe, schmückten den Hals mit einem Lederriemen und verspeisten gern junge Hunde. Ihre heuschoberähnlichen Hütten standen unter breitblättrigen Pisangs, schirmartigen Melonenbäumen und hohen Tamarinden. Zuckerrohr wächst reichlich und man sieht die Eingeborenen mit Vorliebe an dessen Stengeln kauen. An den Tamarinden hängen die Gewinde der Sassaparille, Palmen erheben sich neben Flaschenbäumen, grüne Pisangfelder heben sich scharf vom ockergelben Boden ab, Salbei und Krausemünze duften neben bitteren Orangen, und ein dichter Baumstreifen durchzieht schlangenartig die gelbe Nikawildniß, in deren Hintergrunde Kegelberge aufragen. Weiter im Lande erheben sich aus einer purpurfarbenen Ebene dunkle Waldberge und waren die Dörfer auf Hügelspitzen erbaut, gleich dem Stadtdorf Fuga. Hier empfing die Reisenden in schmutziger Hütte, auf abgenutztem Teppich sitzend, der alte Fürst, der als Auszeichnung eine turbanartige Mütze und ein zerlumptes baumwollenes Lendentuch trug. Sein Hausstand zählte trotzdem 400 Musketiere als Leibwache, 300 Frauen und 90 Söhne und einige Würdenträger, deren Beschäftigung es war ihm mit Fächern Kühlung zuzuwehen.

Nachdem die Reisenden die Wasserfälle des Pangani mitten im Urwalde besucht hatten, zu denen der Weg durch Bachrinnen, Dschungeln und Graswildnisse führte, mußten sie die Weiterreise aufgeben, weil sie sehr fieberkrank geworden waren, und nach Zanzibar zurückkehren.

Im Jahre 1858 wiederholten sie ihren Versuch und kamen wieder nach Mombas, welches durch Decken's Beschreibung und als Ausgangspunkt der

Digitized by Google

Reisenden eine Art Berühmtheit erlangt hat. In der That hat diese Stadt und Insel ein so wechselvolles Schicksal erlebt, daß sie uns romanhaft anregt. Außerdem wohnt in der Nähe unser Landsmann, Missionar Rebmann, sodaß es uns dort anheimelt, wie auch mitten in dieser afrikanisch-arabischen Stadt die Ruinen von portugiesischen Befestigungen, Kirchen, die unterirdischen, von Engländern angelegten Gänge und dergleichen an Europa erinnern. Von der See aus sieht die Stadt mit der Feste auf einem Felsen stattlich aus, aber betritt man sie, so findet man nur wenige Steinhäuser in den winkeligen Gäßchen von Lehmhütten. Will man die Umgegend besuchen, so muß man sich wie Decken und Burton mit Axt und Hirschfänger Bahn hauen. Ein Kranz von bewaldeten Höhen faßt die Bucht ein, und zwischen Festung, Ruinen und Neubauten steigen Palmen, Hütten, Baobabs und Fruchtbäume auf und bilden Euphorbien hier und da dichte Hecken.

Unsere Engländer wollten zum Tangangika- oder Ujijisee und schlossen sich einer Karawane arabischer Kaufleute an. Sie nahmen 30 Esel als Lastthiere mit, die aber nach und nach alle starben, und 12 bewaffnete Beludschen, stiegen langsam zum Küstengebirge empor bis 6000 Fuß, dann zu einer Ebene 2000 Fuß herab, in deren Westen sie den See erreichten. Auf dieser Reise beobachteten sie, daß die ganze Ostseite Afrika's in fünf Stufen oder fünf Hochebenen emporsteigt, welche durch scharf abfallende Ränder von einander getrennt sind. Das Plateau des See's liegt 3—4000 Fuß über dem Meere, der See selbst nur 1800 Fuß hoch und ist im Norden von hohen Bergen umgeben. Prachtvolle Wälder und wilde Felsenmassen machen seine hafenreichen Ufer malerisch. Obschon die Reisenden sehr krank waren, befuhren sie den See doch in offenem Kahne und mußten oft im Schlamme am Ufer beim Rasten schlafen. Da nahm die Reise plötzlich ein unerwartetes Ende. Die Esel waren todt, die Träger liefen davon, die Beludschen versteckten sich in den Dschungeln — es blieb den kranken Reisenden nichts anderes übrig, als eine Reise aufzugeben, welche ihnen 35,000 Thaler gekostet hatte. Indessen sie gingen nur bis Unyanyambe zurück, wo Burton der Pflege anvertraut wurde, weil seine Krankheit lange anhielt, sodaß Speke allein nach dem See reiste. Glücklich erreichte er denselben und befuhr ihn mit einem Boote, welches aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit aufgebundenen Querstangen als Sitzbänken bestand. Der See selbst mochte 6—8 Meilen breit, 60 Meilen lang sein. Unterwegs hörte Speke von einem im Norden liegenden, großen See, den Nganza- oder Ukerewe-See, welchen er aufzusuchen beschloß und daher eine weite Landreise unternahm. Auf derselben mußte er viel Zeit damit verbringen, daß er sich den von der Straße meilenweit abseits wohnenden Häuptlingen vorstellte, welche oft seine Haut, Haare und Kleider neugierig betapp-

Digitized by Google

ten. Die Landſchaft hatte welligen Boden, war gut bebaut und die Einwohnerſchaft eben mit der Ernte beſchäftigt. Trotzdem liefen die Leute in Schaaren herbei, um den Weißen zu ſehen, der ſich mitunter mit dem Stocke Platz ſchaffen mußte zum Weitergehen. In den Dörfern gab es täglich von Nachmittag 3 Uhr bis Mitternacht Freudenfeſte, bei denen Schreien, Trommeln, Singen und Scheinkämpfe die Hauptrolle ſpielten. An afrikaniſchem Wild war Ueberfluß, Palmen ſtanden überall, die Dörfer aber lagen hinter Verzäunungen, denn Nashörner und Flußpferde ſtatteten oft Feldern und Dörfern unangenehme Beſuche ab.

Durch Dſchungeln, ein Verſteck der Strauße, Antilopen und Perlhühner, kam Speke endlich zu dem trichterförmigen ſüdlichen Zipfel des See's, in welchem nach Norden zu viele Inſeln liegen. Er wanderte am Südoſtufer weiter, bis er eine Stelle fand, von wo aus er die Breite des See's überſehen konnte. Ueber deſſen Nordende konnte er nichts erfahren, denn die Eingeborenen meinten, er reiche bis an's Ende der Welt. Im Süden liegen in ihm zwei große Inſeln: Ukerewe und Mzita mit bewohnten Granitbergen. Hier und da ſtieg zwiſchen den Bäumen der Rauch einer Hütte auf, welche ſmaragdgrüne Milchbäume beſchatteten, und deren üppiges Gezweig Gänge und Hecken bildete. Doch beläſtigten die braunen Moskitos, welche jedes Blatt bedeckten und ſich bei Berührung der Zweige in Wolken erhoben.

Speke mußte, nachdem er den See geſehen hatte, den Rückweg antreten, da die Regenzeit nahte. Die Bewohner des Landes ſchienen arm zu ſein, gingen ganz nackt und mußten ihr weniges Hausgeräthe verſteckt halten, um räuberiſche Nachbarn nicht zu Plünderungen zu reizen. Unterdeſſen hatte ſich Burton ziemlich erholt, ſo daß Beide nach Zanzibar und von da nach England reiſen konnten. Gegenwärtig iſt Livingſtone in jene Gegenden vorgedrungen, wo ihn Stanley auffand, und durch ihn haben wir ſie genauer kennen gelernt.

VII. Charles Anderſſon.

Dieſer wählte ſich die undankbare Aufgabe, von der Weſtküſte Südafrika's, d. h. von der Gegend der Walfiſchbai aus in das Innere vorzudringen. Seine Reiſen waren ſehr erfolgreich, ſodaß wir erſt durch ihn jene Gegenden kennen lernten. Aber auch nur ein Anderſſon vermochte die Anſtrengungen ſolcher Reiſen auszuhalten, denn er war mit Leib und Seele Jäger, und von Jugend auf an Wanderungen gewöhnt. Er verlebte dieſelbe nämlich in Schweden, der Heimath ſeiner Mutter Anderſſon, welche einen Engländer geheirathet

Digitized by Google

hatte. Dieser, ein Jagdliebhaber, nahm den Knaben mit ins Gebirge und lehrte ihn, Wild zu belauschen und zu beschleichen. Anderssson wollte nun auch anderes Wild erlegen, und als ihm der Zufall Reisebeschreibungen über Afrika in die Hände führte, erwachte in ihm eine unbesiegbare Sehnsucht, dieses wunderbare, geheimnißreiche Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Kaum 22 Jahre alt, packte er entschlossen seine Sammlungen von Steinen und ausgestopften Thieren ein und segelte nach England, um sie dort zu verkaufen und dann eine Reise irgendwohin zu unternehmen. Dem Muthigen gehört die Welt. In London lernte er einen gewissen Galton kennen, welcher eben eine Forschungsreise nach Afrika unternehmen wollte und gern den reisebegierigen Schweden mitnahm. Sie segelten nach der Kapstadt, wanderten nach der Walfischbai, durchzogen das Damaraland bis zu den Ovampo hin und beschrieben in anziehenden Büchern die Jagdabenteuer ihrer Reise in Ländern, die außer den Missionaren noch kein Europäer betreten hatte.

Indessen als die Reise nach dem Ngamisee mißglückte, da man wegen Wassermangel umkehren mußte, verlor Galton die Lust und kehrte heim. Anderssson jedoch blieb, da ihm Galton seine Ochsen, Wagen sammt einigen Glaskorallen, Messern und anderen Tauschgegenständen geschenkt hatte. Anderssson stand nun allein in einem fremden, ungastlichen Lande. Um nicht als Armer zu leben, vertauschte er sein Besitzthum gegen Rinder, trieb diese auf weiten Wegen nach der Kapstadt durch das Groß-Namaqualand, verkaufte seine Heerden und kehrte zu Schiff von der Kapstadt (1853) nach der Walfischbai zurück, um von hier aus noch einmal die Reise nach dem Ngamisee zu versuchen. Dem kühnen Manne gelang dieselbe unter schrecklichen Abenteuern und Kämpfen mit Elephanten, Nashörnern, Löwen und andern gefährlichen Gegnern. Er erreichte den See, befuhr ihn auf einem Baumstammkahne, ging auf dem Teoge oder Tioge mit diesem Fahrzeug hinauf bis zur Residenz des Häuptlings Bayeye und erlegte dabei eine Menge Elephanten. Um das Elfenbein zu verwerthen, kehrte er zu Fuße nach dem Namaqualande zurück, wo er sich Wagen verschaffte, um Jagdbeute und naturwissenschaftliche Sammlungen abzuholen. Diese, sowie seine Reisebeschreibung verkaufte er in England und kehrte (1856) nach Südafrika zurück.

In England hatte er Friedrich Green kennen gelernt und mit ihm eine Reise nach dem Ngamisee und weiter ins Innere verabredet. Green eilte ihm indessen voraus, begleitet von Wilson und dem schwedischen Professor Wahlberg. Diese drei fuhren den Teoge hinauf bis Libebe und machten am Ostufer des Ngamisee's Jagdpartien, von denen eine damit endigte, daß der arme Wahlberg von wüthenden Elephanten zertreten wurde. Anderssson fehlte bei dieser Reise, denn er hatte die Stelle eines Bergwerksaufsehers am Swa-

Digitized by Google

kopfluſſe angenommen, um ſich einen ſicheren Unterhalt zu verſchaffen. Als aber ſein Vertrag mit der Bergwerksgeſellſchaft abgelaufen war, unternahm er (1858) eine Cunenereiſe auf eigene Gefahr. Sie mißglückte jedoch wegen allgemeinen Waſſermangels, und er rettete nur mit Mühe das nackte Leben. Das eine Mal war er ſammt ſeinem Vieh und ſeinen Leuten fünf Tage lang ohne Waſſer, das andere Mal 150 Stunden lang; dazu fehlten ihm Führer

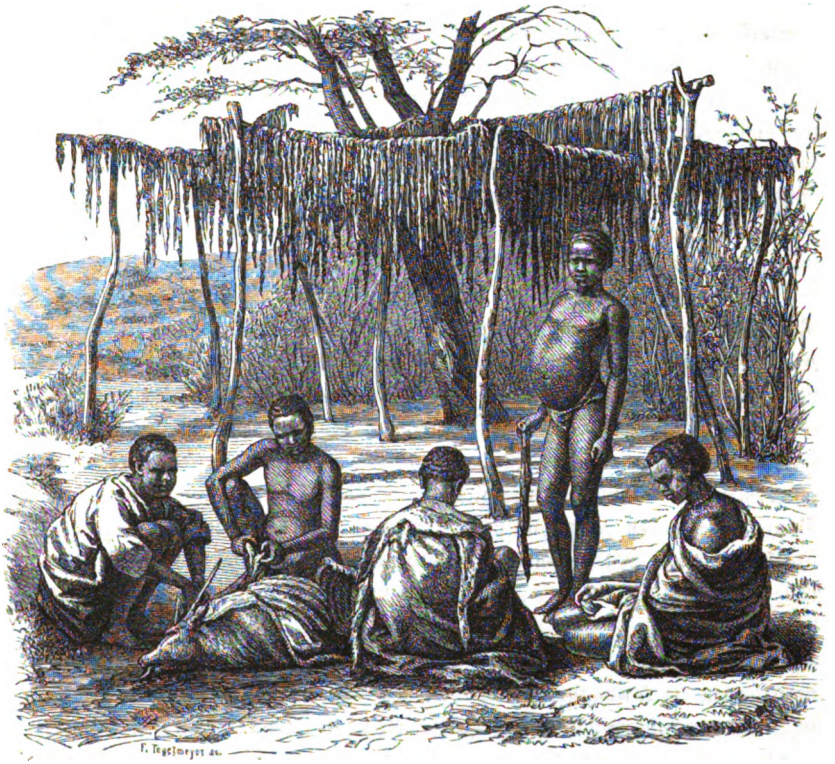


Fig. 133. Buſchmänner, Fleiſch zerlegend.

und war das Land ſo weglos, daß er ſich 20 Meilen weit mit der Axt Schritt vor Schritt durch Gebüſche Bahn hauen mußte, wobei einmal 12 Mann in 6 Stunden nur 900 Fuß vorwärts kamen.

Um für eine Wiederholung der Reiſe die Mittel zu beſchaffen, trieb er die Jagd fleißig, wobei ihm die Buſchmänner gern behülflich waren, da er ſie reichlich mit Fleiſch nährte. Weil dieſe, wie früher erzählt iſt, ſtets großen Appetit haben, ſo mußte Anderſſon manches Abenteuer beſtehen, um nur ſeine Gehülfen ſpeiſen zu können.

Digitized by Google

Anderssson brach in den ersten Tagen des Jahres 1859 wieder nach dem Cunene auf. Dabei ging es bald über Flüsse, bald unter ungeheuren Schwierigkeiten und Entbehrungen durch das einförmige Waldland der Buschmänner, bis er endlich an einen breiten Strom kam, welchen die Eingeborenen Okovango nannten. Aller Wahrscheinlichkeit war derselbe ein Nebenfluß des Teoge. Um dies festzustellen, fuhr ihn Anderssson 8 Meilen abwärts bis zum Dorfe des Tschikongo, wo der Häuptling der Ovaquangari wohnte. An der Weiterreise zum Cunene hinderte ihn ein Fieberanfall und zwang ihn, einige Monate in einem Negerdorfe liegen zu bleiben. Als er endlich wieder genesen war, mußte er den Heimweg einschlagen, denn die heiße Zeit trat ein und mit ihr die Ungastlichkeit des wasserarmen Landes. Auch auf dem Heimwege kam er mehr denn einmal in Gefahr, vor Durst zu sterben, und mußte endlich einige Monate da liegen bleiben, wo es zur Zeit wenigstens etwas Wasser gab, bis Green, den Anderssson durch einen Boten darum gebeten hatte, ihn mit einem Wagen abholte.

Anderssson war aber nicht geschaffen, lange zu rasten. Um sich neue Reisemittel zu verschaffen, wanderte er nach der fernen Kapstadt. Dort lernte er die Schwester des Hauptpostsecretärs Aitchison kennen, heirathete sie und ließ sich mit ihr in Ondonga nieder, wo er sich ein Haus nach europäischem Stile baute und sein Freund Green eine Niederlage für Elfenbein anlegte. Hier trieb er tüchtig Viehwirthschaft, weidete Rinder und lag dabei der Elephantenjagd ob. Indeß sein Stillleben im Damaralande dauerte nicht lange. Denn zwischen den Namaqua und Damara brach ein heftiger Raubkrieg aus, und da er seinen neuen Landsleuten in Kampf und Gefahr getreulich beistand, diese aber öfter den Kürzeren zogen, so wurden ihm von den Siegern wiederholt seine Heerden geraubt. Darüber ward er sehr zornig, versah die Damara mit Schießgewehren, fand einen Genossen an Green und zog mit 4000 Damara gegen die Namaqua, welche gleichfalls Schießwaffen führten. Er fand sie in einer befestigten Stellung, griff dieselben dort beherzt an und nach zehnstündigem mörderischem Kampfe ward der Feind geschlagen und stundenweit verfolgt. Gleich am Anfange zerschmetterte ein Schuß dem Anderssson den Schenkelknochen. Er stürzte zu Boden und lag unbeachtet, als der Kampf um und über ihm tobte. Erst bei der Rückkehr von der Verfolgung bemerkte Green den hülflos daliegenden Freund. Weil die Krieger denselben hülflos seinem Schicksal überlassen wollten, drohte Green, jeden zu erschießen, der sich weigere, den Verwundeten nach seinem Hause zu tragen. Hier lag Anderssson monatelang unter unsäglichen Schmerzen, ehe die Wunde heilte, war aber nun zeitlebens Krüppel, obschon er im Ochsenwagen sich nach der Kapstadt hatte fahren lassen, damit man ihn dort ordentlich ausheile.

Digitized by Google

Nicht lange ließ es dem lahmen Manne Ruhe; er wollte den Cunene aufſuchen, und dadurch den Zweck ſeines Lebens in Südafrika erreichen. Daher ging er nach Otjimbingue zurück, betrieb zur Erwerbung des nöthigen Geldes Viehzucht und brach nach dem Cunene auf, um dort mit den Portugieſen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Seine Freunde ſchüttelten bedenklich den Kopf, wenn ſie den abgezehrten, halb entkräfteten Mann anſahen, welchen Durchfall und Fieber häufig heimſuchten und ſchwächten. Doch er beſtand darauf, fand in dem Schweden Axel Erikſon einen Gefährten, und ſo zog er wie ein wandelndes Skelett zu den Ovakuambi. Hier gab ihm Naguma ſeinen Karren und ſeine Leibwache, damit ſie den Reiſenden zu Tyipandeka geleite. Dieſer gab dem Reiſenden 30 Mann, um ihn nach dem Cunene zu führen. Dieſe Afrikaner hielten aber den Reiſenden für einen Sterbenden, und da ſie gewohnt ſind, einen ſolchen zu verlaſſen, liefen ſie davon, ſodaß Anderſſon und Erikſon ganz allein in der Wildniß zurückblieben. Trotzdem verloren ſie den Muth nicht, zogen weiter und fanden mit Hülfe des Kompaſſes den Cunene. Anderſſon fühlte ſich jedoch ſo ſchwach, daß er nicht über den Fluß fahren konnte, ſondern umkehren mußte. Er hatte das Ziel ſeiner Wünſche, die Aufgabe ſeines Lebens erreicht und war nun zum Sterben bereit. Todkrank erreichte er nach ſechs martervollen Tagen die Ovakuenama und raſtete, um den Tyipandeka zu erwarten. Bereits war er ſo ſchwach, daß er ſich vom Lager nicht mehr erheben konnte. Acht Tage wartete er auf den Häuptling, dem es die Sitte verbietet, einen Sterbenden zu beſuchen. Endlich erſchien dieſer und Anderſſon ließ ſich zu den Ovakuambi weiterfahren. Unterwegs traf den Erſchöpften der Tod. Er ſtarb mit vollem Bewußtſein am 5. Juli 1867.

Doch auch den Todten verfolgte die Ungaſtlichkeit des Landes. Naguma geſtattete nicht, daß die Leiche in dem bewohnten Theile des Landes begraben werde. Daher mußte der treue Erikſon, der ſelbſt fieberkrank war, mit einem Beile und einer Blechſchüſſel ein flaches Loch ſcharren und in daſſelbe die Leiche ſeines Landsmannes verſenken. Dann drohte er dem Naguma, den Europäern von der unfreundlichen Aufnahme zu erzählen, ging nach Ondonga, wo ein europäiſcher Schmied und Tyikongo bereit waren, ihn zurückzubegleiten zu der Sterbeſtelle Anderſſon's, um deſſen Papiere und Eigenthum abzuholen. Auch der Naguma hatte ſich anders beſonnen. Er ließ um Anderſſon's Grab einen Dornverhau anlegen und längere Zeit einen Wächter mit einem Schießgewehre Tag und Nacht bei dem Grabe Wache halten, weil Hyänen daſſelbe aufzuſcharren verſucht hatten.

Digitized by Google

VIII. Ladislaus Magyar.

Zu den Erforschern Südafrika's gesellt sich auch Magyar (sprich Madjar), der Sohn eines ungarischen Edelmannes, welcher aber seine Aufgabe mehr von der abenteuerlichen Seite auffaßte, da ihm ausreichende Kenntnisse fehlten. Der junge Ladislaus besuchte eines der veralteten ungarischen Gymnasien, auf denen man nur etwas Küchenlatein lernt, und zeigte großen Hang zu Abenteuern. Diese hoffte er auf Reisen zu finden und wollte daher Seemann werden. Er besuchte die Seemannsschule in Fiume und ward 1843 österreichischer Seekadet, machte verschiedene kleine Fahrten mit und ging endlich mit einem Postschiffe nach Brasilien. Der strenge Dienst auf dem Schiffe gefiel ihm aber durchaus nicht, deshalb verschwand er auf unrühmliche Weise und ging mit einem fremden Schiffe nach Westindien. Hier in Havanna trat er als Matrose unter die Bedienung eines spanischen Schiffes, welches Sclavenhandel trieb. Er fuhr mit nach Guinea, half Sclaven fangen und transportiren und verdiente dabei 1500 spanische Thaler. Dafür kaufte er sich einige Instrumente für Seefahrt, nahm einigen Unterricht im Seewesen in Havanna und hielt sich nun für befähigt zu großen Dingen. Zunächst fuhr er mit einem spanischen Schiffe über Madagaskar, Java und Sumatra nach Ostindien, holte sich das gelbe Fieber und kehrte auf einem französischen Schiffe nach der Kapstadt zurück, um sich dort gründlich heilen zu lassen.

Dann trieb es den Reiselustigen wieder fort. Als erster Pilot ging er auf einem portugiesischen Schiffe nach Brasilien, ließ dieses in Rio Janeiro im Stich, um sich von Rosas, dem Dictator der Laplata-Republik, anwerben zu lassen, welcher ihm die goldenen Lieutenantsepauletten schenkte. Indessen die Flotte des Dictators ward von der französisch-englischen geschlagen und Magyar gefangen. Mit Mühe entging er dem Tode des Erschießens, weil er Kriegsgefangene niedergemetzelt haben sollte, und kehrte nach Brasilien zurück. Hier erbot er sich, die Cordilleren zu bereisen und peruanische Alterthümer aufzusuchen; man wies ihn aber ab, weil er davon gar nichts verstand. Jetzt suchte Ladislaus bei den Negerfürsten Guinea's sein Heil. Einer derselben, Trudotati-Dalaber-Almanzor, König von Kalabar, machte ihn zum Flotillekommandanten, und zwei Jahre segelte der Held an der Küste auf und ab, bis er dies überdrüssig wurde und sein Glück auf eigne Faust versuchte. Er fuhr den Kongo hinauf und ging dann nach Benguela (1849). Dort nahm man ihn freundlich auf, und er hörte von einem gesunden Lande Bihé im Innern mit intelligenter Bevölkerung. Er folgte einer Karawane dorthin, stellte sich daselbst dem Könige Kayaga-Kayangula vor, gefiel dem-

Digitized by Google

selben und erhielt die Erlaubniß, sich im Lande niederzulassen. Magyar baute sich in einem reizenden Thale ein Haus, mußte des Herrschers Tochter Prinzessin Ina-Kullu-Ozoro heirathen und war nun Negerprinz, welchem der Herr Schwiegerpapa einige hundert Sclaven schenkte. Bihé liegt 4500 Fuß über dem Meere und 13 Grade südlich vom Aequator, ist eine fruchtbare, von Waldhügeln durchzogene Ebene und wird von 50,000 schönen, heitern Negern bewohnt, die sich gern putzen und Feste lieben. Indessen hatte Magyar in Maschikikuitu nicht lange Ruhe. Er wollte das Land durchforschen und zog mit seiner Frau und bewaffneten Sclaven aus nach Osten zum Koanzafluss und arbeitete sich durch die Wälder von Kibokue. Hier an der Grenze des Bundareiches fand er eine $2^1/_2$ □Meilen große Hochebene (5200 Fuß über dem Meere), wo der Kasabi (Cazembe) und sieben andere Flüsse entspringen. Um sich zu ernähren, unternahm er nach andern Gegenden Jagdpartien mit Hülfe seiner Sclaven und transportirte dann das Elfenbein nach der fernen Küste von Benguela. Bei der Beschreibung dieser Reisen macht er uns mit der Eigenthümlichkeit einer westafrikanischen Karawane bekannt, welche aus 2—3000 Sclaven besteht, auf deren Rücken die Waarenballen von je einem halben Centner weit ins Innere geschleppt werden. Diese Ballen schützt eine Wachstuchdecke gegen Regen, sie selbst hängen an zwei Stäben von zehn Fuß Länge, so daß auf jeder Schulter ein Stab ruht und die Last dem Träger auf dem Genick liegt. Will derselbe ausruhen, so stützt er die Stabenden irgend wo auf, ohne die Last abzulegen. Außer diesen Waaren trägt der Schwarze noch seine Lebensmittel und Waffen, um nöthigenfalls das Kaufmannsgut vertheidigen zu können. Der Zug geht im Gänsemarsch auf schmalem Fußwege durch Urwald und über schroffe Felsrücken hinauf und hinunter. Um Lebensmittel zu schaffen, zieht ein bewaffneter Vortrab voraus und tauscht Früchte, Gemüse und Fleisch gegen europäische Waaren ein, wobei es nicht ohne Erpressungen, Streit und Gefechte abgeht. Da man auf jeder Reise denselben Weg einschlägt, so sind von Strecke zu Strecke Verhaue angelegt, die man als befestigte Nachtlager benutzt und darin Schlafhütten herstellt mit Erdbänken, darüber gestreuten Zweigen und Matten, wogegen ein Blätterdach vor Regen schützt. Ein Anführer kommandirt den Zug, den Bewaffnete bewachen und durch Pfiffe Zeichen geben. Nachts schläft der Führer mitten im Lager, neben ihm die Hauptfahne und eine Wache, welche die ganze Nacht patrouillirt. Beschließt eine Gemeinde einen Karawanenzug, so muß Jeder freiwillige Begleiter und Träger stellen; Andere dürfen sich nicht anschließen. Wer Theil nehmen will, schlachtet einen Ochsen und läßt von dem Priester den Willen der Götter erforschen. Sind die Zeichen günstig, so bestreicht der Priester dem Fragenden Stirn und Brust mit Opferblut und giebt ihm ein

Digitized by Google

blutiges Zeugläppchen, auf dessen Vorzeigen der Fürst die Reiseerlaubniß ertheilt, indem er dem Reiselustigen ein Zeichen mit Ocker auf die Haut malt. Die ganze Reisegesellschaft haftet übrigens Einer für Alle und Alle für Einen.

Magyar begann also, um zum Anfange zurückzukehren, seine Kongoreise (1848) in Ambriz, einer kleinen Seestadt, an kahlem, wüstem Ufer gelegen mit den 30 Bambushäusern der Sclavenhändler, die hier gegen hohe Abgaben ihr schmachvolles Geschäft treiben. Mit sechs Negermatrosen fuhr er am

Fig. 134. Manglebaum.

flachen Ufer hin, wo nur hier und da eine Palme kümmerlich gedeiht und durch die Grabesstille der menschenlosen Fläche das Brausen des Meeres tönt. Später treten Manglebäume ans Ufer, sieht man von Zeit zu Zeit eine Faktorei und flache Waldebene, bis man die meilenbreite Mündung des gelben Kongo erreicht, der zwischen dichter Waldung dahinschießt und dessen Wasser noch 30 Meilen weit in der See kenntlich bleibt.

In den ersten Tagen kam man auf dem Flusse, welchen man landeinwärts befuhr, nur mühsam vorwärts, erreichte dann Punta da Lenha, die Faktorei der Sclavenhändler, 40 stockhohe Bambushäuser in sumpfiger Waldgegend, wo auch die kräftigste Natur es nur 3 Jahre aushält. Die Menschen-

Digitized by Google

händler leben schwelgerisch, sind dem Trunke ergeben, haben für Millionen Thaler Waaren aufgespeichert und führen jährlich 20,000 Sclaven aus. Hier rastete Magyar zwei Wochen und durchstreifte die sumpfigen, an Krokodilen und Moskito's reichen Wälder, die besonders aus Mangle- und Oelpalmbäumen mit blauen, pflaumenartigen Früchten bestehen.

Weiter flußaufwärts gelangte Magyar zu den verpallisadirten Holzhäusern der Sklavenfaktorei Boma und zu Dörfern von runden Negerhütten, um die herum Baumwolle und platanenartige Imbunderobäume wuchsen. Deren Stämme erreichen oft einen ungeheuren Umfang, aus ihrem Bast webt man Kleider, die langen Früchte werden gegessen und ihre Schalen als Gefäße benutzt. Endlich kam Magyar zu dem Wasserfalle, dessen Rauschen er schon lange gehört hatte. Den Fluß engen nämlich Felsen bis auf 500 Fuß ein, Klippen durchsetzen sein Bett, verursachen Wirbel und Strudel und beschleunigen die Strömung. Der Reisende mußte daher aussteigen, um durch Wald, Schluchten und Dorngesträuch den Weg nach dem 16 Fuß hohen Falle zu suchen. Da Wasserfälle in Afrika für Wohnorte der Geister gelten, so wagte kein Neger zu folgen, und als Magyar lebend zurückkam, riefen die Schwarzen hocherstaunt: Weißer, Weißer, du bist ein gewaltiger und kühner Mann. Abwärts vom Falle treten die Felsen so dicht an den Fluß, daß seine Breite nur 30 Klaftern beträgt, worauf er eine halbe Stunde weit mit wild durcheinander taumelnden Wogen dahin rauscht, um dann als breiter Strom ruhig weiter zu ziehen. Der Kongo tritt auf der Hochebene von Moluva in der Landschaft Luba aus dem Sumpfe Inha-aha aus, nimmt dann viele Bäche auf, heißt weiter abwärts Kuango und durchbricht das Engandagebirge in Wasserfällen. Er soll 500 Meilen lang sein und wird vom Meere aus 20 Meilen weit mit Seeschiffen befahren.

Nach dieser Reise kam Magyar nach Bihé, wo er sich niederließ, wie bereits berichtet ist. Im Jahre 1852 unternahm er eine Entdeckungsreise nach Kamba und dem mittleren Cunene, nachdem er seine Familie in Benguela untergebracht hatte.

Nach beschwerlichem Marsche durch die wasserlose Wüste Affe gelangte Magyar vom Lande Gambos in das Reich Kamba, wo er mit großem Freudengeschrei empfangen und nach dem Versammlungsplatz unter schattigen Bäumen geführt wurde. Dort beschenkte man ihn, bestürmte ihn mit allerlei Fragen, und die Frauen betasteten ihm Haar und Haut und frugen, warum sein Haar lang, seine Haut weiß sei. Am andern Tage suchte er den Kambasee auf, welcher idyllisch in einem üppigen, dichten Walde voll reichen Thier- und Pflanzenlebens liegt; die Elephanten, welche heerdenweise umherziehen, darf man jedoch ohne fürstliche Erlaubniß nicht schießen.

Digitized by Google

Magyar hatte die Ehre, sich dem Könige von Kamba, dem Kikundessu, vorzustellen. Der Weg zu dessen Residenz führte durch wohlbebaute, bevölkerte Strecken, auf denen die Häuser vereinzelt in dem von Dornhecken umschlossenen Besitzthum standen. Die runden Strohhütten sind sehr bescheiden eingerichtet, denn sie haben nur 6 Fuß Höhe, 11 Fuß Durchmesser und eine Thür von 2 Quadratfuß, durch welche man in die Hütte kriecht. Unterwegs wurde der Reisende mit Ochsenfleisch und einer Art Schillerwein der Massambalapflanze bewirthet, und da der Wahrsager des schwarzen Königs von dem schlauen Europäer bereits befriedigt war, so verkündete er nach Prüfung der Eingeweide des geschlachteten Opferochsen, daß der weiße Mann dem Volke keine Gefahr bringe, sodaß Magyar nun den mitten in einem wilden Dornenwalde gelegenen Strohpalast zu Kombalo betreten durfte. Ein Holzzaun umgab das Schloß, das aus einigen runden Strohhütten bestand. Unter einem von Holzsäulen getragenen Strohdach ward Audienz gegeben. Auf einem Löwenfell lag der Herrscher Kamba's ausgestreckt, umringt von Weibern und Hofbeamten, welche den Fremdling anstarrten, und empfing als Geschenke einige Flaschen Branntwein, Glasperlen, einen krummen Säbel, drei Ellen grobes blaues Tuch und messingene Armbänder. Wie gewöhnlich war der Fürst betrunken, wurde bei dem Hin- und Herfragen grob und entließ den Gast in allen Ungnaden mit „fort, du elender, weißer Schuft!"

Es brach aber bald darauf eine Revolution aus, welche dem Säufer das Leben kostete. In Südafrika sind nämlich die Schwestersöhne die rechtmäßigen Nachfolger, diese pflegen wohl ihren Oheim zu erdrosseln, wenn er ihnen zu lange lebt. Auch Kikundessu hatte dies gethan und seinen Bruder um seinen Erbantheil betrogen, nachdem dessen Ermordung mißglückt war. Dieser floh in ein Nachbarreich, sammelte binnen acht Jahren Unzufriedene um sich, brach dann in Kamba ein und machte in wüthendem Kampfe den Blutmenschen nebst seinem Anhange nieder. Magyar erlebte diese Revolution, die aber nicht bis zu seinem Zelte drang, sodaß er nur das Schreien, Jammern und Toben von ferne hörte. Der neue Herrscher beschied ihn in sein Kriegslager; da fand er unter einem riesigen Baobab die Krieger. Die einen rauchten, die andern verzehrten halbgekochtes Rindfleisch, andere führten Kriegstänze auf unter Marimbamusik, wobei sie sich in Reihen gegenüber standen und wilde Schlachtlieder brüllten, deren Refrain etwa lautete: Noch heute werde ich deine Eingeweide der Sonne aussetzen. Abgesondert auf einem Baumklotz saß der neue Fürst, und auf seinem aufgepflanzten Speer stak des Bruders Kopf, er selbst hatte das Haupt mit schwarzen und weißen Straußfedern umschnürt. Er versicherte dem Fremden seine Gnade, bat um die letzte Flasche Branntwein und spendete dafür einen Ochsen, einige Krüge Bier und Mehl. Das

Digitized by Google

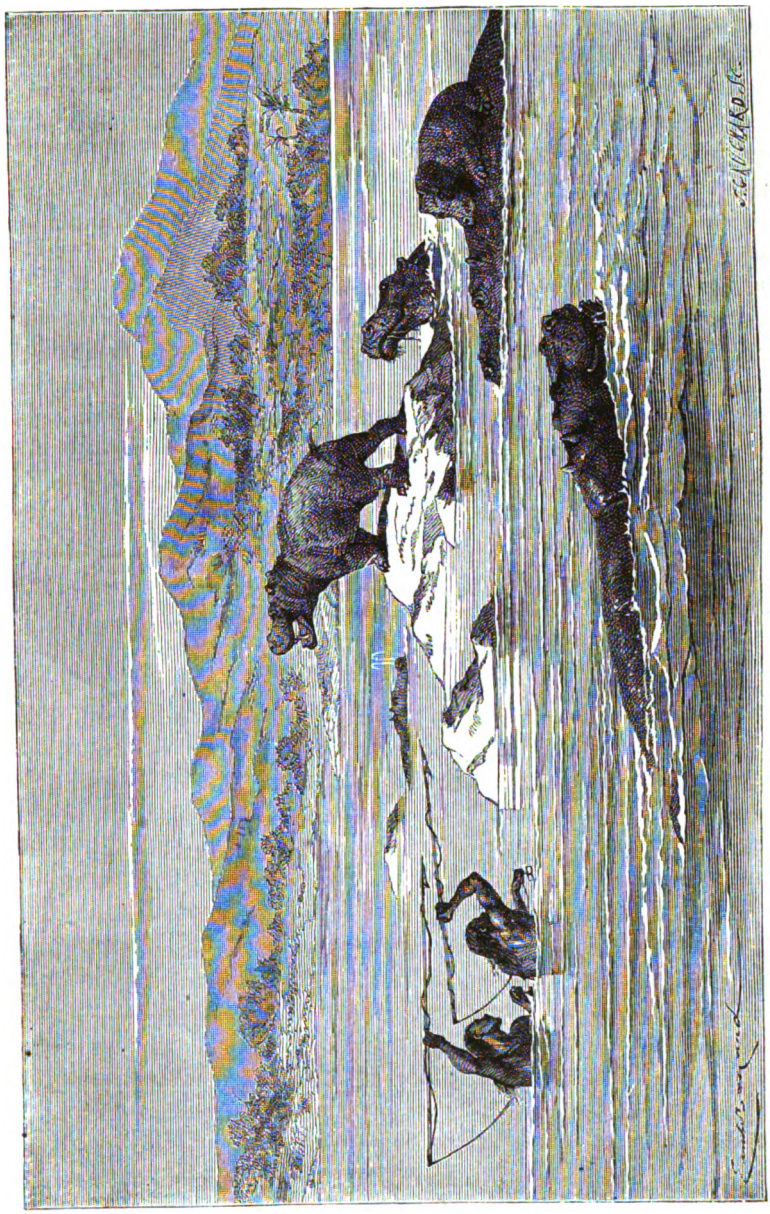
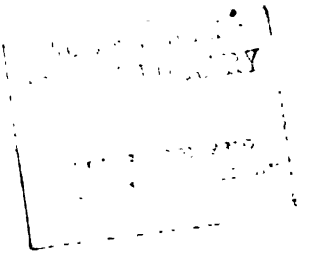


Fig. 135. Angriff auf Flußpferde.

Digitized by Google



Digitized by Google

ganze Reich umfaßt etwa 300 □Meilen, auf denen zerstreut in Meiereien 12,000 Menschen leben, die Neger sind und sich drei Zähne vorn aus der Unterkinnlade ausschlagen. Das Land ist eine Oase in der Wüste, indem es der Cunene jährlich überschwemmt und befruchtet, und hat daher nur eine trockne und eine nasse Jahreszeit.

Die Bewohner Kamba's stehen ziemlich tief in der Kultur. Ihre Kleidung machen sie sich aus Ochsengedärmen, an ihren Wurfspeer befestigen sie in der Mitte die Quaste eines Ochsenschweifes, gebrauchen Pfeile und Keule und leben meist vom Raube. Sie zählen die Zeit nach Monden, handeln mit Elfenbein und meinen, den Tod verschulden Zauberer. Einen Todten umstehen sie mit brüllendem Wehgeschrei, fragen ihn um die Ursache des Todes und versprechen Rache, essen dabei einen Ochsen auf, trinken viel Bier dazu und tanzen Tage und Nächte unter Ausschweifungen. Dann forschen die Verwandten beim Zauberer nach dem Veranlasser des Todes, welcher vor den Häuptling geladen wird. Kläger und Angeklagter sitzen sich hier gegenüber, umgeben von Neugierigen. Jeder hat ein Trinkhorn mit Bier in der Hand. Auch der Zauberpriester ist anwesend, führt tolle Sprünge auf, eine Ledertasche in der Hand haltend, und ruft: Wer schuldig ist, bekenne sich sogleich, sonst schütte ich ein Körnchen in seinen Trank, daß er sofort stirbt! Dreimal ruft er aus, wirft dann sein Körnchen in's Bier und nach wenig Minuten stirbt einer der Trinker — an Gift. Denn der Beutel hat eine Abtheilung für Mehl und eine für Gift. Wer gut zahlt, erhält Mehl in den Trank. Dies ist der Eidestrank, das afrikanische Gottesgericht.

Um den Cunenefluß zu erreichen, wanderte Magyar durch unbewohnte, wasserarme Strecken voll hohen Wald mit dornigem Unterholz, bis er endlich den großen Fluß klaren Wassers erreichte, der in sandigem Bette ruhig dahinschwimmt, zahlreich bevölkert von Flußpferden und Krokodilen, und dessen Uferwald vom Geschrei der Affen und Vögel widerhallt. Der Fluß entspringt etwa 160 Meilen südlich vom Aequator auf der Hochebene von Galangue, nimmt einige Flüsse auf und strömt nach Südwesten, bis er den atlantischen Ocean erreicht. Er läßt sich jedenfalls weit hinauf befahren. An seinem Ufer jagd man Flußpferde, indem man dieselben an ein Feuer lockt, um das sie sich nämlich gern versammeln, und sie dann aus dem Dunkel heraus erschießt. Andere erlegen jene Thiere durch die Harpune.

In den Jahren 1850—55 bereiste also Magyar Gebiete, welche auch Livingstone bereits theilweise durchzogen hatte, indem der Ungar von Westen nach Osten wanderte und mehrere Königreiche durchzog, welche durch meilenbreite, menschenleere Wälder von einander geschieden, von vielen Flüssen durchzogen, hügelig und waldreich sind und sich in weiten Grasebenen sanft

Digitized by Google

nach Osten absenken. Die Ebenen werden zur Regenzeit überschwemmt, die Völker sind räuberisch und gewaltthätig, treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, werden tyrannisch regiert, und aus ihren Gebieten führt man die meisten Sclaven aus.

Ein sieben Tagereisen breiter Wald trennt Kimbandi oder Djimbandi von dem kriegerischen Nachbarvolke. Grabesstille herrscht in diesen dunkeln Urwäldern, welche nur selten von begrasten und von Flüssen durchrauschten Waldblößen unterbrochen werden, auf denen zahlreiche Thierheerden weiden. Nur Elephantenjäger und Honigsammler durchziehen diese Waldeinöden, um deren Rand Mukankala- oder Kassekelhorden nomadisirend hin und her schweifen. Diese sind die häßlichsten Neger, sehen rußgelb aus, werden nur vier Fuß hoch, haben dürre Beine, einen aufgetriebenen Leib, dünnen Hals, großen Kopf mit flachem Gesicht, kleinen Augen, großen Ohren und ganz platter Nase. Den breiten Mund umschließen wulstige Lippen. Sie leben friedlich und werden von ihren Nachbarn wie Wild gejagt, um als Sclaven verkauft zu werden.

Kimbandi bildet eine Hochebene, von der nach allen Seiten zahlreiche Flüsse niederrinnen. An dasselbe grenzt im Osten das Gebiet der Kibokoe oder Djiokoe, ein räuberisches Volk in einem gebirgigen, nach Osten sich abflachendem Lande voll Urwälder und Flüsse in den schmalen gewundenen Thälern. Die Strohhütten der Dörfer liegen im Walde versteckt oder einzeln über die Felder zerstreut. Unter allerlei Vorwänden pressen die Kibokoe dem Fremden Lösegeld ab oder überfallen ihn, dabei pflegen sie aber auch des Ackerbaues und der Elephantenjagd, halten viel Ziegen, Schweine und kleine Hühner.

Von ihrem Lande ab senkt sich Afrika nach Osten zu den Hochebenen des Moluwa- und Lobalreiches, welches ein 30 Tagereisen breiter Wald von dem östlich angrenzenden Kasembelande scheidet. Das wenig fruchtbare, wasserreiche Moluwa geht im Osten aus welligem Hügelland in die weiten Grasebenen der Katenda- und Katemagebiete über, in denen man versumpfende See'n findet. An den Ufern derselben halten sich große Schlangen in Menge auf und liefern eine beliebte Nahrung. Die Bewohner haben schlanken Wuchs, kriegerischen Muth, bearbeiten Eisen und Kupfer, führen Bogen, Pfeile, Speere, Beile und eirunden Schild als Waffen, im südlichen Theile auch Schießgewehre, flechten aus Kupferdraht, Perlen, Vogelfedern und den Schwanzhaaren der Elephanten schöne Arm- und Halsbänder, welche weit und breit statt des Geldes dienen, und weben vielfarbige Baumwollstoffe und Matten, mit denen die Reichen die Zimmerwände statt der Tapeten schmücken. Ihren Göttern bringen sie Menschenopfer, und die Sclavenmärkte am atlan-

Digitized by Google

tischen Meere versorgen sie reichlich mit schwarzer Waare. Von ihrem Fürsten werden die Unterthanen grausam behandelt, verstümmelt und ermordet, wenn er übler Laune ist. Auf allen Vieren kriechend müssen sie sich nahen, Arme und Brust mit Staub einreiben und dabei sprechen: Sei gegrüßt, unser Gott! Die Hauptstadt Kabebe liegt in schöner Ebene an einem Flusse und bildet ein von einer Doppelpallisade umgebenes Viereck. Die breiten Straßen durchschneiden einander rechtwinklig, sind mitunter mit großen Bäumen bepflanzt und führen zu verschiedenen Marktplätzen, wo man Lebensmittel und andere Dinge gegen Kaurimuschelu kauft. Die Fürsten haben in der Nähe eine besondere Grabstadt mit Todtengruft und Katafalk, wo man beim Begräbniß Sclaven schlachtet und zwei überlebenden die Pflege und Bewachung des Grabes überweist.

Jenseits einer drei Tagereisen breiten Grasebene beginnt das Reich Lobal mit dichtbewaldeten Hügeln, auch hier schalten die Fürsten grausam über ihr räuberisches heimtückisches Volk. So weit reichen Magyar's Berichte. Er selbst wurde in das Schicksal seines fürstlichen Schwiegervaters hineingerissen, mußte dessen Land verlassen, nährte sich vom Verkauf von Orseille, welche seine Sclaven an den Felsen der Meeresküste sammelten, zeichnete für die portugiesische Regierung Landkarten, hatte fortwährend eine drückende Schuldenlast zu tragen und ist am 9. November 1864 zu Domio Grande in Benguela gestorben. Die Seinigen fanden nur eine geringe Hinterlassenschaft. Sein begonnenes Reisewerk blieb unvollendet.

IX. Hugo Hahn.

In dem wasserarmen Namaqua- und Hererolande haben sich rheinische Missionare niedergelassen, von denen H. Hahn sich durch tiefere Bildung auszeichnet, und da er als Kind im Lande aufwuchs, so kennt er Sprache und Sitte des Volkes am besten. Einst unternahm er mit dem Missionär Rath eine Bekehrungsreise nach dem Cunene zu, mußte aber bald mit seiner kleinen Begleitung umkehren, weil man ihn feindselig angriff, und hatte nur den Feuerwaffen seine Rettung nach Neu-Barmen zu verdanken. Trotzdem wiederholte er im Jahre 1866 den Versuch, von Otjimbingue aus nach Ondonga zu reisen, von wo er einen Abstecher nach dem Cunenefluß machte. Da ihn verschiedene Häuptlinge zum Besuch eingeladen hatten, so fand er diesmal überall zuvorkommende Aufnahme und Verpflegung.

Langsam ging es mit den zwei Ochsenwagen vorwärts über Fluß und Hügel von Quelle zu Quelle in wasserarmen Kalkbergen. Als Freiwilliger

Digitized by Google

schloß sich der Däne Iversen an und auch Frauen und Kinder der Begleiter zogen mit, da sie eine Jagdpartie und reichliche Fleischportionen erwarteten. Unterwegs liefen auch Herero herzu, um den Fremdling anzubetteln, doch von ihnen gab trotz Geschenken nur einer einen fetten Hammel her. Im Damaralande begrüßte man die Fremden bis in die Nacht hinein mit einem Höllenlärm von Trommeln, Flöten und Geschrei, wobei Honig gegen Straußeier ausgetauscht wurde.' Auf holperigen Wegen über weite Ebenen, voll groben Grases und mit vereinzelten Mimosengruppen, gelangte Hahn in das Land der Buschmänner, welche Kupfererz ausschmelzen, damit großen Handel treiben und dadurch den Reichthum Ondonga's begründen. Außerdem sammeln sie in den Salzpfannen Salz und bringen es in Zuckerhutform nach jener Stadt zum Verkauf, daheim aber hauen sie Brunnen in den Kalkfels, um

Fig. 136. Hererogruppe.

sich den Besitz von Wasser zu sichern, zu denen dann auch Wild zur Tränke kommt.

Als Hahn durch einen Bergpaß über marmorharte Kalksteinblöcke fuhr, freute er sich der bunten Steinfarben von Blau, Grün, Schneeweiß, Roth, Gelb, der herbstlichen Baumschattirungen und der zauberischen Lichtwechsel, sowie der feenhaften Beleuchtung durch den Vollmond, in dessen Schein die Salzkruste der Salzpfannen wie ein Schneefeld aussah.

In dem wohlbebauten Lande der Ovampo sieht man Felder, Gehöfte, Fruchtbäume, und die nackten zudringlichen Bewohner verkaufen Korn, Mehl und Bohnen, oder schenken sie in Schüsseln mit den Worten: Gieb es deinen Kindern! und bewirthen ihre Gäste mit Bier. Vornehme tragen als Abzeichen eine thalergroße Muschel oder knopfgroße Perlmutterstückchen. Auch Häupt-

Digitized by Google

linge erschienen, nahmen die Gäste mit in die Trinkhalle ihres Strohpalastes, welcher aus labyrinthischen Gängen besteht, ließen sich von fremden Dingen erzählen und spendeten dafür Bier, wogegen sie Kleider, Pulver, Zündhütchen, Zündhölzer und dergleichen Kostbarkeiten erbettelten. Spiegel und Harmonika's machten ihnen besonderes Vergnügen. Seltsam ist der Hauptschmuck der Ovakumgama, welche diese Gegend bewohnen. Sie binden sich durch einen breiten Leibgurt hinten einen Ledertrichter an und zieren diesen noch mit einer Quaste schwarzer Riemchen, und vorn am Thierpelz hängt gleichfalls eine schwarze Quaste von Thierschwänzen. Die Frauen tragen über dem kurzen Fellschurz einen längeren von Glaskorallen, scheiteln ihr Haar und hängen gedrehte Schnürchen von drei Fuß Länge hinein, bringen mitten auf dem Scheitel eine kleine Haarkrone an und lassen einen langen Zopf den Rücken hinabhängen. Ein Wagen erscheint ihnen wie ein höheres Wesen. Sie laufen ihm weit nach, staunen ihn an, nennen ihn Gott oder Fürst, nehmen den Staub aus dem Wagengeleise und reiben sich zum Zeichen der Verehrung denselben auf der Stirn ein. Dasselbe thun sie mit der Hufspur der Pferde, denen sie ebenfalls durch Kniebeugen Verehrung bezeugen. Uebrigens sind sie mächtig, da ihr Fürst Gewehre und für 300 Pfund Elfenbein einen Böller kaufte, sodaß er die erste Kriegsmacht der Umgegend ist. Dieser setzt über jede Landstraße einen Aufseher, welcher melden muß, wenn ein Fremder in's Land kommt.

Die Fürsten lassen ein strenges Hofceremoniell beobachten in ihrer von Palliſaden umgebenen Wohnung, wo sie im dunkelsten Winkel zaubern, um sich Respect zu verschaffen. Ihre Frauen tragen außer rosa und blauen Perlen einen gewaltigen Dolch in kupferner Scheide. Die Höflinge müssen zu allem, was der Fürst sagt, wiehernd lachen, eine Anrede mit niedergeschlagenen Augen anhören und kniend antworten, indem sie ihre Rede beginnen mit: Zauberer! was etwa Hochweiser heißen soll. Hier fand Hahn einen Irländer, welcher ihn dem hinkenden Häuptling vorstellte. Dieser trug ein schmutziges Flanellhemd, eine schmierige Hose und abgeschabte Mütze, um den Hals eine Schnur mit einem Bund Schlüssel. Er ließ sich auf den wunden Fuß ein Pflaster auflegen und zahlte als Honorar einen fetten Ochsen. Als ihn Hahn in seinem Palast besuchte, erschien der Fürst in geflickter Hose, abgenutztem schwarzem Tuchrock und mit neuem Filzhute. Es bewachten ihn 40 Mann fetter Leibgarde, welche grau von Asche und Staub aussahen, da sie sich nie waschen, bei Wind und Wetter nackt Posten stehen und sich kein Feuer anzünden. Später erhalten sie Felder, Rinder und Frauen als Pension. In den finstern Irrgängen des Palastes herrscht Todtenstille. Nur Frauen und Mädchen bedienen den Fürsten und knieen in den Gängen regungslos mit gesenktem Haupte, nieder-

Digitized by Google

geschlagenen Augen und über die Brust gekreuzten Armen. Die Gänge zwischen den Pallisaden sind so eng, daß man kaum durchkommen kann. Hier befinden sich Vorräthe von Korn, Fett, Zucker und Schmuck. Im engsten, finstersten Gemach „zaubert" der Fürst.

Bei andern Gelegenheiten besuchte Hahn auch das Hereroland, welches bisher nur Anderssson und Green durchwanderten, und beschreibt es als schauerlich romantische Landschaft. Wenn man vom Orangefluß herkommt, so sieht man weithin nichts als röthliche Sandberge, dazwischen hellfarbige Felsen. Hinter diesen Hügeln erhebt sich eine 20 Meilen breite Hochebene, wo kein Baum, kein Grashalm wächst, der Boden dagegen mit buntfarbigen Granitsteinen bedeckt und von den flachen Kiesbetten des Schwachaub und Kiussib durchzogen ist. Diese trostlose Ebene nennt man das Naaripland, in dessen Osten die Bergzüge des Hererolandes beginnen. Lange Thäler durchziehen dasselbe, eine bewaldete Hochebene, auf welcher tiefe Schluchten mit langgestreckten Bergrücken und Kuppen von 8000 Fuß Höhe wechseln, bis jenseits derselben wieder hochgelegene Wüste sich fortsetzt.

Das Bergland ist reich an gigantischen Felsgebilden von phantastischer Form, mit Steinblöcken übersäet und voll tiefer Felshöhlen, wo Löwen und Leoparden ihr Lager aufzuschlagen pflegen. Trotzdem wachsen hier Cactus, Aloe, Schlingpflanzen, wilde Feigenbäume, Ginster und Dorngebüsch, summt es ringsum von Bienen, wimmelt es unter allen Steinen von Eidechsen, Scorpionen und in den Felsspalten von Schlangen, und weiden in den grasigen, bachdurchflossenen Kesselthälern Heerden von Wild. Die einförmige Hochebene des inneren Landes leidet von brennender Gluthhitze, welche den Boden heiß macht, die Füße versengt und das Athmen erschwert. Für die Eingeborenen ist die Versorgung mit Wasser ein sehr wichtiges Geschäft. Man sieht daher am Morgen und Abend lange Reihen von Frauen und Kindern nach einem Brunnen oder Tümpel gehen, um Wasser zu schöpfen, wobei natürlich alle Dorf- und Familiengeschichten verhandelt werden. Uebrigens ist die Oberflächenform eine verschiedene. Während hier sich die Fläche öde und kahl in die Ferne hinausdehnt, wogt in Niederungen hohes Gras wie in der Prärie, und andere Strecken werden durch Dorngestrüpp, namentlich Kameeldorn, Akazien, Tamarisken ungangbar. Hochromantisch entwickelt sich das Thal des Schwachaub, welcher zwischen steilen Felsufern von 1000 Fuß Höhe dahinrauscht. Auf diesen Uferfelsen stehen die wundersam aussehenden Kandelaberbäume der Euphorbien, 14 Fuß hohe Aloe, am Ufer aber Schilfdickicht, Akazien und Schwarzebenholzbäume.

Der Boden trägt abschreckendes Grau als Grundfarbe, nach dem Regen aber wird er gelb von Blumen und voller Duft und schießt das Gras 9 Fuß hoch

Digitized by Google

Fig. 137. Frauen und Kinder der Bakalahari, nach Waſſer gehend.

Digitized by Google

Digitized by Google

empor, welches zahlreiche Rinderheerden abweiden. Denn die Herero sind so eifrige Rinderhirten, daß selbst ihr König diese Arbeit lernen muß. Sie besingen ihre Rinder in Liedern, stellen sie in Bildern dar, und ihr Tanz ist die Nachahmung des Ochsentrittes.

Von hier aus ward es dem Missionar möglich, den Cunene zu sehen, weil ihm die Eingeborenen Wegweiser nach diesem Flusse mitgaben. Der Weg führte durch kleine Waldstriche mit viel eingehegtem Acker- und Weideland dazwischen. Zerstreut im Felde stehen Fruchtbäume aller Art und mitten in dem Acker die vereinzelten, stark verpallisadirten Wohnungen. Hausthiere sieht man selten, desto öfter die obeliskartigen, 15—20 Fuß hohen Wohnungen der Termiten.

Endlich erreichte Hahn den Cunene, dessen Ufer Palmen und einzelne Baobabs von 54 Fuß Umfang beschatten. Mächtig fließt der breite, blaue Strom dahin zwischen dem 20 Fuß hohen Schilfwald des rechten Ufers und dem Baumwalde des höheren linken Ufers. Flußpferde und Krokodile bevölkern ihn in Menge. Gern hätte Hahn den Flußlauf weiter verfolgt, aber die feindselige Gesinnung der Uferbewohner zwang ihn zur Umkehr. Auf dem Heimwege bemerkte er als Eigenthümlichkeit des Landes viele Mulden (Omiramba oder Omilonga), in denen sich das Regenwasser sammelt und abfließt, die daher mit dichtem Gras bedeckt sind und von Norden nach Süden ziehen, und kam endlich wohlbehalten nach Otjimbingue zurück.

X. Die Fahrten des du Chaillu, Walker und Aymes auf dem Ogowai.

Es ist auffallend, daß sich die Franzosen so wenig an wissenschaftlichen Reisen in Afrika betheiligen, obschon sie sich an der Westküste Afrika's bedeutende Ländergebiete angeeignet haben. Am Gabon oder Gabun, einige Grade südlich vom Aequator, besitzen sie seit 1843 ein großes Stück Land, thaten aber sehr wenig zur Erforschung dieses Flusses und des nahen großen Ogowai, welchen der Engländer Bowdich (1817) entdeckte und der Amerikaner du Chaillu, ein geborener Franzose, der auf Kosten der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Philadelphia reiste, (1857—59) untersuchte. Erst 1862 befuhr der Lieutenant Serval auf dem Dampfer Pionier diesen Strom, aber zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes, so daß er die Fahrt auf dem Boote fortsetzen und bald umkehren mußte, weil er Angriffe der Eingeborenen befürchtete. Nach zwei Jahren unternahmen Albigot und Touchard mit demselben Schiffe nochmals die Reise wieder zur ungünstigsten Jahreszeit — so wenig kannten sie das Land —, kamen daher nicht weit, und erst 1867 be-

Digitized by Google

nutzte Aymes den hohen Wasserstand, um den Strom bis zum Zusammenfluß des Okanda und Ngunié, der Arme des Ogowai, hinaufzufahren. Dort mußte er umkehren, weil der Dampfkessel sprang. Von den sieben Fahrten, welche der Contre-Admiral Fleuriot de Langle, der an der Ogowaimündung stationirte, angeordnet, leisteten nur jene beiden etwas, an denen der Amerikaner du Chaillu und der englische Kaufmann Walker Antheil nahmen.

Der Ogowai bildet ein gewaltiges Stromsystem fast in der Mitte der Westküste Afrika's, welches geeignet ist, tief in das Innere des Landes einzuführen. Der stark strömende Fluß ist über 9000 Fuß breit, 15—75 Fuß tief und sein Mündungsarm Nazareth (Nazaré) noch eine Strecke weit im Meere kenntlich. Dichte Mangrovewildniß umsäumt die Ufer dieses Armes, dessen Fahrwasser Schlammbänke und weiße Lotuswiesen umgrenzen. Erst weiter landeinwärts sieht man an dem breiten Strom Sagopalmen, Oelpalmen, Pandanen und Yuccabäume, doch machen Sandbänke und Inseln die Schifffahrt schwierig. In den Ogowai ergießt sich der Jonangasee durch den mächtigen Ngomofluß. Im See selbst liegen viele Inseln, und am Ostufer erheben sich hohe Berge. Weiter aufwärts im Flusse findet man die heiligen Fetischinseln, welche seltsam gekleidete Kinder als Priester bewohnen. Die Inseln selbst haben ein reizendes Aussehen. „Die heiligen Inseln sind zwei ungeheure Bouquets von Grün, sich spiegelnd in einer Wasserfläche von vollkommener Klarheit und buchstäblich bedeckt von einer Wolke von Vögeln aller Formen und Farben, die sich in tiefster Sicherheit ihren Spielen hingeben. Große Ibis schlagen, sich aufrichtend, ihre Seiten mit rosenfarbenen Flügeln, die mit einem schwarzen Saume eingefaßt sind, Pelikane hocken, den Kopf halb in's Gefieder begrabend, auf nackten Baumzweigen, schmutzig-weiße Geier fliegen hin und her". Auf der Insel wohnen Genien, welche du Chaillu's Begleiter, der kleine alte Oberpriester Yondogovier, anflehte. Er trug eine Artilleristenuniform mit hohem Kragen und kurzen Aermeln, läutete mit dürrer ausgestreckter Hand eine Schelle, warf Brodkuchen in den See und rief mit meckernder Stimme: „Hier sind Weiße, die kommen, euch zu sehen; macht sie nicht krank, sie bringen euch Brod und Branntwein!" Während dieses Gebetes saß die Oberpriesterin neben ihrem Manne und rauchte tüchtig. Auf einer dieser Inseln steht eine hölzerne Kapelle, in welcher stets eine Lampe brennt; nur der Priester darf dieselbe betreten. An einer Stelle der Insel sieht man zu gewissen Zeiten eine Luftspiegelung, daß man meint, ferne Schiffe zu erblicken. Uebrigens münden noch mehrere Seen in breiten Flüssen in den Ogowai oder bilden Seitenarme desselben oder enden in Schlammbecken mit Papyrusdickicht. Der Hauptstrom selbst ist hier im Durchschnitt 7500 Fuß breit, also eine gewaltige Wasserstraße. Von seinem Quellgebiet und dessen

Digitized by Google

Bevölkerung wissen wir sehr wenig, ebensowenig vom Rhambon, einem Seitenfluß des Gabun, in dessen Uferwaldungen Elephanten in großen Heerden sich umhertreiben.

Wenden wir uns nun den persönlichen Erlebnissen der Forscher zu. Die Franzosen kamen nur bis zu den heiligen Inseln, denn die Fahrt ging sehr langsam vor sich, weil man bald auf eine Sandbank auffuhr und erst nach tagelanger Arbeit das Schiff wieder herunter brachte, bald alle zwei Tage einen Tag rastete, um das zum Heizen des Kessels erforderliche Brennholz zu schlagen oder an der Maschine eine Reparatur vorzunehmen. Um etwas zu thun, erklärte man einigen Häuptlingen, daß sie französische Unterthanen werden und dem Kaiser Treue schwören müßten. Die Krausköpfe verstanden diese Civilisation nicht und wurden nun als Rebellen behandelt, ja man bestrafte sogar den Nachfolger eines bereits verstorbenen Häuptlings für dessen Unfügsamkeit. Endlich sollten die Häuptlinge ihre Söhne als Unterpfand der Treue stellen, doch sie waren schlau genug, Sclaven zu senden, welche sie für ihre Söhne ausgaben, und ihre Residenz weiter abseits vom Flusse anzulegen, womit sie aus dem französischen Unterthanenverbande austraten.

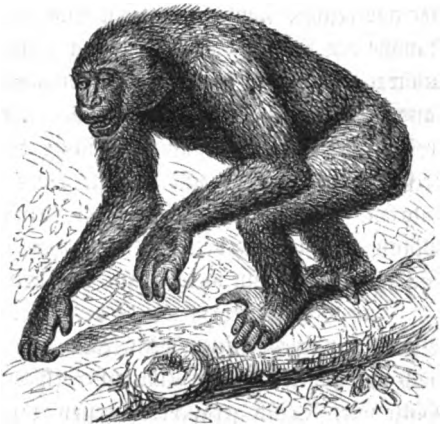


Fig. 138. Gorilla.

Leben kam erst durch du Chaillu und Walker in diese Flußschifffahrten. Ersterer hatte bereits Westafrika's Küsten bereist und den Gorilla gefunden, doch fanden seine zahlreichen Jagdabenteuer keinen rechten Glauben. Um die Zuverlässigkeit seiner Berichte zu beweisen, unternahm er eine neue Reise und versah sich in London mit den erforderlichen Messungsapparaten. Als er nun an der Mündung des Fernand-Vaz ankam (1863) und mit einem Boote über die Barre fuhr, schlug dieses um, und du Chaillu mitsammt seinen Apparaten fielen ins Meer. Er selbst rettete sich ans Ufer, aber die Instrumente waren verloren. Du Chaillu mußte von London neue kommen lassen, worüber ein ganzes Jahr verging; und da er nicht so lange müssig bleiben wollte, schloß er sich der französischen Fahrt auf dem Ogowai an. Zuvor untersuchte er den Fernand-Vaz, der am Meere sandige Flächen durchzieht und nur am

Digitized by Google

Ufer von Palmen umgrünt wird; weiter im Lande umgeben ihn Mangrovedickichte, dichter Baumwald oder Prairien bis zu den engen Bergpforten, durch die er aus dem Gebirge tritt und von wo ab er Rembo, d. h. Fluß, heißt. Im Sommer vertrocknen die Lachen und Gräser, so daß die hohen Bäume parkartig die Prairie durchziehen, auf welcher Büffel, Antilopen, Rinder und Rothwild weiden. Am flachen Ufer stehen viel Negerdörfer, in deren Umgebung Bananen, Zuckerrohr und andere Gewächse angepflanzt werden.

Als die Instrumente von London angekommen waren, ging du Chaillu (1864) den Rembo hinauf bis zu den Fällen des Nguniè, begleitet von acht Trägern und einigen Führern. Bald ging es auf einem umgestürzten Baumstamme über Flüsse und Bäche, dann Tage lang durch stille, regentriefende Wälder und feuchte Prairien, weil man den Dörfern der feindseligen Bewohner ausweichen mußte, und dann fuhr man auf einem ausgehöhlten Baumstamme den breiten, raschströmenden Ovigi hinab, in welchen der Luvendschi mündet, worauf die Gesellschaft freundliche Aufnahme bei den Aschira-Kamba fand. Du Chaillu mußte hier einige Tage als Gast verweilen, bis er endlich weiter fuhr und den Nguniè erreichte, dessen Ufer stiller, dichter Wald bedeckte, durch welchen nur schmale Wege nach den abseits liegenden Dörfern führten. Manchmal erschraken die Eingeborenen derart über den weißen Mann, daß sie aus ihren Hütten in den Wald flohen, und wenn sie gar einen Schuß hörten, dann meinten sie, ein furchtbares Wesen vor sich zu haben.

Ein Mandschidorf, wie es der Amerikaner schildert, ist ein schmutziges Viereck mit einem offnen Mittelraum von 10 □Fuß. Die Hütten sind 8 Fuß hoch und haben eine mit Knütteln versperrte Thür von 4 Fuß Höhe. In der Hütte wird Fleisch geräuchert, dessen Abfälle man in den Hof wirft, von wo sie einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Blätter und Baumrinde dienen als Bekleidung des Hausgerüstes, und mitten im Dorfe befindet sich ein 10 Fuß hoher und 15 Fuß breiter Schuppen als allgemeines Sprechzimmer oder Gemeindewirthshaus. Hier steht ein roth und weiß angestrichener Götze aus Holz, vor welchem fortwährend ein Feuer brennt, und liegen den ganzen Tag die Männer, um zu rauchen und sich Zauber- und Gespenstergeschichten zu erzählen.

Du Chaillu erreichte endlich die Stromschnellen und Fälle des Flusses. In demselben lagen Felsblöcke verschiedener Größe, zwischen denen das Wasser sich rauschend hindurchzwängte. Um zu der Hauptstelle zu kommen, mußte du Chaillu bergauf und bergab klettern, auf umgehauenen Baumstämmen über Bäche schreiten, durch Dickicht sich Bahn brechen und gelangte endlich zu einer steilen Felswand, an deren Fuße der Strom wirbelnd, schäumend und bro-

Digitized by Google

delnd in riesigen Wogen über Klippen und Felsleisten in einer Kluft dahinstürzte, auf beiden Seiten von Urwald umgeben. Der eigentliche Wasserfall befindet sich weiter aufwärts, wo der durch einen rothen Granitfels in zwei Hälften getheilte Strom 13 Fuß tief herabstürzt.

Die Eingeborenen verlegen hierher die Wohnung der Geister, deren Häuptling Fugamu heute noch wachsam Tag und Nacht um die Fälle wandert. Die Neger halten ihn für einen Schmied und eine Art Rübezahl oder Heinzelmännchen, denn wenn man neben den Fällen Kohlen und Eisen niederlegt und ihn bittet, dieses oder jenes daraus zu machen, so ist er stets dazu bereit. Am andern Morgen liegt das Verlangte fix und fertig da; doch darf man ihm nicht zusehen. Dennoch wagte es einst ein Vater mit seinem Sohne, welche Eisen niedergelegt und um Anfertigung von Messern gebeten hatten, sich zu verstecken, um dem Fugamu bei der Arbeit zuzusehen. Der Vater barg sich in einen hohlen Baum, der Sohn hinter einem Termitenhügel. Bald erschien Fugamu mit seinem Sohne, zündete die vorgefundenen Kohlen an, machte das Eisen glühend und begann zu hämmern. Da rief sein Sohn mitten in der Arbeit aus: „Vater, ich rieche Menschen!“ „Das glaube ich,“ erwiederte Fugamu, „denn Kohlen und Eisen kamen ja aus Menschenhänden!“ Sie arbeiteten weiter. Da rief der Sohn wieder: „Vater, ich rieche Menschen!“ Nun sah sich Fugamu um, bemerkte die Lauscher, ward zornig und rief brüllend: „Fortan sollst Du, Alter, ein Baum und Dein Sohn ein Haufen Ameisen sein!“ So geschah es auch, aber seitdem arbeitet Fugamu nicht mehr für die Menschen.

Du Chaillu legte den Heimweg theils auf dem Fluß, theils zu Lande zurück und hat diese Reise in anziehender Darstellung beschrieben. Einst wollte er einen hohen Berg besteigen, welchen dicker Urwald deckte. Mit Aexten und Hirschfängern brachen er und seine Begleiter sich Bahn oder folgten Elephantenwegen. Da man aber die Sonne nicht sehen konnte, verirrte man sich. Um den Rückweg zu finden, hieb man Zeichen in die Stämme oder fällte kleine Bäume. Aber nun stellte sich der Hunger ein, Beeren und Wild verschwanden, man mußte umkehren und froh sein, lebendig den Ausgang aus dem Walde wieder zu finden. Dieselbe Reise unternahm 1866 ein englischer Kaufmann, Walker, welcher seit 12 Jahren in Gabun ansässig war. Da er einen See aufsuchen wollte, von welchem die Eingeborenen viel erzählten, reiste er nach London, um sich die erforderlichen astronomischen Instrumente und Geldmittel anzuschaffen, fand auch Unterstützung bei Kaufleuten und wissenschaftlichen Gesellschaften, kehrte nach Afrika zurück und schloß sich, weil er keine Träger erhalten konnte, einer kleinen Karawane an, die durch Urwald und Sumpf nach dem Ogowai zog. Da überfielen ihn plötzlich seine Beglei-

Digitized by Google

ter, plünderten ihn aus und flohen. Trotzdem gelang es ihm, den nahen Ogowai zu erreichen, ihn auf einem Kahne bis zur Mündung des Ngunië hinabzufahren und beim Häuptling Rempale gute Aufnahme zu finden.

Von hier aus wollte Walker den Okanda besuchen und Rempale gegen gute Belohnung behülflich sein, indessen bedarf man zu einer solchen Flußfahrt die Erlaubniß der Familie der Azyondo, deren Haupt, Ranoki, auf Geschäftsreisen abwesend war. Walker mußte dessen Rückkehr erwarten, benutzte diese Zeit, um die Sambafälle des Ngunië aufzusuchen, welche aber sehr unbedeutend waren und eigentlich nur zwei Stromschnellen bilden, von den Eingeborenen die Zwillingsschwestern genannt. Sie sollen nämlich früher bei einander gewohnt, dann aber in Folge eines Streites sich getrennt haben. Endlich kam die Erlaubniß zur Fahrt auf dem Okanda an. Schweigend und mit entblößtem Haupte ruderten die eingeborenen Inenga an dem heiligen Begräbniß ihrer Vorfahren vorüber, fuhren überhaupt langsam, da das abnehmende Wasser und die Menge der Flußpferde viel Aufenthalt verursachten. Man kam an hügeligem Lande vorüber, wo man viel vulkanische Gesteine und zahlreiche Spuren von Wild fand, und besuchte den Bakolai-Häuptling Obindschi, einen eifrigen Elephantenjäger. Auf der Weiterfahrt kam man durch gebirgiges, waldbedecktes Land, wo der Fluß sich in viele Kanäle theilt, von Steinblöcken hier und da verstopft und voll Stromschwellen ist. In der Ferne sieht man den rauchenden Berg Otombi. Weit aufwärts liegt eine große Höhle Bokboka, deren Geist Umbuiri den Fremden ungünstig ist. Die Uferbewohner, die Okota, gelten für geschickte Diebe, und am anderen Ufer wohnen die kriegerischen Osyeba, aber auch Gorilla's, Elephanten, Büffel u. s. w. Hier kehrte Walker um, erkundigte sich noch nach dem Oberlaufe des Okanda und erfuhr, daß hier die Völker oft ihre Wohnsitze verlassen, einander vertreiben, in die Sclaverei verkaufen und einige gar Menschenfresser sind. Muhamedanische Sclavenhändler, die auf Ochsen reiten, dringen von Osten hervor und scheuchen die kleinen Horden nach Westen. Man fürchtet sich vor den Sapadi und Batehe, d. h. klauenfüßigen Geschöpfen, wie man sie sich vorstellt, welche sehr wild und unbesiegbar sind und unter denen man eben die Sclavenjäger versteht. Das Volk der Fan endlich, welches in den Cristallbergen, am Como und Iconi, den Zuflüssen des Okanda, wohnt, ist von Osten her eingewandert, weil es mit den Weißen Handel treiben will. Die Fan behaupten, aus dem Lande N'Dua mit dem See Tam zu stammen, welches so weit liegt, daß „der Mond elf mal schwarz wird," ehe man es erreicht.

Im Jahre 1867 unternahm endlich auf Befehl der französischen Marine Lieutenant Aymes mit dem Pionier wieder eine Fahrt auf dem Ogowai und

Digitized by Google

nahm den landeskundigen Walker als Begleiter mit. Anfangs kam man durch sumpfigen Mangrovewald, welchen der Fluß in einer Menge von Armen durchzieht. Die Eingeborenen nennen den dunkelgelben Hauptarm Ogowai, die Franzosen aber Nazaré. Aufwärts von der Mangrovewildniß beginnen unabsehbare Binsengebüsche, von denen der Strom große Massen abreißt und als schwimmende Inseln bis ins Meer hinein führt. Erst jenseits der Binsen wachsen Oelpalmen, Kautschuk- und Ebenholzbäume. Die Fahrt litt viele Unterbrechungen, wie bereits erzählt ist. Solche Rasttage benutzte Aymes zu Heldenthaten. Er fuhr z. B. mit einem Boote auf einem Kanal nach dem Dorfe Orovi, dessen Häuptling den Serval beleidigt hatte. Zwar war der Neger seitdem gestorben, aber an seiner Stelle ward sein Nachfolger gestraft und mußte französischer Unterthan werden. Als die Eroberer zurückfuhren, entgingen sie mit Mühe dem Zorn der Flußpferde und Gorilla's, welche sich ihrerseits von den Fremden beleidigt glaubten. Uebrigens stellte Aymes fest, daß der Jonangasee vom Ogowai mit Wasser versehen wird, also ein Ansammlungsbecken desselben ist und im Ngomo wieder abfließt.

Im Namen Frankreichs nahm Aymes von dem Lande bis zur Einmündung des Ngumié Besitz, indem er die französische Tricolore auf einem Baume der Landspitze Diondo aufhißte, woran ihn Niemand hinderte, und kehrte dann nach Gabun zurück mit dem Bewußtsein, Frankreichs Machtentfaltung auch am Ogowai zur Geltung gebracht zu haben.

So viel über diesen großen Strom, welcher vielleicht der Führer nach Innerafrika werden kann. Da die deutschen Reisenden gegenwärtig in diesen Gegenden verweilen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie diesen Flußlauf tiefer ins Land hinein verfolgen.

XI. Karl Mauch.

Dieser eifrigste Durchforscher der südafrikanischen Freistaaten ist ein Süddeutscher, der Goldfelder entdeckte, uralte Ruinen am Zambesi (vielleicht das Ophir der Bibel) auffand, die beste Karte jener Republiken entwarf, den Limpopo und dessen Umländer, Nebenflüsse u. s. w. bereiste. Seine großen Verdienste werden dadurch noch besonders erhöht, daß Mauch sich auf die mühsamste Weise die Mittel zu seinen Reisen verschaffte und andere Männer veranlaßte, ihn bei seinen Forschungen persönlich zu unterstützen, z. B. den Engländer Baine, den Ad. Hübner aus Chemnitz, den W. Mohr aus Bremen, Jebe u. A.

Digitized by Google

Mauch stammt aus Würtemberg, wo sein Vater eine sehr untergeordnete Stellung im Heere einnahm. Der Sohn besuchte die Realschule zu Ludwigsburg, aber da seine Mittel nicht weit reichten, mußte er dieselbe verlassen, um sich als Volksschullehrer sein Brod zu verdienen. Mauch fühlte in sich jedoch einen anderen Beruf, denn ihn zog Forschertrieb in die Ferne. Er benutzte daher sein geringes Einkommen, um sich einige Lehrbücher der Botanik zu kaufen, Lateinisch und Französisch zu erlernen, ja als es ihm gelang, eine Hauslehrerstelle in Steiermark zu erhalten, besuchte er die Bibliothek und naturwissenschaftlichen Sammlungen in Gratz sehr fleißig, machte sich mit der arabischen Sprache bekannt, kräftigte seinen Körper durch anstrengende Fußreisen, gewöhnte sich, tagelang zu hungern und zu dursten, übte sich tüchtig im Turnen und Schießen, ward dabei groß und kräftig und sehnte sich endlich darnach, irgendwie bei Reisen seine Kenntnisse und Talente zu verwenden.

Wie aber dies anfangen? Mauch war ein armer junger Mann, ohne Gönner und Empfehlungen, konnte keine Proben seiner Leistungsfähigkeit vorlegen und erschien als ein Sonderling. Unser Reiselustige faßte sich jedoch kurz und wandte sich an Petermann, diesen Förderer aller strebsamen Männer, der mit aller Welt in Verbindung steht, und dessen Wort mehr werth war als ein Wechsel von Rothschild und Oppenheim. Der humane Petermann antwortete dem jungen unbekannten Manne abmahnend, da er ja nicht wissen konnte, wie weit das Wissen und die Ausdauer des reiselustigen Schwaben reichten, der die Schwierigkeiten, die geistigen und finanziellen Erfordernisse zu fernen Reisen nicht zu kennen schien.

Mauch schwieg, gab aber seinen Plan nicht auf. Er segelte 1863 von Triest ab, suchte in London die erforderlichen Instrumente zu Landvermessungen, Höhenbestimmungen u. s. w. zu erwerben, und ging nach dem Kaplande, von wo aus er Petermann mit der Nachricht überraschte, daß er die Gebiete zwischen Orange-, Vaalfluß und Limpopo bereise, im Auftrage der Regierung vermesse und Karten zeichne.

Solche Arbeiten sicherten dem unternehmenden Würtemberger wohl einen dürftigen Unterhalt, befriedigten aber seine Herzenswünsche nicht. Er wollte bisher unbekannte Gebiete erforschen, und dazu fehlten ihm die Geldmittel und die unentbehrlichen Instrumente. Dem Scharfblick Petermanns entging es nicht, daß Mauch Großes leisten werde. Er erhob daher sein einflußreiches Wort für den Landsmann, erwirkte Geldunterstützung, der König von Würtemberg nahm sich seines Unterthanen auch an, und so konnte Mauch einen Theil der Unkosten seiner weiten Reisen decken. Da die Unterstützung jedoch nicht genügte, da sich Hamburg nur mit 11 Thlrn., Berlin

Digitized by Google

mit 69 Thlrn. betheiligte, so mußte die Büchse aushelfen bei der einträglichen Elephantenjagd und zu Zeiten die Uebung, zwei bis drei Tage zu hungern. Vorzugsweise durchstreifte er die Gegend zwischen Limpopo und Zambesi, deren Form als 7000 Fuß hohe Hochebene er feststellte und den auffallenden Unterschied der Gewächse damit scharf charakterisirte, daß am Limpopo breit-

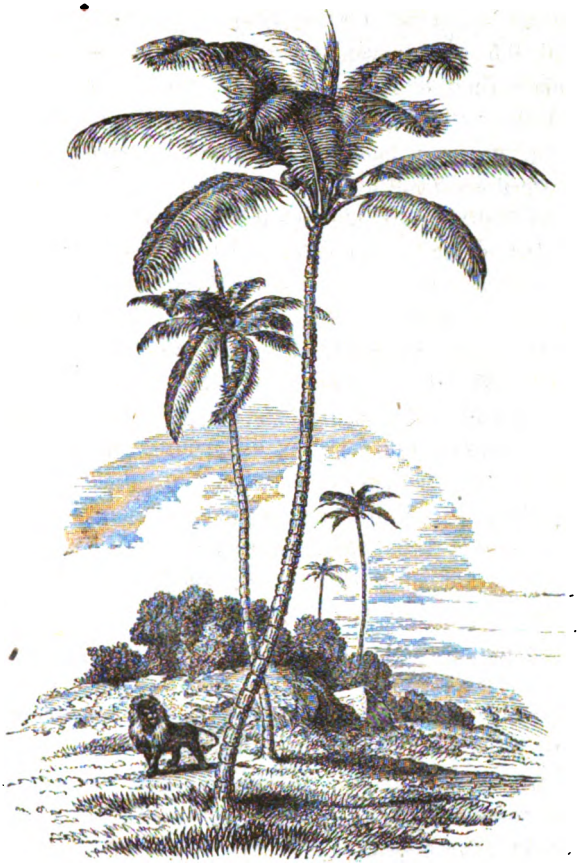


Fig. 139. **Kokospalme.**

blättrige Bäume und niedrige Dorngebüsche vorherrschen, die im Zambesithale fehlen, während die prächtigen Kokospalmen die Nähe niedriger Küste anzeigen. Dort ragt ihr 80 Fuß hoher Stamm wie eine Säule empor mit der prachtvollen Krone von 12—28 Blättern, welche 16 Fuß Länge haben und eine grüne Kuppel von 100 Fuß Umfang bilden. Das ganze Jahr trägt der

Digitized by Google

Baum Blüthen und Früchte von der Größe eines Menschenkopfes, welche in ihrem Milchsaft kühlenden Trank, in dem harten Kerne nahrhafte Speise, dazu Oel und in der faserigen Hülle Stoff zu Geflechten und Tauwerk liefern.

An den Maghaliesbergen lernte Mauch Elephantenjäger kennen, denen er sich anschloß. Dort wohnte der eisenfeste Hartley mit seinen drei kühnen Söhnen, die auf ihren Jagdausflügen bis in die Nähe des Zambesi kamen, dort auch der alte Harmsen, der mit einer altväterlichen Flinte und einem Taschenkompaß sich weit hinauswagte in das pfadlose Land, „ein Meer von Kuppen, welche massige Granitblöcke tragen." Wiederholt unternahm Mauch selbst große Reisen durch diese Hochebene und entdeckte bei dieser Gelegenheit mehrere Goldfelder, deren man noch immer neue auffindet. Hartley hatte nämlich einst einen angeschossenen Elephanten verfolgt und dabei Gruben gefunden, die auf Goldwäscherei schließen ließen. Mauch machte sich auf, dieselben zu untersuchen, fand sie am Tatin, prüfte die Gesteine mit dem Hammer und brachte ein Quarzstück heim, dessen Goldgehalt auf 200 Thlr. geschätzt ward. Was die Jagd einbrachte, zeigt nachstehendes Verzeichniß. Ein Jagdzug ergab: 91 Elephanten, 80 Stück anderes Wild, darunter 2 Flußpferde und 2 Giraffen, 3 Büffel und 5 Nashörner. Das Elfenbein wog 4000 Pfd., welches man zum Theil auf eignem Rücken und auf denen der wenigen Träger heimbrachte, um es für 7000 Thlr. zu verwerthen. Mauch's Karten nennt Petermann auch in der Ausführung die besten, und Mauch erhielt ehrenvolle Anerkennung dafür von Seiten der Nationalregierung. Um sich für die Unterstützung aus dem Vaterlande erkenntlich zu erweisen, legte er Sammlungen aller Art an und sandte sie in die Heimath.

Ueber seine wiederholten Reisen führt Petermann sorgfältig Buch. Um zu veranschaulichen, mit welchen Schwierigkeiten Mauch dabei zu kämpfen hatte, theilen wir die dritte große Reise mit, welche er 1868 ausführte, nachdem er sich zu derselben im Gebrauch der astronomischen Instrumente auf der Sternwarte zu Pietermaritzburg besonders vorbereitet hatte.

Mauch gehört nicht zu den Menschen, denen das Glück nachläuft, sondern zu den eisernen Naturen, welche dem Unglück trotzen. Seine Reise (1868) fing nicht gar ermuthigend an. Er wollte so wenig als möglich Begleiter mitnehmen, um nicht für zu viel afrikanische Magen sorgen zu müssen. Nachtigall, Missionar in Lydenburg, vermochte nach vielem Zureden vier Kaffern, das Gepäck Mauch's zu tragen. Es kamen indeß nur drei Bekehrte, und von diesen lief einer nach ein paar Tagen davon, weil ein Packochse einen Fehltritt that und der Kaffer dies für eine schlechte Vorbedeutung hielt. Mauch schleppte sich bis zum nächsten Häuptling und bat um zwei Begleiter, die er gut bezahlen wollte. Sie wurden zugesagt, aber es erschien nur ein Exemplar,

Digitized by Google

Fig. 140. Gamoshopa, Hauptſtadt der Bakatſa.

Digitized by Google

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

ein anderer kam nach ein paar Tagen, und Mauch nahm daher noch zwei Knaben von vierzehn Jahren in Dienst, welche die Hungersnoth im Lande zwang, Unterhalt zu suchen. Einer davon ergab sich dem Hanfrauchen derart, daß er in acht Tagen starb. Von allen den Reisebegleitern kannte nicht ein einziger die Wege und die Sprache der Landesbewohner.

Die Ochsen wollten in Betreff der Unbrauchbarkeit ihren menschlichen Landsleuten nichts nachgeben; der eine schleppte sich täglich kaum etwas über zwei Stunden weit fort, magerte dabei ab, ward von Tsetsefliegen zerstochen und hielt es daher für besser, dem Leben Valet zu sagen. Mauch wollte wenigstens etwas von dem retten, was der Ochse gekostet hatte. Er schlachtete ihn und aß ihn auf, wobei ihm seine fünf Kaffern energisch Beistand leisteten. Es blieb nur eine Eselin als Trägerin übrig, welche 50 Pfund trug, wacker marschirte und auch mit der bescheidenen Kost zufrieden war, wie sie die Steppe liefert, d. h. mit Baumrinde und trocknen Blättern, und dabei 24 Stunden durstete. Von der Tsetse hatte sie nichts zu leiden und war daher eine angenehme Begleiterin, bis auch sie das Verhängniß erreichte. Etwa 16 Meilen vom Limpopo begegnete die kleine Reisegesellschaft einer Heerde Zebra's, in welche die Eselin gerieth und von dieser fortgeführt wurde.

Ochsen und Eselin waren also fort. Jetzt mußten die Kaffern und Mauch selbst deren Stelle ersetzen, indem sich jeder 40 Pfd. auf Schultern und Rücken lud und damit durch heiße, wasserarme Flächen schritt. Zu solchen Unglücksfällen kam aber auch der Tod des Königs. Es fehlte nun im Lande ein Herrscher, um die Reisenden zu schützen. Die Bewohner traten zu Räuberbanden zusammen, die Stämme plünderten einander aus, und einem solchen Gesindel fiel auch der arme Mauch in die Hände. Die Bande nahm ihn gefangen, transportirte ihn unter strengster Bewachung nach Gamoshopa und ließ ihn mit seinen Kaffern übermäßig hungern. Denn damals herrschte in jenen Gegenden große Trockenheit, daß die Bewohner von Gras, Wurzeln und Baumfrüchten kümmerlich lebten und nicht Lust hatten, diese noch mit ihren Gefangenen zu theilen. Die Wildhühner waren bereits weggefangen, die Fische in den ausgetrockneten Flußbetten verfault, die Bohnen erregten Brechen, und Mauch lebte von seinen Büffelfellsandalen, soweit sie reichten. Auf diese Weise legte er in drei Monaten an 100 Meilen zurück bis zur Missionarstation Inyati, und trotzdem setzte er auf dem Marsche seine Forschungen fort, was er sich aber gar nicht merken lassen durfte.

Als Mauch die Missionsstation erreicht hatte, kam er frei und erhielt für den Rückweg sogar einen Wagen. Er benutzte jedoch die Rückreise, um von den Halteplätzen aus nach verschiedenen Seiten hin Ausflüge zu machen, welche zwar sehr anstrengend waren, wobei er aber Goldadern nachspürte,

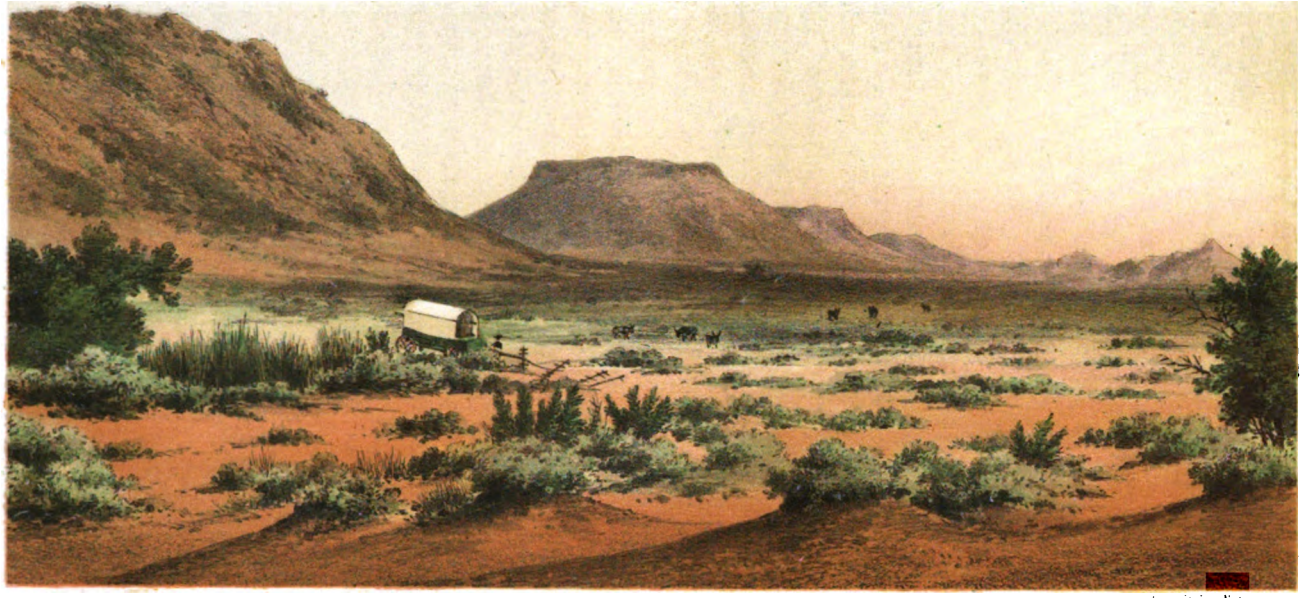
Digitized by Google

die er in den Gesteinarten vermuthete. Ebenso untersuchte er die einzelnen Flußthäler, um daraus die Steigung des Landes zu beurtheilen. In dem Gebiete des Umfulefluſſes boten die 4 bis 500 Fuß hohen quarzreichen Bergkuppen herrliche Rundschauen, sodaß man weithin die Richtung der Bergzüge verfolgen konnte. Nach Westen und Süden breitet sich wellige Fläche aus, die sich sanft nach Norden senkt, hier und da von einem Hügel überragt und von vielen kleinen Flußläufen durchfurcht ist. In der Ferne erheben sich Höhenzüge oder steigen langgestreckte Basaltberge aus dem rothbraunen Lehmboden auf. Busch- oder niedriger Baumwald zieht sich in dichten Streifen an Flüßen hin, dazwischen bilden Sümpfe kahle Strecken, oder erheben sich vereinzelte Baobabs, Palmen und Baumfarren.

In diesem Walde streifen Elephantenrudel umher, die von Weitem wie schiefergraue Punkte aussehen. Sie überspritzen sich an den Sümpfen gern mit Wasser oder wälzen sich im Schlamme, brechen dann Baumäste nieder, stoßen mit den Zähnen die Rinde durch, reißen lange Stücke davon ab, um das eine Ende in den Mund zu stopfen und das Uebrige mit dem Rüssel langsam nachzuschieben, bis das 15 Fuß lange Band verschwunden ist. Einst stieß Mauch im hohen Grase einer Steppe plötzlich auf ein solches Rudel und kletterte auf einen Baum, um das Treiben der Gesellschaft zu beobachten. Unglücklicherweise saß hier ein Honigkuckuk, erhob ein gewaltiges Geschrei wegen des Fremdlings und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Elephanten. Unbeholfen humpelte der eine heran, sah den Würtemberger auf dem Baume hocken, suchte ihn mit dem Rüssel zu erreichen, und als dies nicht gelang, trottete er zu den Seinigen. Diesen theilte er seine Beobachtungen mit, worauf sie beschlossen, in Gesellschaft den Baum zu besuchen, um den seltsamen Bewohner desselben zu studiren. Mauch führte nur eine leichte Jagdflinte bei sich, die er außerdem noch unten an den Stamm des Baumes angelehnt hatte, weshalb er schnell herabstieg, um sich einer peinlichen Untersuchung zu entziehen. Seine Schnelligkeit rettete ihn.

Die Bäume am Umbili und Umfule hatten manches Besondere, namentlich trugen sie lange, schotenartige Früchte, große, feingefiederte Blätter und wurden von Raupen ganz kahl gefressen. Sie wuchsen an 40 Fuß hoch empor, zeigten unter der grauen Rinde dunkles Kernholz, welchem süßer Gummisaft entquoll. Die Blüthen bildeten aufrechtstehende, duftige Trauben, die Bohnenfrüchte standen fächerartig über dem Blüthenschirm hervor und öffneten sich mit einem Knall. Die Blätter sahen roth oder hellgrün aus. Die weichen Samenkerne schmeckten wie Mandeln, wurden aber bei der Reife steinhart. Außerdem wuchsen auf Sandrücken gemischtes Gehölz von Zuckerbusch mit silbergrauem Laube, aschfarbige Mopanibäume mit kahlen, knorrigen Aesten und schmalen

Digitized by Google



Ansicht aus der östlichen Provinz. (Cradock-District.)

Digitized by Google

NEW YORK
LIBRARY

Digitized by Google

Blättern, und Dornbäume, welche der Bauer schlägt, um daraus die Umzäumung für seine Ochsen gegen den Buschbaas zu machen.

Vorzugsweise studirte Mauch den Bau der Drakenberge, dieser Plateauwand der Kathlamba- (Quathlamba-) Gebirge. Sie streichen der Küste parallel von Süden nach Norden, bis sie plötzlich nach Westen umwenden. Nur im Westen der Delagoabai sind sie durchbrochen, da viele Flüsse hierher ihren Weg genommen haben. Auf dieser Gebirgshochebene findet man viel Pfannen d. h. seenartige Wasserbecken mit gleichbleibendem Wasserstande, und die nach Ost und Nord gehenden Flüsse haben starkes Gefäll und bilden Wasserfälle, was bei den Zuflüßen der Vaal nicht der Fall ist. Mit kaltem, klarem Wasser rauschen die Flüsse das ganze Jahr lang dahin in tiefen, hochwandigen Betten von rothem und violettem Sandstein oder durch weißliche Sandsteinschluchten, die an vielen Stellen von grünlichgrauen und grünlichschwarzen Basalten in ihrer Lagerung verworfen und oft mit abgerundeten Basaltblöcken übersäet sind. In den Sandsteinschluchten wohnt der Leopard, auf den Felsen selbst treiben sich Paviane und Klippdachse umher, im Wasser jagen lebhafte Ottern, im Allgemeinen aber ist Wild selten. Denn der Winter wird sehr kalt, sodaß es Eis von einem Viertelzoll Dicke friert, und man es bei dem eisigen Südost im Freien kaum aushalten kann.

Anmuthig in einem breiten Flußthale steht das Dörfchen Lydenburg, dessen weiß getünchte Häuser freundlich durch hohe Eukalypten und Trauerweiden hervorschauen. Wenige Meilen davon in wildromantischer Gegend findet man die Reste des verlassenen Orichstadt, welches rings von hohen Bergen eingeschlossen ist. Dichte Vegetation bedeckt den Boden, Obstbäume stehen den Fluß entlang, und in dem nordwestlichen Abfalle voll dichtbewachsener Schluchten hausen Landeseingeborene, ließen sich aber auch Berliner Missionare nieder. Großartig sind die Rundschauen von den Granitblöcken in das Alpenland hinein. Ringsum gewaltige, abgestumpfte Tafelberge, von deren zerrissenen Gesimsen mächtige Felsklumpen überhängend in tiefe Schluchten hinabschauen. Bäche stürzen einige hundert Fuß tief in Felsspalten nieder und zerstäuben dabei zu feinem Regen, und in der Ferne hebt sich Bergzug hinter Bergzug empor. Ein schmaler Saum führt als Fußpfad an Abgründen hin, wo bald ein abgebrochener Baumstam, bald ein niedergestürzter Felsblock den Pfad sperrt, welchen feuchter Lehm oder glattes Gras oder dichtes Geflecht der Asklepias, stachlige Euphorbien, Dornsträucher und scharf vorspringende Felsenecken gefährlich machen. Manchmal sind die Bäume von Termiten inwendig ganz ausgehöhlt und brechen um, wenn man sich an sie anhalten will. Auf solchen Pfaden geht es stundenlang abwärts, oft durch eiskalte Flüße, Schlingpflanzen und Geröll.

Digitized by Google

Am Fuße dieser Gebirge breitet sich zwischen dem Lepelle- und Lethobo-flusse eintönige Fläche mit vertrockneten Flußbetten, Buschfeld und Granitgeschiebe aus. Aus sattelartigen Vertiefungen des Gebirges treten Sandflußbetten hervor, die nur zur Regenzeit Wasser führen. Den schönen Olifantfluß durchziehen viele Felsriffe, umgrünen 15 Fuß hohe Riedgräser, mit gewaltigen Bäumen untermengt, und hier giebt es Goldfelder. Diese Steppen, unterbrochen von kahlen Bergzügen, charakterisiren das südafrikanische Hochland, und werden trefflich durch die beigegebene Skizze des Dr. Fritzsch (Fig. 141) veranschaulicht.

Durch das Buschfeld, aus welchem hier und da ein verkrüppelter Baobab aufragt, wandern Giraffen, Büffel, Zebra, Buschantilopen, und im Wasser hausen Flußpferde, doch sind sie alle sehr scheu und die Jagd wenig ergiebig. Hinter Steinblöcken verborgen liegen die kleinen Kraale der Kaffernhorden, andere Eingeborene durchirren obdachlos den Busch und leben elend von Wurzeln, wilden Früchten, denn von Hausthieren begleitet nur der Hund den Menschen.

In gebirgiger Gegend sammelt der Limpopo seine Zuflüsse in einem kiesigen Bette von 1250 Schritt Breite mit einem Wasserlaufe von 150 Schritt, den andern Theil seines Bettes füllen Sand und Riedgras, in denen das Ufer unmerklich sich verliert. Erst in einiger Entfernung erhebt sich eine 15 Fuß hohe Sandwelle, auf welcher hohe Bäume und undurchdringliches Gestrüpp wachsen. Dann steigt man in eine schwarze Mulde von einer Meile Breite hinab, wo Fächerpalmen wachsen, worauf licht bewachsene Anhöhen und bunte, von Schluchten durchbrochene Sandsteine, Granit und Basaltstrecken folgen. Am Lethobo ist die Vegetation bereits tropisch, es reifen Bananen, Orchideen umwuchern alle Baumstämme, Baobabs entwickeln ihre mächtigen Baumkronen, das Gras wird 18 Fuß hoch und macht die Fußpfade, welche hindurch führen, recht geeignet zu Schlupfwinkeln für Räuber, weshalb man diese Wildnisse auch „Spelunken" nennt. Zahlreich wohnen hier die Baroma-pulana, deren spitzdachige Hütten auf vorspringenden Felsen oder hoch am Ende einer Schlucht im dichten Busch stehen.

Am Lubyefluſſe wandernd mußte Mauch viel hungern und dursten, bis er es lernte, Schmetterlinge und Wespen zu beobachten, deren Flug nach wasserhaltigen Sandstellen führte. Die Wasserscheide zwischen Limpopo und Zambesi ist ein breiter, kahler Grasrücken, der sich nach Nordost unabsehbar dahinzieht, selten unterbrochen von einer Bergkuppe, und dessen Felsboden häufig von Quarzadern, Glimmerschiefer und Grünstein durchbrochen wird. Buschfeld erscheint selten, oft aber die Cäsalpinie als vorherrschender Baum.

Unter Leitung des Maschonakaffern Makombo (schwarzes Rhinozeros)

Digitized by Google

durchstreifte Mauch die Umgegend, weil er Goldfelder vermuthete und solche wirklich fand, wo man bereits Tausende von Gruben bearbeitete. Die Uferwände der Flüsse bestehen aus feinem weißem Quarz und werden von Bäumen mit großen, purpurbraunen Blüthen beschattet oder von Sträuchern mit glänzenden Blättern und jasminartig duftenden-Blüthen umsäumt. Im Wasser tummeln sich Krokodile und Flußpferde, und an dessen Ufer nisten Honigvögel, welche das Vorhandensein zahlreicher Bienennester anzeigen, indem sie sich schreiend neben denselben niederlassen. Unter den Dornbäumen treibt sich das grimmige schwarze Nashorn umher, durch den Busch und zum Flusse führen die Gänge des Großwilds. Nach den Goldlagern zu geht der Weg durch schattenlosen, wasserarmen Buschwald, wo 10 Fuß hohes, hartes Gras das Fortkommen erschwert und den Wanderer ermüdet. Manche Bäume tragen fächerartig sich ausbreitende Blätter und wallnußgroße Früchte, deren braune Schale den Eingeborenen als Schnupftabaksdose, die Blätter als Hüte und Bierbecher dienen.

Die Matebele, die Bewohner dieser Gegend, laufen bettelnd jedem Fremden nach, steigen sogar auf die Wagenräder während des Fahrens, nehmen dabei nicht selten Schaden, und oft muß man die Zudringlichen, die jüdischen Gesichtsschnitt tragen, mit der Ochsenpeitsche zurückhalten. Ihre Sclaven sind die Maschona, die als Abzeichen ihres Standes einen Lendenschurz von Wildkatzenfell tragen, für ihre Herren Getreide anbauen und aus Eisen Wasser- und Kochtöpfe verfertigen müssen. Die Matebele betrachten dieselben wie Hunde und dürfen sie ohne Weiteres todtschlagen.

Da sich Mauch der Residenz des blutgierigen Despoten Mosilikatse näherte, so mehrten sich die ausgetretenen Wege, auf denen Staatsboten, mit drei Speeren, Wurfkeule, Messer und Schild aus Ochsenfell bewaffnet, geschäftig ab- oder zugingen. Diese schreien, singen, schnupfen und betteln, lügen unter lebhaften Geberden und der Betheuerung, daß sie nur Wahres erzählen, jeden Begegnenden an mit der Grußformel: „Ich sehe Dich.“ Dankt der Angeredete nicht, so wird er tüchtig ausgeschimpft; antwortet er mit dem Gegengruß, so wird er angebettelt.

Da in Afrika jeder Reisende sich dem Häuptling vorstellen, ihn beschenken und um die Erlaubniß, in seinem Lande zu reisen, bitten muß, so ging Mauch auch in die Palasthütte des siebzigjährigen Mosilikatse, welchem die eine Seite durch einen Schlaganfall gelähmt war. Trotzdem nahen sich seine Unterthanen nur mit Zittern, denn er ist sehr mordgierig und schlägt Mißliebige mit eigner Faust todt. Den Residenzkraal umgiebt eine Umzäumung von Baumzweigen, hinter welcher 1000 Ochsen stehen, und neben welcher sich der Audienzsaal oder Platz der Rathsversammlung (Khotla) befindet. Dem Ein-

Digitized by Google

gange gegenüber sitzt der schwarze Tyrann an der hintern Wand. „Ich sehe Dich, König," redet man ihn an, setzt sich auf den Fußboden und wartet ab, ob es ihm gefällig ist, Notiz von dem Gaste zu nehmen. Sein fürstliches Haupt bedeckt eine schottische Mütze, ein baumwollenes Sacktuch umgürtet seine Lenden und eine weiße Wolldecke dient als Fürstenmantel. Fette Weiber stehen und sitzen dienstbereit um seinen Thron, einen plumpen Lehnstuhl, ein kleiner Junge steht mit der Schnupftabaksdose zum Dienst bereit, und die Großen des Reichs hocken schweigend um ihn herum, um Prosit zu rufen, wenn die Majestät niest. Er läßt sich die Nägel mit lauem Wasser und einer Abkochung der Moganiblätter waschen, verschlingt ein Frühstück von Ochsenfleisch, bespricht Staatsangelegenheiten, entscheidet Prozesse, trinkt fleißig dazwischen Bier und hält dann mitten in der Berathung im Zeltwagen Mittagsruhe. Weiber sind seine Diener, seine Hirten und Spione, und um den Kraal steht die Leibwache hinter offenen Verhauen ohne Hütten und läßt Nachts Feuer brennen, um wilde Thiere abzuhalten. Mitunter vergnügt sich der Fürst an Krieger-, Weiber- und Kindertänzen. Die Krieger stehen dann in drei Reihen, singen, stampfen staubwirbelnd mit den Beinen den Takt, und Mosilikatse wird manchmal so ergriffen, daß er den Gesang summend begleitet und mit der Tabakspfeife den Takt schlägt. Dann läßt er einen Ochsen braten und Bier vertheilen; gefiel ihm der Tanz nicht, so müssen die Krieger hungern.

Von Mauch's Reisen ist außer denen nach dem Zambesi und den dortigen Ruinen besonders die auf dem Vaal hinab von Potschefstrom bis nach den Goldfeldern bei Hebron interessant. Ein gewisser Forstmann wollte ein großes Floß bis Hebron im Diamantenbezirk schwimmen lassen, und um diese Fahrt zu sichern, unternahm der kaum von einer Krankheit genesene Mauch eine Probefahrt in einem Boote von 10 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Als Ausrüstung genügten ein Mast, eine Raa, ein Ruder und ein Ochsenriemen. Die Fugen des Bootes hatte man nicht getheert, sondern nur leichthin verstopft, weßhalb das Fahrzeug bald Wasser schöpfte, und Mauch des Nachts im Busch am steilen Ufer schlafen mußte. Unterwegs zählte er 33 große Hindernisse, welche zu überwinden waren. Der Fluß theilt sich oft in viele Arme, die zu schmalen Kanälen werden und voll Weidendickicht sind, sodaß Mauch alle Geschicklichkeit aufbieten mußte, um von den schräg überhängenden Bäumen nicht aus dem Boote geworfen zu werden. An andern Stellen stieß das Boot an Baumstämme, glitt schwankend durch Stromschnellen und über Felsblöcke, wobei Mauch stehend mit großer Umsicht das Gleichgewicht herstellen mußte oder vom Hintertheil in den Vordertheil sprang, um diesen niederzudrücken. Mitunter gerieth das Boot in einen Mahlstrom; ja einst hatte der

Digitized by Google

Fig. 142. Rathsversammlung beim Häuptling.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

Schiffer 16 Meilen weit heftigen Gegenwind, der ihn zurück oder ans scharfkantige Felsufer trieb. Nur verstohlen schlüpfte der einsame Ruderer von Strecke zu Strecke wieder vorwärts mit Hülfe eines großen Regenschirmes, welchen er statt eines Segels aufspannte. Dann kamen flache Stellen, deren Binsenwald das Fortkommen erschwerte, weshalb Mauch das Boot mit dem Ruder über Geröll und Binsen heben mußte. Die letzten fünf Meilen bestehen aus einer Kette von Stromschnellen und Wasserfällen, von denen eine 20 Fuß hoch und 40 Fuß lang ist. Mauch band sich den Riemen des Bootes um die rechte Hand und sprang von Stein zu Stein. Endlich erreichte er nach 23 Tagen Hebron. Als Zehrkost hatte er nichts als Milch, Wasser und Brod, und die Sonne hatte Arme und Füße so durchbrannt, daß er handgroße Stücke von der Haut abziehen konnte.

Die Flußufer bieten viel malerische Partien, da sie von hohen schlanken Weiden mit lichtgrünem Laube eingefaßt sind, hinter denen dunkelgrüne Akazien stehen. Auf dem Wasser schwimmen Enten und Gänse, die sich mit einem Schrei erheben und schwerfällig davon fliegen, während die Jungen untertauchen und ins Dickicht fliehen. Dazwischen mahnt auch das Perlhuhn durch einen Schrei zur Flucht, schaut ein Frankolin vom Baumast auf den Fährmann, richtet eine aufgescheuchte Eule ihre großen Katzenaugen aus dem Baumdunkel auf den Kahn, während dunkle Koromane mit ausgerecktem Halse nach oben blickend unbeweglich auf trocknem Weidenaste sitzen. Am Rand einer Bucheninsel steht der graue Kaffernkranich, Königsfischer tauchen, unter dichten Dornbäumen weiden Kühe, und Ziegen rupfen junge Blätter von den Mimosen. Auf den Sandsteinfelsen bellen Paviane, an den überhängenden Uferfelsen hängen zahllose Schwalbennester, umkreist von den behenden Fliegern. Dies war die Unterhaltung auf der gefahrvollen Fahrt eines unschiffbaren Flusses.

Noch ist Mauch in der Transvaalrepublik thätig als Pfadfinder, Kartenzeichner und Entdecker, und wir dürfen von ihm noch manchen schönen Bericht erwarten. Da die von ihm entdeckten Goldfelder in einer früheren Abtheilung besprochen sind, so fügen wir zum Schluß die Beschreibung jener räthselhaften Ruinen von Zimbaoe an, welche er für die Reste des alten Ophir hält, was Andre bestreiten.

Unter großen Gefahren und Mühseligkeiten suchte Mauch jene Ruinen auf, von denen schon portugiesische Reisebeschreiber erzählten. Sie befinden sich etwa 40 Meilen von Sofala am oberen Tokoe auf einem 400 Fuß hohen Berge, welchen ein enges Thal von einem niedrigen Hügel trennt. Dort steht eine 30 Fuß hohe Mauer, die aus Granitplatten von der Größe eines Backsteinziegels derart errichtet ist, daß man keinen Mörtel anwendete, sondern

Digitized by Google

die Steine sich durch ihr Gewicht und die Breite der Mauer halten müssen. Schutt, Nesseln und Gestrüpp verhüllen diese Mauerreste zum Theil, die man 150 Yards weit verfolgen kann, worauf man auf einen 30 Fuß hohen Thurm stößt, welcher unten cylindrisch, oben kegelförmig und ganz von dichtem Gestrüpp umwachsen ist.

Die Reise selbst war, abgesehen von den gewöhnlichen Beschwerden der pfadlosen Steppen Südafrika's, ein Wagniß schon deshalb, weil Mauch keine zuverlässigen Diener finden konnte, indem sich Eingeborene in die verrufene Gegend der Geisterburg nicht wagen oder die feindseligen Bewohner fürchten, welche behaupten, in den Ruinen liegen wunderbare Schätze aufgehäuft, die man den Blicken der Fremden entziehen müsse. Wieder Andere behaupten, man dürfe diese Stätte der Geister, welche der verdrängte Kaffernstamm als Heilige verehre, nicht stören, damit die Geister nicht in ihrem Zorne die Umwohner strafen. Trotzdem arbeitete sich Mauch mit seinem Ochsengespann durch Savannen und Gestrüpp, durch Flüsse und Schluchten; da entliefen ihm in einer Nacht, als er ermüdet ruhte, die Diener und nahmen ihm sogar die Ochsen mit fort, sodaß er ganz allein und verlassen in einer Gegend stand, welche noch nie ein Europäer betreten hatte. Dazu kam noch eine andre bittere Erfahrung. Unterwegs hatte er nämlich die Kinder einer Kaffernfamilie gerettet und brachte sie den Eltern zurück; aber diese waren so wenig erfreut darüber, daß sie dem Ueberbringer nicht einmal Speise reichten, sondern ihn mit seinen Begleitern hungern ließen. Endlich fiel Mauch gar einem Häuptling in die Hände, dessen Kraal auf einem Felsen stand. Dieser haßte zwar die Weißen, wagte aber den Fremdling nicht zu tödten, beschloß vielmehr, ihn gefangen zu halten, um dessen Kenntnisse zu benutzen. Nur mit List und Muth entschlüpfte ihm Mauch und kam in das Goldfeld Sofala's, von wo jener Obelisk, wie man den alten Thurmrest nannte, nur noch drei Tagereisen weit entfernt lag.

Die Gegend von Zimbaoe oder Zimbave oder Zimbabye ist unbewohnt, da die Malotse von hier fortzogen, um feindseligen Nachbarn auszuweichen. Weil ihnen aber die wunderbaren Ruinen, wo man auch noch eiserne Geräthe fand, wie sie nur bei weißen Menschen in Gebrauch sind, für heilig gelten, so schleichen sie sich von Zeit zu Zeit herbei, um hier heimlich zu beten. Einsam und verschollen stehen die Mauerreste aus alter Zeit da. Als die Portugiesen bis in diese Gegend vordrangen, hörten sie von alten Steinwerken, gelangten aber nicht bis hierher, sondern dos Santos berichtet nur nach den Aussagen der Eingeborenen. Doch scheint de Barros sie gesehen zu haben und beschreibt sie als viereckige Festung mit Inschriften, hielt sie aber für ein Werk des Teufels. Ob sich Inschriften finden, weiß Mauch nicht, da er keine Nach-

Digitized by Google

grabungen vornehmen konnte. Doch sah er an den runden Pfeilern einfache Verzierungen von ringartigen Bändern und zwischen denselben verschobene Vierecke eingemeiselt.

Die Mauern sind 7—10 Fuß dick, rund oder im Zickzack angelegt, und hier und da ragen Steinbalken von 8—10 Fuß Länge hervor. Sie bestehen aus grünlichschwarzem, klingendem Gestein, haben 8 Zoll Breite, 3 Zoll Dicke und zeigen mancherlei Verzierungen, welche aber nicht recht mehr kenntlich sind. Das innere Gebäude hinter der Mauer ist verfallen, doch ragt noch ein Thurm ohne Eingang zwischen der inneren und äußeren Mauer empor, der unten 15 Fuß Durchmesser hat, oben aber nur 8 Fuß. An der inneren Mauer bemerkt man einen schmalen Zugang, der aus vier Doppelbogen schwarzen Gesteins besteht und 20 Fuß über dem Boden Verzierungen erkennen läßt. Gebüsch und Bäume von 3 Fuß Durchmesser verstecken einen Theil der Ruinen, über deren Alter und Erbauer sich also noch gar nichts sagen läßt. Gelingt es, den Schutt fortzuschaffen und vielleicht Inschriften zu finden, dann werden diese alten Steine auch eine Sprache erhalten, die uns über eine Jahrtausende alte Vergangenheit berichten können.

Wie bereits gesagt, vermuthen viele Gelehrte, daß hier eine phönizische Faktorei Ophir gestanden habe, da im Talmud dieser Ort Sophir genannt wird, welches andre Forscher nach Indien oder Ceylon verlegen. Vorläufig sind uns diese Steinhaufen ein Räthsel, wie so Vieles in Afrika.

XII. David Livingstone.

Unter den Reisenden in Afrika nimmt Livingstone eine der ersten Stellen ein, da er bisher unbekannte Gebiete unter Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren bereiste, wie man sie in Europa nicht kennt, tief in das Innere Afrika's und zu den großen See'n vordrang, Flußläufe verfolgte und den ganzen Erdtheil von einer Küste bis zur andern durchwanderte. Solche Thaten lesen sich recht angenehm und scheinen daher leicht und unterhaltend zu sein, aber ihre Ausführung ist eine Kette von Gefahren, Anstrengungen und setzt Eigenschaften voraus, wie sie nur zuweilen in einer Person sich vereinigen. Der Reisende muß eine Menge von verschiedenen Kenntnissen besitzen, um Pflanzen, Thiere und Steine zu classificiren, Wind und Wetter zu beobachten; aber er soll auch die Länge und Entfernung der Oertlichkeiten vermessen, Lage, Länge und Richtung von Flüssen, Gebirgen und Küsten aus der Stellung der Sonne, des Mondes und gewisser Gestirne berechnen und auf die Karten zeichnen. Dieses zusammen erfordert also sehr

Digitized by Google

viel Kenntnisse, zu denen wir nicht einmal die wünschenswerthe Fertigkeit im Zeichnen rechnen wollen. Dazu kommen aber noch viel andere Erfordernisse. Der Reisende muß doch mit den Einwohnern reden können, um über dieses und jenes Erkundigungen einzuziehen. Also einige Sprachen, die ja auf weiten Strecken oft wechseln, muß er einigermaßen verstehen. Hierbei genügt es nicht zu wissen, was Brod, Fleisch, Mensch und dergl. in der fremden Sprache heißen, sondern er soll den Geist der Sprache erfassen, Wortbildung, Wortzusammensetzung und Ausdrucksweise, weil jene Völker ihre Gedanken auf ganz besondere Art ausdrücken. Die Afrikaner haben eine Menge Dinge nicht, welche wir besitzen. Wie also soll man dieselben ihnen verständlich bezeichnen, wie wiederum für ihre Pflanzen, Thiere, Kleidung, Hausgeräthe und s. w. das europäische Wort finden? Lebt der Reisende einige Jahre unter ihnen, wie Mauch, Livingstone, Bleek, Fritsch, sodaß sie die Aussagen der Eingeborenen zu verstehen und richtig zu deuten vermögen, so bedürfen sie doch noch einer sicheren Menschenkenntniß, um die dortigen Stämme und Personen richtig zu beurtheilen, wovon oft die Sicherheit des Lebens und der Erfolg der Forschungen abhängen. Endlich setzt man voraus, daß der Forscher große Anstrengungen im Marschiren, Bergsteigen, Schwimmen und Klettern aushält, daß er Hunger und Durst erträgt, wochenlang im Freien übernachten kann, daß ihm Hitze und Kälte nichts schaden, Fieber, Wunden und Krankheiten nicht aufhalten bei mühevollen Reisen im Wagen, zu Fuß oder zu Pferde. Er muß ferner mit den Häuptlingen, mit Führern und Trägern fertig werden, Ochsen lenken, Pferde reiten, die Büchse für den Fleischerwerb geschickt handhaben, darf den Kampf mit Löwen, Elephanten, Nashörnern und Büffeln nicht scheuen, bei Gefahren den Muth und die kalte Besonnenheit nicht verlieren und muß durch sein persönliches Auftreten die begehrlichen, raubgierigen Eingeborenen in Schranken halten. Wenn man diese lange Reihe von Anforderungen an die Reisenden zusammenrechnet, dann erst vermag man ihre Leistungen zu würdigen, auch in dem Falle, daß ihre Unternehmungen mißglückten.

Man muß also Achtung haben vor jedem solchen wissenschaftlich gebildeten Reisenden, welcher der europäischen Behaglichkeit entsagte, um sein Leben in dem heißen Afrika unter rohen Völkern hinzubringen und brennende Flächen, walddichte Gebirge zu durchwandern, gefahrvolle Riesenströme und Riesensee'n auf gebrechlichem Nachen zu befahren. Indessen Livingstone that mehr, gleich Mauch arbeitete er sich aus dem Stande der Armut empor, erkaufte sich durch Entbehrungen die Mittel, seine Kenntnisse zu vermehren und sich mit jenem Wissen auszurüsten, welches befähigt, den Reisen einen höheren Werth für Wissenschaft und Praxis abzugewinnen. Zum Dank für solche außerordent-

Digitized by Google

liche Leistungen verlieh ihm die alte berühmte Universität zu Oxford den Titel Doctor der Rechte, die geographische Gesellschaft zu London ernannte ihn zum wirklichen Mitglied und die Staatsregierung unterstützte ihn mit Geld und durch ihr Ansehen, damit er das Christenthum und den Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle verbreite und den Sclavenhandel unterdrücken helfe. Freilich sollte dies nicht der Zweck geographischer Entdeckungsreisen sein, indessen in England will man auch einen handgreiflichen Gewinn haben.

David Livingstone stammt aus Schottland wie Bruce, Mungo Park, Cumming und andere Afrika-Reisende, die sich berühmt gemacht haben. Sein Großvater lebte auf einer der Hebriden als Landmann, zog dann in das Dorf Blantyre Works, wo er an einer Baumwollfabrik als Schreiber angestellt wurde. David's Vater betrieb eine kleine Krämerei, erzog seinen Sohn in aller Strenge der schottischen Kirche und brachte ihn nach Landessitte als zehnjährigen Knaben in eine Fabrik, damit er sich etwas verdiene. Der Knabe verwendete seinen Lohn aber nicht auf Leckereien, sondern kaufte sich eine lateinische Sprachlehre, lernte an dieser Sprache von 8—10 Uhr in einer Abendschule und studirte dann noch bis Mitternacht. Oft nahm ihm die besorgte Mutter die Bücher aus der Hand, denn er mußte früh 6 Uhr wieder in der Fabrik sein, und sie fürchtete, daß er diese doppelte Anstrengung des Lernens und der körperlichen Arbeit nicht aushalten werde.

Nach einigen Jahren hatte David nicht nur die berühmtesten Schriften der Lateiner, sondern viele andre lehrreiche Bücher gelesen, vor allen aber liebte er Reisebeschreibungen, welche ihn so sehr begeisterten, daß er auch fremde Erdtheile bereisen und deshalb Arzneikunde erlernen wollte, weil er hoffte, daß ihm solches Wissen das Reisen unter wilden Völkern erleichtern werde. Als er daher Baumwollspinner geworden war, ersparte er sich im Sommer soviel, daß er in Glasgow den Winter über Griechisch, Theologie und Medicin studiren konnte, schloß sich dann einer Missionsgesellschaft an, um sich nach China senden zu lassen. Der Opiumkrieg zwischen England und China vereitelte diesen Plan, weshalb Livingstone nach Südafrika ging, um dort den Missionar Moffat zu unterstützen, der im Lande der Betschuanen in Kuruman wohnte, dort eine Druckerei errichtete und viele Erbauungsschriften in der Betschuanasprache veröffentlichte. Im Jahre 1840 kam Livingstone dort an, gewann Moffat's Vertrauen, heirathete dessen Tochter, welche die Betschuanasprache vollkommen verstand, und beschloß, sich unter den Bakuena im Limpopolande niederzulassen, die am Saume der Kalahari wohnten. Er stellte sich deren Fürsten Secheli in Tschokuane vor, lernte die Sprache dieses Bethschuanenstammes, legte sich zu Lepolole einen wohlbewässerten Garten an, bereiste (1842) das Limpopohochland von der Kalahari bis zu

Digitized by Google

den Makalkanegern. Doch als er mit seiner Familie von Kurumau aus nach dem neuen Wohnorte übersiedeln wollte, erfuhr er, daß Lepolole zerstört sei. Dies schreckte ihn jedoch von seinem Vorhaben nicht ab, er wählte sich vielmehr im Kaschangebierge im reizenden Thale des Mabotsa unter den Bakatla einen Wohnsitz und wirkte als Prediger, Landmann und Jäger. Einst erhielt er Besuch von Europäern, welche ihn aufforderten, an einer Löwenjagd Theil zu nehmen, wozu er um so mehr bereit war, als Löwen damals seinen Heerden viel Schaden zufügten. Bald war ein Löwenlager aufgespürt und die Jagd begann. Indessen der Wüstenkönig vertheidigte sich sehr wacker, ging rasch zum Angriff über, als er sich verwundet fühlte, erreichte mit einigen gewaltigen Sprüngen den Livingstone, dessen Gewehr noch nicht wieder geladen war, warf ihn nieder, setzte ihm die Pranken auf die Brust und sah ihm zornig ins Gesicht, wie wenn er sich an dem Schrecken des weißen Mannes labe. Dem armen Livingstone vergingen die Sinne, er nahm zwar noch wahr, hatte aber kein Bewußtsein, daß er unter Löwenklauen liege. Nun fing der Löwe aber auch an zu beißen, zermalmte dem Jäger den einen Arm und zerfleischte ihn durch elf Bißwunden, bis es gelang, dem Thiere eine neue Wunde beizubringen, worauf es sich nach einem andern Angreifer wandte, sodaß man Livingstone retten konnte. Doch hat er zeitlebens einen steifen Arm behalten.

Fig. 143. Secheli, Häuptling der Bakuena's.

Unterdessen trugen sich Veränderungen in den Kaffernreichen zu. Secheli's Vater hatte einigen Häuptlingen ihre Weiber geraubt, darüber brach ein Aufstand aus und ward der Weiberdieb ermordet. Dabei gerieth Secheli's Nachfolgerecht in Gefahr. Da nahm sich seiner Sebituane, der Makololokönig, an, eilte mit seinen Kriegern herbei, setzte den Secheli auf den Thron und beide lebten in inniger Freundschaft. Livingstone benutzte dieses günstige Verhältniß und zog (1845) zu Secheli nach Tschokuane, unterrichtete den jungen König und sein Volk im Christenthum und Lesen, doch wollte das

Digitized by Google

Volk nicht lernen, weshalb sich Secheli erbot, die Rhinozerospeitsche anwenden zu lassen. Livingstone wies dieses Mittel zurück, und nun hielt Secheli in seinem Hause Privatandachten, welche jedoch nicht besucht wurden, weil Dürre das Land heimsuchte. Auf Livingstone's Rath verlegte Secheli seine Residenz daher nach Kolobeng (Kolobong) am gleichnamigen Flusse, wohin auch Livingstone übersiedelte.

Hier wirkte Livingstone als Lehrer, arbeitete als Zimmermann, Maurer, Schmied, Gärtner, seine Frau lehrte Seife bereiten und Lichter ziehen, während er einen Bewässerungskanal anlegte, Dämme baute, dem König und sich selbst ein viereckiges steinernes Haus baute, ein Schulgebäude herstellte und die Bewohner in allen Handwerken unterrichtete. Die Dürre hielt indessen drei Jahre an, sodaß auch der Kolobeng versiechte, die Fische starben und Hyänen herkamen weit und breit, um sie zu verzehren. Auch im vierten Jahre regnete es so spärlich, daß das Getreide nicht reifte, das Flußbett immer tiefer nach Wasser ausgegraben ward, die Obstbäume vertrockneten, Hitze und Trockenheit der Luft bis ins Unerträgliche stiegen. Die Kinder mußten Knollen und Wurzeln suchen, wogegen die Männer Wild jagten, welches die Dürre nach dem Flußbett trieb. Inzwischen vertrieben die Bauern den tyrannischen Kaffern-Häuptling der Sulu-Matebele, den Mosilikatse, verlangten von den besiegten Stämmen Unterwerfung und Frohndienst bei der Feldarbeit und verboten den Ankauf von Schießgewehren. Alle Stämme unterwarfen sich, nur Secheli nicht, welcher von Engländern Flinten ankaufte und deshalb von den Bauern mit Krieg bedroht ward, was Livingstone aber noch hinderte.

Livingstone's Heimat, Kolobeng am Kaschan- oder Maghaliesberge, stieß an unbekanntes Land und forderte zu Entdeckungsreisen auf. Von der Kalahari aus zieht sich nach Osten zur Delagoabai hin der Kaschan, nach Westen zur Walfischbai das Avasgebirge, zwischen ihnen liegt, von Randgebirgen umsäumt, die Kalahariwüste; nördlich von ihr ziehen zwei Hochländer (6—7000 Fuß hoch) quer durch Afrika, in deren Mitte sich das vielfach verzweigte Stromsystem des Zambesi einsenkt. Livingstone unternahm es daher, diese bisher unbekannten Gebiete zu durchforschen und hat sie in der That nach vielen Richtungen durchreist. Manchmal war er einige Jahre lang verschollen, sodaß man ihn für todt hielt, bis er plötzlich in einer fernen Gegend wieder erschien. Seine Reisen sind in Uebersetzungen und Auszügen mitgetheilt, weshalb wir uns mit einer kurzen Uebersicht begnügen. Sie umfassen drei Gebiete: den Ngamisee und die Flußläufe nach der Westküste Afrika's, die großen See'n Binnenafrika's und den Zambesi mit seinen Zuflüssen und dem Hochlande seines Ursprunges.

Digitized by Google

Die erste Anregung zu diesen Reisen gab die Noth. — Kolobeng erwies sich als ungünstig, weshalb Livingstone seinen Wohnort verlegen wollte. Dazu bot sich Gelegenheit, als Sebituane nach Norden gezogen war und dort sein Reich erweitert hatte. Da nun Livingstone's Frau den Betschuana angehörte, so durfte er selbst dort Schutz erwarten. Der Weg zu jenem Fürsten führte über den unbekannten Ngamisee, dort wohnte auch Sekomi, der Fürst der Bamangwato, welcher starken Elfenbeinhandel trieb, und Secheli wünschte an demselben Theil zu nehmen. Als Livingstone einigen Engländern seinen Plan mittheilte, fand dieser so lebhaften Beifall, daß aus Indien die leidenschaftlichen Jäger Oswell und Murray nach Kolobeng (1849) herüber kamen, die Reisekosten übernahmen, und da vom See her der Bamangwato-Häuptling Letschulatebe den Livingstone einlud zum Kommen, weil es bei ihm viel Elfenbein gebe, so brachen die Reisenden im Juni 1849 auf. In ihrer Gesellschaft befand sich noch ein Europäer, ein Händler vom Kap. Ein Bamangwatoflüchtling, Ramotodi, ward Führer, 80 Ochsen, 20 Pferde trugen das Gepäck, und 20 Menschen bewachten dasselbe.

Fig. 141. Der Bamangwatohäuptling Letschulatebe.

Die Reise sollte durch die Kalahariwüste gehn, aber diese ist eine zum Theil schlangenreiche Einöde, weshalb die Reisegesellschaft es vorzog, am Saume derselben hinzuziehen, wo man auf dem Sandboden noch Gehölz und Gras findet. Als man aber in die Wüste selbst einlenken mußte, sanken die Ochsenwagen mit den Rädern tief in den Sand ein und verzögerten die Reise. Erst nach 18 Meilen fand man etwas Grubenwasser, doch von Hyänen erschreckt liefen 18 Ochsen davon. Mühsam ging es vorwärts, die Peitsche ward fleißig geschwungen, aber wegen Wassermangel blieb der Zug liegen. Durch Zufall entdeckte man Wasser und entging dem Verderben, denn ein altes Weib führte sie zu einer Salzpfanne, wo es brackiges Wasser gab. Hier lernte Livingstone zuerst wandernde Buschmänner kennen, welche unter Mimosenbäumen lagerten und sehr reisemüde waren. Endlich gelangte man zum Sugafluß, der aus dem Ngamisee kommt, und erfuhr, daß derselbe nur noch einen Monat weit entfernt sei. Man erreichte ihn aber in 12 Tagen. Er

Digitized by Google

erschien als unabsehbares Becken, welches man in 3 Tagen kaum umgehen kann. Der See ist seicht, zur Regenzeit groß, hat niedrige, dichtbewaldete Ufer mit Ausnahme der Westseite und ernährt viel Fische. Gar malerisch umstehen ihn riesige Baobabbäume von 70—80 F. Umfang, schlanke Palmyrapalmen, hohe Moschoma von riesiger Dicke, Mozuri mit blaßrothen Pflaumen und wilder Indigo. Der dortige Häuptling empfing die Reisenden unfreundlich, versagte Wegweiser und Kähne, sodaß sie heimkehren

Fig. 145. Buschmännergruppe.

mußten und sich unterwegs die Elephanten, Nashörner und Antilopen betrachteten, die sich in Heerden umhertrieben.

Livingstone rastete in Kolobeng und unternahm nun allein dieselbe Reise. Er zog 1850 mit seiner Frau und drei Kindern, begleitet von seinem Fürsten, bis zum Suga (Sauga), wo ihn sein Begleiter verließ, wanderte unter großen Schwierigkeiten weiter, arbeitete z. B. mit der Axt für den Wagen einen Weg durch einen Wald, verlor dabei einige Ochsen, welche in Fallgruben stürzten, mußte endlich der Tsetsefliege wegen umkehren und pflegte unter-

Digitized by Google

wegs noch fieberkranke Engländer, welche er antraf. Weil seine ganze Familie erkrankte, so mußte er nach Kolobeng heimfahren.

Hierauf schickte sein Fürst jedem der drei Nachbarfürsten je 13 Kühe, und Livingstone durfte die Reise mit der Familie wieder versuchen (1850), und da er einem Eingeborenen ein Gewehr ausbesserte, so zeigte ihm dieser bessere Wege über eine grasige Prairie mit vielen Salzpfannen. Dann ging es durch eine Wüste knieetiefen Sandes, wo der Führer sich verirrte und entlief. Ein Vogel und eine Nashornspur leiteten jedoch zu einem Flusse, als gerade die Kinder dem Verschmachten nahe waren, da sie fünf Tage nichts zu trinken hatten. Man zog am Mababefluſſe entlang dem Tschobefluſſe zu, ward von den Häuptlingen wohl empfangen, welche Honig und Ochsen spendeten, doch starb der Fürst Sebituane, der großen Schicksalswechsel durchgemacht hatte, an den Nachwehen einer Wunde. Livingstone aber zog (1851) in dessen Residenz Sescheke an dem bisher unbekannten breiten Flusse Lieambje. Dieser Ort war aber ungesund, daher brachte er seine ganze Familie nach der Kapstadt und sandte sie nach England, während er in der Stadt zurückblieb und Astronomie studirte, um mit deren Hülfe Orte und Länder vermessen und ihre Lage berechnen zu können, weil er seine Forschungsreisen ernstlich fortzusetzen gedachte.

Im Jahre 1852 brach er mit 10 Ochsen und 6 Eingeborenen nach Kolobeng auf, erfuhr aber unterwegs, daß die Bauern diese Stadt niedergebrannt, viele Bewohner getödtet und auch Livingstone's Haus vernichtet hatten. Er rastete in Kuruman und zog dann zum Lieambje. Da begegnete ihm Fürst Secheli und meldete, die Bauern hätten ihm Frau und Kinder davon geführt, weshalb er sich in der Kapstadt beschweren wolle. Dort ging ihm aber das Geld aus, und er mußte den 200 Meilen langen Heimweg antreten, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Um den Bauern auszuweichen, zog Livingstone durch die Kalahari, wo es stark geregnet hatte, so daß der Boden weit und breit von Melonen bedeckt war. Dann kam er durch gelbe Sandflächen mit Dornbüschen, sah meilenweit nur Sand, wo die Buschweiber mit einem Rohr Wasser aus Erdlöchern sogen und in Straußeiern sammelten. Fünf Tage lang blieben die Ochsen ohne einen Trunk, und doch wimmelte das Land von Elands und Nashörnern. Unter der Hitze verdorrten Baum und Gras, die Salzpfannen setzten reichlich Salz ab, und man mußte einige Tage warten, ehe sich in gegrabenen Löchern etwas Wasser sammelte, als man unter einem Baobob von 85 F. Umfang lagerte. Mit der Nahrung stand es so knapp, daß die Buschmänner von Insectenlarven lebten. Weiterhin mußte sich die Reisegesellschaft zwei Tage lang durch wirres Dorngebüsch, dessen silbergraues Laub die

Digitized by Google

Fig. 146. Kaffernstadt.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

Elephanten gern fressen, Bahn hauen. Nur Pfützen boten Trinkwasser, von welchem alle Reisende fieberkrank wurden, und dazu entliefen die Ochsen, von Hyänen erschreckt, und wurden erst nach einigen Tagen wieder eingefangen. Hierauf setzte man die langsame Ochsenfahrt fort, gerieth wieder in Wald, wo die Axt einen Weg schaffen mußte, ward wiederholt von Regen durchweicht, bis man in liebliche Buschmannslandschaften kam, wo Datteln, Palmen und 10 F. hohes Gras wuchsen, aber auch zahlreiche Lachen das Reisen erschwerten.

Als nun endlich ein Arm des Tschobeflusses erreicht war, konnte man keine Furth finden, und die Buschmänner, welche eine solche suchen sollten, liefen davon. Nach langem Umherirren an hochbegrastem Uferlande hin kam Livingstone zu einer Schilfwand von 8 F. Höhe, übernachtete unter hohen Bäumen und sah am Morgen von einem Baumwipfel herab eine breite Wasserfläche zwischen Schilfufern. Man stand vor dem Tschobe. Um durch das Schilf zu kommen, dessen Büsche schneidiges Gras dicht umschlang und undurchdringlich machte, mußte man es anstemmend niederbiegen und niedertreten. Kein Luftzug regte sich, die Hitze war groß, man triefte von Schweiß. Dabei stand man bis ans Knie im Wasser, die Kleider hingen in Fetzen um den Leib. Mit der Halsbinde verband sich Livingstone das zerschnittene Knie und drang Schritt vor Schritt vor. Doch nun stellte sich $1^1/_2$ Zoll dickes, 10 F. hohes Papierschilf entgegen, und man mußte umkehren. Aufwärts und abwärts am Ufer suchte man durchzudringen, erstieg zur Umschau Bäume, die auf 30 F. hohen Termitenbauten standen, hörte des Nachts, als man auf einer Insel rastete, unheimliches Schnappen, Plätschern, Gurren und Pfeifen der Krokodile und Flußpferde, und erst am andern Morgen entdeckte man von einem Ameisenhügel aus einen Zugang zum Flusse. Nun brachte man den Ponton dorthin und fuhr den ganzen Tag auf dem Wasser, ohne einen Durchgang durch den Schilfwald zu finden, bis man Abends ein Makololodorf erreichte, dessen Bewohner ganz erstaunt waren über die Fremdlinge. Sie halfen die übrige Gesellschaft am anderen Tage nachholen, wobei die Ochsen schwimmen mußten und die Wagen zerlegt wurden, und führten die Reisenden in die Hauptstadt Linjanti, wo sich die ganze Bevölkerung zum Empfange versammelt hatte, und welche gebaut war wie alle Kaffernstädte. Um unsern Lesern von der Bauart einer solchen Stadt einen Begriff zu geben, fügen wir das Bild einer Kaffernstadt ein.

Der junge Fürst Sekeletu empfing den Livingstone im Festschmuck, ließ Bier reichen und vom Hofherold die feierliche Anrede halten. Livingstone erklärte ihm in der Antwort, daß er nach dem Lieambje gehe und dort eine Missionsanstalt gründen wollte. Sekeletu sagte Unterstützung zu und

Digitized by Google

begleitete ihn eine Strecke weit. Da begegnete ihm sein Nebenbuhler Mpepe und versuchte wiederholt, den Sekeletu zu erstechen, wurde daher verhaftet und vom Speer durchbohrt. Sekeletu schenkte unterwegs an Livingstone zehn Elephantenzähne, dieser gab ihm Ziegen, Hühner und einige Katzen, welche er auf den weiten Weg zu diesem Zwecke mitgenommen hatte. Als Livingstone hierauf weiter reiste, begleitete ihn der Fürst mit 160 Personen weithin durch ebenes, fruchtbares Land. Kam man an ein Dorf, so erschienen Weiber und Männer und sangen ihr Lullilu, d. h. schnell hintereinander mit hoher Stimme gekrähte Worte: „Großer Löwe, großer Fürst, Schlaf Dir, mein Herr!" und dann stellte der Dorfschulze Krüge mit Bier und saurer Milch zur fürstlichen Erquickung hin. Denn die Makololo sind Grundherren und lassen die Makalaka als Knechte für sich arbeiten.

Nun schiffte sich Livingstone auf dem 1800 F. breiten Leambje ein und fuhr durch schöne, fruchtbare Gegenden voll Wild aller Art dahin. Ueberall sah man Dattel- und Palmyrapalmen und viel Getreide, doch erlaubt die Tsetsefliege keine Viehzucht. Dabei kam die kleine Flotte von 33 Kähnen oft durch Stromschnellen, oder man mußte die Kähne eine Strecke zu Lande tragen. Dann zog die Karawane durch das jährlich überschwemmte, fruchtbare Barotzethal mit 12 F. hohem Grase, zahlreichen Hausthieren und vielen Dörfern, welche auf Hügeln standen. Wo Livingstone erschien, rief der Herold den Bewohnern zu: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!"

Livingstone konnte keinen passenden Ort für eine Missionsstation finden, versprach dagegen dem Sekeletu, welcher gern mit den Weißen Handelsverbindungen anknüpfen wollte, einen Weg nach Westen zu suchen und die Portugiesen der Küste zu gewinnen für einen solchen Handel. Die Rathsversammlung bewilligte dem Fürsten, daß er dem Fremden 27 Mann mitgebe, darunter zwei Makololo und fünf Bewaffnete als Jäger. Livingstone packte Zucker, Thee, Zwieback und Kaffee ein, steckte die guten Kleider in eine Blechbüchse und einen Sack, nahm einen solchen voll Arznei und Bücher, eine Zauberlaterne, Schießvorrath, 20 Pfund Glasperlen, ein Zelt, Schaffellmantel und Pferdedecke mit, und fort ging es nach dem fernen Loanda auf unbekannten Wegen, über Flüsse und Berge durch freundlich und feindlich gesinnte Negerstämme (1853—1854).

Von seinem fürstlichen Freunde begleitet, reiste Livingstone zum Tschobe, einem breiten, tiefen Flusse, dessen Bett tief in Kalktuff eingeschnitten und von herrlichen wildreichen Wäldern umsäumt wird, und wo die immergrüne Mozuei ihre blaßrothen Pflaumen darbot, der Mozinzela eßbare Früchte trug, drunten aber Flußpferde gemüthlich im Flusse spielten. Aus dem Tschobe fuhr Livingstone in den Leambje und diesen aufwärts bis Sescheke, ward mit

Digitized by Google

Elfenbein, Honig, Mehl und Milch beschenkt, da ihn auf des Fürsten Befehl alle Dorfschulzen bewirthen mußten und ihm allerlei Landeserzeugnisse vorsetzten. Weiterhin fand man niedrigen Wasserstand, mußte den Kahn durch Klippen und Wirbel ziehen und den Flußpferden, von denen der Fluß wimmelte, vorsichtig ausweichen. Wasserfälle wurden umgangen und der Kahn trotz großer Hitze getragen. An der Grenze rastete man, um die Geschenke für die fremden Häuptlinge aufzunehmen, und nun fuhr man ins Land der Balondaneger, deren Fürst am Kasai, d. h. am oberen Zaire, wohnte. Die Bewohner sind geweckt, zahlreich und fleißige Ackerbauer, tragen einen kurzen Lederschurz und schmieren sich mit Oel und Butter, tätowiren sich den Unterleib, feilen sich die Zähne spitz, und die Männer gehen stets bewaffnet. Ihre Schilfhütten sind oben kegelartig spitz, unten viereckig und mit Dornbuschpallisaden umgeben und nur für den zugänglich, der den allein beweglichen Pfahl kennt und emporhebt. Grade Straßen durchschneiden das Dorf, in jedem Hofe steht ein Gärtchen, und überall pflanzte man schattige Bananen. Eine unbewohnte, wildreiche Strecke bezeichnet die Grenze.

Die Gegend war anmuthig und die Lieba, ein Nebenfluß des Lieambje, windet sich durch parkartige Gelände mit Grasgründen und Hainen. In den einzelnen Dörfern wohnten oft weibliche Häuptlinge, die sich sehr freundlich und verständig zeigten. Doch regnete es täglich, da die Regenzeit eingetreten war. Daher liehen oft die Neger dem Fremdling für die Nacht ihr spitzes Hausdach. Von Dorf zu Dorf ging die Reise durch lachende Landschaften, wurden Geschenke ausgetauscht und Erkundigungen eingezogen. Doch mußten die Ochsen auch Tage lang in überschwemmten Niederungen waten. Die Häuptlinge empfingen ihn festlich in den Volksversammlungen, spendeten Eier, Hühner und Früchte und erhielten dafür Glaskorallen, Rasirmesser, Knöpfe, Umschlagetücher, worüber sie sich sehr freuten. Livingstone überschritt in der Umgegend des See's Dilolo die Wasserscheide zwischen Zaire und Zambesi, und dann gelangte er in die lieblichen Thäler des mächtigen Kasai, deren Bewohner nur Pulver als Geld annahmen. Doch wurde es mit der Nahrung knapp, Fleisch fehlte, und man mußte Mäusen und Maulwürfen nachstellen. Ein Häuptling verlangte als Durchzugsgeld einen Elephantenzahn oder Kupferringe oder eine Muschel, war aber endlich mit einem alten Hemde zufrieden.

Unterdessen schwollen die Flüsse immer mehr vom Regen an, waren die Niederungen zum Theil überschwemmt, und als Livingstone bei einem Flußübergange sich am Schwanze eines Ochsen anhielt, entglitt ihm derselbe und er wäre ertrunken, hätte er nicht tüchtig schwimmen können. Ringsum gab es keinen Ackerbau und kein Wild, die Häuptlinge stellten unverschämte For-

Digitized by Google

derungen, und man mußte die Reitochsen schlachten, um zu leben. Einst standen sogar Livingstone's Leute und die eines Häuptlings kampfgerüstet gegenüber, aber Livingstone's Begleiter umzingelten den Häuptling, bis dieser zufrieden war mit der Gabe eines Ochsen. Um solche Unannehmlichkeiten zu vermeiden, schlug Livingstone einen Umweg ein, um nach dem portugiesischen Orte Cassange zu kommen. Es ging durch Wiese und Wald, Moräste und Flüsse. Livingstone's Fieber nahm zu, er lag oft bewußtlos da, gerieth dabei in Streit mit den Chiboque, die ihn prellen wollten und sich mit Mühe durch Kattun, Rasirmesser, Haken und dgl. zufrieden stellen ließen. Dann mußte Livingstone, auf Angriff gewärtig, viele Meilen durch finstern Wald ziehen. Solche Plackereien und Erpressungen wiederholten sich so oft, daß Livingstone's Leute umkehren wollten, doch fügten sie sich und blieben. Man marschirte nun durch dicken Wald und menschenreiche Prairien, wo Mäuse die fehlende Fleischnahrung ersetzten, und begegnete oft den Zügen bewaffneter Sclavenhändler.

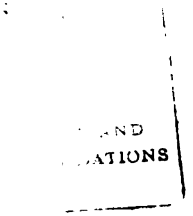
Endlich stieg man einen steilen Weg in das herrliche Quangothal hinab, welches im Schmucke üppiger Wiesen und dunkler Wälder prangte und sich zum Kasai absenkt. Als Zoll für den Uebergang verlangte der Häuptling einen Sclaven, doch Livingstone setzte ohne Zoll trotzig über und befand sich nun auf portugiesischem Gebiete, in Cassange, 75 Meilen von der Küste und fand gute Aufnahme bei Cypriano, der ihm auch noch Mundvorrath mit auf den Weg gab. Der Ort besteht aus 30—40 übertünchten Hürden, und es wohnen in ihm Milizoffiziere und Kaufleute. Hier verkauften die Makololo ihr Elfenbein und man lebte recht gut bei europäischen und tropischen Früchten und Gemüsen. Ueber weite Hochebenen führte der Weg fortan sanft abwärts nach der Küste und durch ganze Wälder von Kaffeebäumen und an köstlichen Waizenfeldern vorüber. Im Lande giebt es viel Verkehr, doch trägt man alle Waaren in Körben auf dem Kopfe oder auf den Schultern, und wenn man ein Dorf betritt, wird man sofort von geschwätzigen Weibern umringt, welche Eßwaaren gegen Calicot umtauschen. Es ging Livingstone wie dem Dr. Fritsch, welchen Frauen und Kinder umringten, wo er hinkam, um ihm Holz, Früchte, Mais und dergleichen Erzeugnisse zum Verkauf anzubieten.*) Durch die liebliche, fruchtbare und heerdenreiche Landschaft Ambaca fließt die Lucalla. Hier labte sich in dem Dorfe der kranke Reisende zum ersten Male an einem Glase guten Weines, womit ihn der Kommandant bewirthete. Er war bereits so schwach, daß er das Gedächtniß verlor, auch auf

*) Wir benutzen die Gelegenheit, um auf beigefügtem Bilde (Fig 147) eine der sehr charakteristischen Photographien des Dr. Fritsch unsern Lesern vorzuführen.

Digitized by Google

Fig. 147. Frauen und Kinder der Eingeborenen, Waaren anpreisend.

Digitized by Google



Digitized by Google

der Weiterreise mußte er zuweilen rasten, um sich zu erholen, ward jedoch überall aufmerksam gepflegt. So durchzog er das großartige, wilde Gebirge von Golungo-Alto mit seinen malerischen, üppig fruchtbaren Thälern und Abhängen, wo Palmöl und Palmwein in Ueberfluß vorhanden sind, dagegen ist die Küstenebene unfruchtbar. Wie staunten die Makololo, als sie vom Berge herab das weite Meer sahen und das Land zu Ende war!

Erschöpft kam Livingstone in Loanda an nach siebenmonatlicher Reise. Ein Landsmann pflegte den ermatteten Missionar, welcher sechs Monate auf der Erde geschlafen hatte, natürlich ganz schwach war und abgezehrt aussah. Er erhielt von allen Seiten Besuch, und während er sich erholte, verdienten sich seine Begleiter Geld, indem sie sich als Kofferträger vermietheten und mit Brennholz handelten. Als Lohn erhielten sie gestreifte Kattunröcke und rothe Mützen und konnten bei dem Treiben einer Seestadt mit großen steinernen Häusern und beim Anblick der Seeschiffe des Erstaunens kein Ende finden, obschon die Stadt sehr in Verfall gerathen ist.

In Loanda erboten sich verschiedene englische Schiffskapitäne, den berühmten Reisenden zur See nach der Kapstadt zurückzuführen, aber er hatte dem Betschuanenfürsten versprochen, Handelswege nach der Küste aufzusuchen und Antwort zurückzubringen, und daher hielt er sich für verpflichtet, seine Begleiter auf dem Landwege heimzuführen. Regierung und Kaufleute billigten Livingstone's Plan und sandten für Sekeletu Geschenke mit: eine Obersten-uniform, ein Pferd, einige Esel und Waarenproben. Ausgerüstet mit Tauschwaaren, Zelt und Trägern reiste Livingstone im September 1854 wieder ab. Eine Strecke weit reiste er zu Wasser durch das fruchtbare Cazenzo- und Coangogebiet, wo Zuckerrohr, Tabak und Kaffee vortrefflich gedeihen, und ein unabhängiger, hottentottenartiger Stamm in wasserarmem Lande wohnt; wogegen in finsteren Gebirgsschluchten die Libollo hausen. In diesen Gegenden starb Sekeletu's Pferd. Durch portugiesisches Gebiet ging es ganz leidlich, doch wunderten sich die Bewohner über die seltsamen Gestalten der Ochsen und Esel, die sich so gut zur Arbeit zurecht weisen ließen. Im Gebiet der Chiboque begann die unverschämte Prellerei und der Streit mit habgierigen Häuptlingen von Neuem, wodurch der heftig erkrankte Livingstone so sehr litt, daß er zuweilen selbst zum Revolver greifen mußte. Andere Strecken durchreiste er mit Sclavenhändlern, welche ihn durch idyllische Landschaften führten, wo die Dörfer im Walde versteckt lagen, umgeben von Ackerfeldern. Bald freundlich, bald unfreundlich empfangen, kam er bis zum Kasai, wo man wieder Tribut erpressen wollte, indessen seine Begleiter nahmen eigenmächtig die Kähne und setzten des Nachts über. Von hier ab zog Livingstone über Hochebenen, die von Blumen blau und gelb gefärbt waren, bis er

Digitized by Google

seinen Freund, den Häuptling Katema erreichte, welchem er einen rothen Mantel, ein Kattunkleid, Glasperlen, eiserne Löffel und ein Viertelpfund Pulver mitbrachte.

Endlich erreichte unser Reisender auf der Lieba aufwärts ohne Abenteuer die Grenze der Makololo, wo er mit Festen und Feierlichkeiten empfangen wurde. Erstaunen erregten die Reisebegleiter Livingstone's, die Makololo in weißem Rocke, rother Mütze und mit dem Gewehr auf der Schulter. Aber die Frauen derselben hatten sich unterdessen wieder verheirathet, und da gab es viel Wirrwar zu schlichten. Indessen konnte sich Livingstone auch der Ehrlichkeit der Leute freuen, denn er fand Sachen vor, die ihm von Kuruman nachgesandt waren und seit einem Jahre unter einem Dache als herrenloses Gut im Freien lagen. Ueber Sescheke kam er nach Linjanti, wo er seinen Wagen wieder fand und in der Volksversammlung über seine Reise berichtete. Beim Gottesdienste erschien Sekeletu in Oberstenuniform, lobte den Erfolg der Reise und sandte zwei neue Reisegesellschaften nach Loanda, um den Handelsverkehr in Gang zu bringen.

So groß auch die Erfolge dieser Reise waren, so befriedigte deren Ergebniß den praktischen Livingstone doch nicht, vielmehr wollte er versuchen, ob man vom Lieambje zum Zambesi und nach Zanzibar auf kürzerem Wege gelangen könne. Er beschloß daher, diesen Weg zu versuchen, welchen sein Fürst billigte, ihn durch Fleischnahrung kräftigte und für die neue Reise ausrüstete. Die Fürstin-Mutter gab ihm außerdem noch für die Reise Maismehl und einen Sack voll Erdmandeln mit, welche in Rahm gebraten und dann eingesalzen waren.

Die überstandene Reise war derart, wie sie noch Niemand ausgeführt hatte, gelang auch die zweite, dann war Livingstone der erste Europäer, welcher quer durch Afrika von einer Küste zur anderen gereist war und sich dazu erst Wege suchen mußte. Der höhere Gewinn bestand darin, daß man die Flußsysteme Binnenafrika's kennen lernte, deren Studium der unermüdliche Missionar bis heute noch sein Leben widmet. Nach ihm hat nur Chapman einen ähnlichen Reiseweg verfolgt, indem er von der Walfischbai bis zu den Victoriafällen wanderte, aber bis zur Mündung dieses Flusses kam er ebensowenig wie Stanley zur Zairemündung.

Livingstone reiste also wieder ab, jedoch nach Osten. Sekeletu mit seinen Häuptlingen begleitete den kühnen Weißen bis Sescheke, wo sein Onkel wohnte. Von hier aus fuhr Livingstone den Lieambje auf Kähnen abwärts, während seine Heerde am Ufer nachgetrieben wurde. Als man die Stromschnellen erreichte, zog man am Lande weiter, bis das heftig durch Felsengen dahinrauschende Wasser die Nähe des großartigen Wasserfalles, „des

Digitized by Google

tönenden Rauches" verkündete und bald darauf die fünf rauchartigen Dunstsäulen desselben sichtbar wurden. Waldung von verschiedener Farbe und Form umgiebt den Riesenfall, welchen 300—400 Fuß hohe Felsen umgeben. Unter Gefahren näherte sich Livingstone im Kahne so nahe als möglich, kroch dann bis an das Ende einer Felsklippe vor und blickte in die Spalte hinab, welche quer durch das Basaltbett des Flusses gerissen ist in einer Tiefe von 100 Fuß und einer Breite von 80—100 Fuß, die sich aber unten bis auf die Hälfte verengt. Fast senkrecht stürzt sich der Fluß in diesen Schlund; doch rechts von der Klippe steigt eine weiße Dunstwolke empor in Säulen von 200—300 Fuß, aus welcher feiner Regen herabfällt, links dagegen wogt der 1500—3000 Fuß breite Fluß als weiße rollende Masse am Felsen hin und drängt sich durch einen 10 Meilen langen Felsenkanal.

Hier kehrte Sekeletu um, gab seinem Freunde 114 Elfenbeinträger mit, denen sich Wegweiser und Ruderer anschlossen, um jederzeit über Flüsse setzen zu können, und Livingstone zog durch das schöne, heerdenreiche Land der Batoka am Lakome, dann durch felsiges Land voll wilder Obstbäume auf rothem Sandboden, erreichte den Ungueſi, welcher auch wie der Lakome in den Lieambje mündet, und durchschritt dann die unbewohnte Grenze des Makololoreiches voll herrlichen Hochwaldes. Bald darauf senkte sich das Land gegen Osten zu unermeßlichen welligen Ebenen mit kurzem Grase und vereinzelten Büschen, dort giebt es statt fließenden Wassers nur Lachen. Rother Sand bedeckt den Boden und die einzeln stehenden Bäume erreichen zuweilen einen Umfang von 40 Fuß. Die Bakota zeigten sich feindselig, suchten ihn in die schlechtesten Gegenden irre zu führen. Später fand Livingstone jedoch freundlich gesinnte Stämme, die Reste einer früheren starken Bevölkerung häßlicher Neger, welche sich die oberen Vorderzähne ausschlagen, und denen die Nachbarfürsten wiederholt die Viehheerden weggeführt hatten, weshalb sie nur noch Ziegen und Hühner hielten. Im Südosten bezeichnet ein Gebirgszug den Lauf des Zambesi, welcher die Fortsetzung des Lieambje ist und die Stromschnellen von Konsola bildet, während im Norden die Berge seines Zuflusses Kafue aufsteigen. Der Häuptling Monse, der am Hügel Kisekise wohnte, empfing die Reisenden freundlich und erhielt einige baumwollene Taschentücher als Geschenk.

Unter täglichem Regen zog die Reisegesellschaft durch schöne Thäler, die Mais und Erdmandeln trugen, erlegte und verzehrte drei Elephanten und erreichte das breite Flußbett des Kafue, welches von Flußpferden wimmelte. Mit dem Häuptling Semalembue, welcher 20 Körbe voll Mehl und Erdmandeln spendete, trat Livingstone in ein Tauschgeschäft, indem er gegen Glasperlen englischen Kattun eintauschte. Nun ging es über fünf rauhe Hügel-

Digitized by Google

reihen, wo man Heerden von Büffeln, Zebra's, Elephanten und das rothe Wildschwein antraf. Dort an einem Hügel des Tschipongaflusses entdeckte man Araucarien und andere Baumriesen von 20 Fuß Umfang und 100 Fuß Höhe, welche versteinert waren, deren Stämme aber oft noch aufrecht standen.

Endlich gelangte Livingstone an das Ufer des Zambesi, welchen er mit Recht nur für die Fortsetzung des Leambje hielt, wie jener Flußabschnitt heißt, der von der Hochebene Binnenafrika's abfließt. Hügelreihen voll Wild umsäumen das Stromthal, in welchem viel Waldinseln liegen. Livingstone selbst ging durch dicken Wald, indem er Elephanten- und Büffelwegen folgte. Jedes Dorf gab ihm zwei Wegweiser, die sehr über die Sclavenjagden klagten, welche Italiener und Portugiesen unternehmen. Durch Engpässe tritt der Fluß aus dem Ostabfall des Gebirges heraus, von wo ab sich liebliche Landschaften ausbreiten, Dörfer in Maisfeldern liegen und die Ruinen der portugiesischen Stadt Zumbo noch sichtbar waren mit ihren Steinhäusern, welche aber in neuester Zeit durch neue ersetzt wurden. Damals wucherten Feigenbäume auf den grauen Sandsteinmauern jenes Ortes, wo herrlicher Weizen gedeiht. Der Fluß wird sehr breit, umschließt viel bewohnte Werder und erreicht hier die portugiesische Grenze. Als die Häuptlinge erfuhren, Livingstone sei kein Portugiese, wurden sie freundlich und hilfreich. Dies kam Livingstone sehr zu statten, denn er mußte wegen der Ueberschwemmung oft von einem Ufer zum andern übersetzen und endlich in ein hartes Land von grauem Sandstein einbiegen, in welchem Basaltriffe meilenlange Stromschnellen bei Kebrabosa verursachen, welche Livingstone aber nicht zu sehen bekam. Dabei streifte er das Gebiet der Negerrepublik Monomotapa, in Europa wegen ihres Goldreichthums bekannt.

Nahe bei Tete ward Livingstone krank, Lebensmittel waren knapp, kaum Wurzeln und Honig zu erhalten, doch nahm ihn der Kommandant freundlich auf, gab Hirse und Wohnung, den Begleitern ein Feld zum Bebauen, Erlaubniß zur Elephantenjagd und Kalikot zur Kleidung, da die Reisegesellschaft hier die Fieberzeit der Flußmündung sollte vorübergehen lassen. Tete liegt am Uferabhange an hohen Felsen, ist von wohlbestellten Feldern umgeben, hat an 30 steinerne Häuser mit Schilfdach und 1200 Negerhütten, und wird von 100 Europäern und 2000 Negern bewohnt. Die Umgegend ist zwar reich an Producten, wird aber wenig ausgebeutet und der Ort ist im Verfall. In der Nähe giebt es viele Kohlenlager, vulkanische Gesteine, heiße Quellen und Goldseifereien in weichem Thonschiefer und Quarz und im Osten das Goldfeld Dambarari, im Westen das von Abutua, im Süden die von Maschoma und Mangisa. Trotzdem gewinnt man jährlich nur 10 Pfund Gold, da die Neger blos dann arbeiten, wenn sie Kalikot brauchen. Es kostet ein

Digitized by Google

Gänsekiel voll Gold 36 Ellen Kattun. Eisen und Malachit giebt es in Menge, aber Niemand weiß sie zu verwerthen.

Nach einem Monat reiste Livingstone auf einem Boote den Fluß abwärts und kam durch den Engpaß des Lupata, an dessen Westseite der rothe Hornschiefer 600 Fuß steil abfällt, von wo das Land sich senkt. Jenseit des 6—900 Fuß breiten Schlundes dieser Enge von 2 Stunden Länge wird das Flußbett eine Stunde breit und ist voll Werder, Röhricht und Getreidefelder, wobei es sich so sehr erweitert, daß man seine flachen Ufer nicht mehr sehen kann. Im Norden begleitet es bis Senna das 4000 Fuß hohe Morumbolagebirge, im Süden das goldreiche, ebenso hohe Manica- oder Matukagebirge, dessen Fluß Sangue bei Senna mündet. Dieses Dorf in lachenreicher, fruchtbarer Gegend ist durch Fieber und Kriege sehr herabgebracht, da Sulu's die Umgegend oft durchstreifen. Jahrelang bekommen die Offiziere der portugiesischen Besatzung keinen Sold und treiben Handel; die Soldaten erhalten Kalikot als Löhnung und lassen sich von ihren Frauen ernähren. Uebrigens steht Senna nicht mit Portugiesen in Verkehr, sondern mit ostindischen Kaufleuten, wie denn das ganze portugiesische Gebiet machtlos und verkommen ist. Es leben auf 12,000 □Meilen kaum 300,000 Menschen, und Portugal zahlt an verschiedene Häuptlinge Tribut, um Ruhe zu haben.

Nach einigen Tagen erreichte Livingstone das Delta des Zambesi und in 10 Tagen den Küstenort Kilimane (Quilimane). Das Delta besteht aus einer Gras- und Schilffläche mit vereinzelten Mongo- und Kokosbäumen, ist zur Regenzeit überschwemmt, zur trocknen Zeit von vier Hauptarmen durchzogen, von denen der südliche, der Luabo, für den Hauptstrom gilt, da er eine halbe Stunde breit ist, wogegen Kilimane in der trockenen Zeit mit dem Zambesi in keiner Verbindung steht. Zwei Sandbänke sperren die Mündung so sehr, daß nur ein schmales Fahrwasser frei bleibt, welches in der trocknen Jahreszeit 4 Fuß, bei Hochwasser 22 Fuß Tiefe hat. Einige Meilen weit hinauf ist das Land dicht bewaldet und voll Ortschaften, weiterhin öde und von Wäldern von Kokospalmen umgeben. Der Kanal Boco do Rio oder Mutu, welcher nach Kilimane führt, ist in der trocknen Zeit mit Gras und Bäumen bewachsen und ragt 16 Fuß über das Flußbett, doch zur Fluthzeit steigt der Zambesi 30 Fuß und füllt dann auch den Kanal, welcher in den Kilimanefluß geht. Das Hafendorf Kilimane steht auf Sumpfbänken zwischen Morästen und Reisfeldern, ist aus Backsteinen erbaut, hat aber bei 3 Fuß Tiefe schon Wasser, weshalb die Häuser umsinken und Fieber hier herrschen; Schiffe stranden an der unsicheren Küste häufig.

Mit einem englischen Kriegsschiff ging Livingstone (1856) nach England und nahm dorthin den treuen Sekuebu mit, die Zurückbleibenden wur-

Digitized by Google

den auf Kosten Portugals unterhalten. Dem afrikanischen Begleiter verwirrten aber auf der Seefahrt die vielen neuen Dinge den Kreis seiner Gedanken, er ward wahnsinnig und ertrank im Hafen von Mauritius, als er vom Schiffe aus in's Meer sprang. Ueber Aegypten, Tunis und Marseille eilte Livingstone nach England zu seiner Familie, ward überall ehrenvoll empfangen, und kehrte (1858) auf einem Dampfer nach Afrika zurück, um seine Forschungen zu vervollständigen. Er brachte einen flach gehenden Dampfer mit, der es ihm möglich machte, den Zambesi aufwärts bis Tete zu befahren, worauf Livingstone dann (1859) den Schirefluß, der in den Zambesi von Norden her mündet, bis zu dessen Ausfluß aus dem Ngassasee hinaufdampfte, denselben genau untersuchte und dann den Schirwasee entdeckte, von welchem man bisher nichts wußte.

Dieser Schire durchströmt ein fruchtbares liebliches Thal, welches aber auch streckenweise sumpfig ist, von Elephantenheerden durchzogen wird und von Lotos bewachsen ist, dessen Knollen den Bewohnern als Nahrung dienen; große Furcht hatten diese vor dem Dampfer. Die Frauen der Bewohner haben die Sitte, daß sie die Oberlippe durchbohren, dieselbe durch eingesteckte Rohrstücke soweit erweitern, bis sie einen trichterförmigen Ring bildet. Auf einer zweiten Reise setzten die Reisenden den Weg nach dem Schirwasee fort, dem südlichsten der Binnensee'n. Baumwolle und Zuckerrohr wuchsen überall, und von hier versorgen sich die Franzosen auf Bourbon mit Sclaven. Der Versuch (1861), mit dem Dampfer den Romuva zu befahren, der in die Delagoabai mündet, mißglückte wegen der Sandbänke, Mangrovewaldungen und Schluchten, und erst später gelang die Fahrt, die Livingstone mitten nach Binnenafrika führte.

Livingstone war in Folge seiner außerordentlichen Reiseerfolge, seines persönlichen Muthes und der Herzhaftigkeit, mit welcher er portugiesische und arabische Sclavenhändler verfolgte, eine weltbekannte Person geworden. Blieben daher Berichte von ihm aus, so ward die ganze gebildete Welt unruhig, und man sandte Männer aus, sich an Ort und Stelle nach ihm zu erkundigen. Er muß gegenwärtig ein Sechziger sein, hat seine Frau auf einer Reise verloren, seine Kinder in England versorgt und lebt nun ganz seinen Forschungen. Man kann ihn Afrikaner nennen, und im Reisen in diesem Lande ist er Meister. Jetzt weilt er so recht in Innerafrika, um dessen Wasserscheide zu erforschen, und läßt nur in Zwischenräumen kurze Berichte nach Europa gelangen. Behm erinnert daran, wie seine Reise nach Loanda der des Rohlf von Tripoli nach Lagos entspricht, daß er den mittleren und unteren Zambesi, Schire und Rovume aufnahm, in Cazembe so angesehen war wie Barth in Timbuktu, und in den Manjuema ein neues Volk auffand, wie Schweinfurt

Digitized by Google

in den Monbuttu am Nil. Er entdeckte sieben große See'n und die Scheide zwischen Tanganyika und Lualaba. Jener fließt nicht in den Nil ab, das Thal des letzteren, die Mulde des Cazembareiches, füllt das unbekannte Innerafrika, aus welchem der Fluß durch die Bergschlucht im Norden des Moero-See's hindurchbricht, dann in das Land Manjuema eintritt und dasselbe in seinem mittleren Laufe durchzieht.

Baker sah, als er 1500 Fuß über dem Ostufer des Mwutansee's stand, in einer Entfernung von 10—12 Meilen im Westen blaue Berge, deren Höhe er auf 7000 Fuß (oder 9—10000 Fuß über dem Meere) berechnete, und bei hellem Wetter glaubte er an der gegenüberliegenden Küste zwei Wasserfälle zu erkennen, welche wie helle Silberfäden in die dunklen Schluchten hoher Berge versanken. Ein Häuptling versicherte ihm, daß man zu der gefährlichen Ueberfahrt vier Tage und Nächte brauche, und daß an der Westküste die großen Reiche Malegga und Tosi liegen. Dort wohnen Kannibalen, welche ihre Kühe begraben, dagegen Menschen essen; von ihnen hat auch schon Schweinfurth gehört. Livingstone wollte auch diese Gegend erforschen und ging von Bambarre 15 Tagreisen westlich vom Tanganyika mit arabischen Elfenbeinhändlern nach Nordwesten, kam in ein flußreiches Land, wo Berg an Berg stand und die Balegga oder Malegga oder Ulegga wohnten. Am Nordende des Tanganyikasee's hörte Livingstone (1871), der Fluß Rusizi entspringe beim $3^1/_2$ Meilen langen und $1^1/_2$ Meilen breiten See Kivo, welchen im Norden und Westen hohe Berge umgeben, und 10 Tagereisen von Tanganyika beginne das große Land Ruanda, welches wie Balegga die See'n Tanganyika und Mwutan trennt. Von diesem unbekannten Scheidungsgebiet fließen Ströme ab nach dem Nil, dem Lualaba-Congo, dem Uelle-Schari und dem Tanganyikasee. Hier liegt also das Centralgebirge zwischen Mittel- und atlantischem Meere, zwischen Tschadsee und Tanganyika.

Diesen letzteren See befuhren und umgingen Livingstone und Stanley und fanden, daß er tief eingesenkt liegt zwischen Gebirgen und Plateau's und nur im Südosten einen Abfluß im Lufidschi haben könnte, wogegen der Rungwa in den See mündet, indem er von Central-Urori ihm zufließt. Nur in dem Thale des Malagarazi, wo sich zahlreiche Salzgruben finden, fließt salziges Wasser und kommt mit dem Flusse in den See. Das flache Nordufer hat eine Breite von nahe an drei Meilen, der See die Richtung von Norden nach Süden, eine Länge von 95 Meilen und einen Umfang von 675 □Meilen. Seine Tiefe nimmt von Osten nach Westen zu, denn sie steigt von 35—554 Faden (nahe an 2000 Fuß). Dabei liegt der See 3000 Fuß über dem Meere und steigt zur Regenzeit um 3 Fuß. Die Strömung des Wassers nach Norden,

Digitized by Google

wohin meilenlange Linien von Algen und Wasserpflanzen ziehen, scheint nur zeitweilig stattzufinden.

Das Cazembereich beschreibt Livingstone als seenreiche Mulde, in welcher der Bangweolosee 50 Meilen lang, 12—15 Meilen breit ist und 4000 Fuß über dem Meere steht. Im Osten dieser Mulde und im Süden des Tanganyikasee's steht ein 3—6000 Fuß hohes Waldgebirge, davon westlich das Koneplateau und südlich das Mudschingagebirge, welches zum Zambesi abfällt. Dieses ist ein Hochland von 4—6000 Fuß mit 6—7000 Fuß hohen Bergen, streicht etwa 120 Meilen von Westen nach Osten und sendet unzählbare Quellen aus, sodaß man fast alle halbe Stunde einen Bach überschreiten muß. Diese Quellen entspringen alle in dem Sumpfe eines wenig eingesenkten Thales, und da ihnen aus dem schwammigen Boden stets Wasser zusickert, so werden sie nach einigen hundert Schritt tiefe beständige Bäche von 3 bis 4 Fuß Breite. Bald fließen zwei Bäche zusammen, nehmen andre Bäche auf, und da die Winde meistens aus Südost kommen und Wolken herbeiführen, so ernährt die feuchte Luft viel Moose und Flechten und geben die dichten Gebüsche dem Walde Aehnlichkeit mit einem Mangrovesumpfe.

An der Hauptquellstätte, an einem Hügel der Westseite der Wasserscheide, entspringen 2 Meilen von einander vier starke Quellen, die sehr bald zu großen Flüssen werden. Die Lieambje- (Zambesi-) Quelle ist so groß, daß man einen Menschen am andern Ufer nicht erkennen kann; die andre ist die des Lunga oder Luangye oder Kafue, eines Zambesizuflusses; wogegen der Lufira und der Lomane dem Lualaba zufließen. Zehn Tagereisen davon liegen im Norden die unerschöpflichen Kupfergruben von Katanga und von dort 10 Tagereisen nordöstlich die großen Felsenhöhlen in Rua, in denen die Einwohner ganzer Distrikte Raum haben. Die Berge im Norden des Moerosee's schließen die Cazembemulde, durch welche der Moero seinen Abfluß durch eine tiefe Spalte zwischen Bergen voll üppigster Tropenvegetation nimmt. Hastig braust der gewaltige Fluß donnernd und schäumend durch die Felsenenge und breitet sich dann als Lualaba meilenweit aus, indem er in großen Windungen ein ebenes Land durchströmt und dabei vier Seenabflüsse aufnimmt. Die deutsche und englische Congoexpedition sollen diese Gegend durchforschen.

Das Land zwischen der Ostküste Afrika's und dem Tanganyikasee ist Steppe mit Gebüsch, lichtem Wald oder vereinzelten Waldstreifen, das Hochland Ugogo trocken wie die Kalahari und ernährt nur gelbliche, kleine, bittere Pflanzen, Dornbüsche und verkrüppelte Bäume. Die Westseite dagegen strotzt von tropischer Ueppigkeit. Hellgraue Granitberge stehen inselartig auf rothem Sandstein, und alle Berge und Thäler sind in dichten Wald gehüllt. Grasstengel erreichen $^1/_2$ Zoll Durchmesser und 12 Fuß Höhe, sodaß nur

Digitized by Google

Elephanten Wege bahnen können. Außerdem giebt es breite Streifen von Urwald, in welchen die Sonne nicht eindringt und deſſen Bäume ſo hoch ſind, daß eine Schrotflinte nicht einmal bis an die Gipfel trägt. Schlingpflanzen erzeugen dichte Gewebe, welches nur Büffel ſprengen, und man muß oft bis an's Knie im Schlamme waten. Aehnlich iſt es in Angola und am Joruba. Durch den Wald führen nur ſchmale Wege, auf denen Mann hinter Mann gehen muß. Es regnet faſt alle Tage und im Walde iſt es ſtets dunkel, weil

Fig. 148. Tropiſcher Urwald.

die Sonne nicht durchſcheint. Die Wege gehen zwiſchen Pflanzenwänden hin und Urwald umſchließt die Ortſchaften, daß man nicht um ſie herum gehen kann. Durch die Congowälder und ihre hartholzigen Urwälder muß man ſich mit der Axt Bahn hauen.

Welche Pflanzen, Thiere und Menſchen dieſem Innerafrika eigenthümlich ſind, läßt ſich durchaus nicht angeben, weil dazu ausreichende und ſichere Angaben fehlen. Indeſſen machte Behm mit Recht auf vielerlei Aehnlichkeiten

Digitized by Google

zwischen dem Lande von Manjuema, welches Livingstone erreichte, und dem der Monbuttu, von Schweinfurth entdeckt, so wie die Aehnlichkeit beider mit Westafrika überhaupt aufmerksam zum Beweise, daß sich hier Nordost-, West- und Südafrika verbinden.

Gemeinsam sind ihnen die großen, dichten Urwälder und die reichlichen Regen, vereinigt mit einer gleichmäßig vertheilten Wärme, welche etwa den Kalmengürteln des Meeres entspricht. An Einem Tage kam Livingstone an 14 Flüsschen, welche ihm bis an's Knie oder den Schenkel reichten, und in den Fußtapfen der Elephanten bleibt das Regenwasser Monate lang stehen, während zugleich auch die Flüsse zur Regenzeit, welche vom November bis Juli dauert, Stunden weit die Wälder überschwemmen, daß man auf Kähnen darin umher fahren kann. Außer andern Nährpflanzen und Bäumen wachsen Oelpalmen in Wäldern, verfertigt man aus den Blättern der Mualepalme ein Grastuch, benutzt den einheimischen Kaffee, um ihn nach Tische mit Vanille gewürzt zu trinken, gebraucht Rothholzsaft als Schminke u. s. w. Auch findet man alle westafrikanischen Thiere, darunter auch den Schimpanse, welchen Livingstone Gorilla nennt, und der bei den Eingeborenen Soko heißt. Wenn es regnet, sitzt er auf einem Baumast und hält die Hände auf den Kopf. Manchmal geht der krumme und dickbeinige Affe im Walde aufrecht und hält dabei die Hände auf den Kopf gelegt, läuft aber auf allen Vieren davon, wenn er einen Menschen sieht. Ihm entspricht der Schimpanse Mban, welchen Heuglin und Schweinfurth oft antrafen. Auch die Rohrratte wird in diesen Gegenden lästig, weil sie die Angewohnheit hat, Elephantenzähne zu benagen.

Die Manjuema sind Menschenfresser wie die Monbuttu, die Stämme am Como, einem Zufluß des Gabun, und andere Horden in der Sierrra Leone und am Meerbusen von Benin und am Congo. Man verzehrt die im Kriege getödteten Feinde, wie es scheint aus Rache, läßt aber die Frauen an solchen Schmausereien nicht Theil nehmen, Fremde nicht einmal zusehen. Das Mahl soll jedoch nicht angenehm schmecken und häßliche Träume von den Todten verursachen. Uebrigens züchtet man Schweine, namentlich das Buschschwein, und die Frauen tauchen in die Flüsse nach Austern, welche sich im Lualaba und im Nil bis Chartum in Menge finden. Europäische Waaren und Feuerwaffen scheinen in diesem Innerafrika ganz unbekannt zu sein, wohl aber versteht man Gewebe aller Art aus Palmblättern herzustellen, baut viereckige Häuser und spricht den Dialekt der Bantusprache, welche derjenigen der alten Kopten verwandt, also die Ursprache der Afrikaner sein soll.

Livingstone nennt die Manjuema einen schönen kräftigen Menschenschlag im Gegensatz zu den häßlichen Negern. Sie haben wohlgeformte Köpfe, schöne, schwarze Augen und Stirn, hellbraune Haut, gerade Nase, kleine

Digitized by Google

Hände und Füße und wohlgerundete Glieder, feilen sich die Zähne spitz, stecken durch den Nasenknorpel Grasstückchen, sind fleißig, ehrlich und treiben Ackerbau. Zu gewissen Zeiten halten sie Märkte, auf denen die Frauen, von der Taille bis zum Knie mit einem Rock bekleidet, in Menge erscheinen. Zu größeren Staaten haben sie sich nicht vereinigt, sondern leben in Stämmen unter Häuptlingen.

Man hat auch versucht, die Dichtigkeit der Bevölkerung zu ermitteln und nimmt an, daß im Durchschnitt 600 Menschen auf einer Quadratmeile wohnen. Doch sinkt diese Zahl in manchen Gegenden auf 100, steigt in anderen auf 1000—2000. Zu diesem Zwecke zählte man die Feuerstätten, an denen man binnen einer Stunde vorüber kam, wie es im Natallande Sitte ist, und multiplicirte deren Zahl mit einer angenommenen Durchschnittszahl der Familienglieder. Natürlich ist eine solche Zählung sehr unsicher.

Vielleicht geben uns die beiden genannten Reisegesellschaften, welche eben nach diesen Gegenden unterwegs sind, mehr Aufschluß.

Geben wir schließlich eine geographische Uebersicht der besprochenen Gegenden nach Petermanns Karte. Sansibar gegenüber liegt an Afrika's Ostküste Bagamojo ($6^1/_2$ Grad s. Br.), wo der von Süden kommende Kingoni mündet. Nördlich davon ($5^1/_2{}^0$) mündet der Pangani, der als Rufu oder Lufu vom Südfuße des Kilimandscharo (3^0) herabfließt. Mombas (4^0), Sabaki, Danamündung ($3^1/_2$ und $2^1/_2{}^0$) liegen jenem Berge fast gegenüber. Kiloa (9^0) und Rovumamündung (10^0) waren Ausgangspunkte der Expeditionen. Der 12. Grad durchschneidet die Mitte des Ngassasee's, ihm fast gegenüber endet im Norden unter dem 3. Grad der Ukerewesee, von welchem südlich (5^0) Unjanjembe liegt. Oestlich vom 3—9^0 dehnt sich der Tanganyika aus, an dessen Ostufer (5^0) Udschidschi steht und südlich davon der Magarasi mündet. Westlich von dessen Ende findet man den Moero-See (8^0), südlich davon den Bangweolosee (11—12^0), von wo der Luapula nach dem Moero geht, dessen Nordende als Lualaba verläßt, nordwestlich den Kamolondosee (6^0) durchfließt und in einen Sumpfsee (2^0) einmündet. Westlich vom Kamolondo befindet sich der Tschebugosee (6^0), in welchem von Süden und Katende her der Kassabi geht, der von Osten her den Lulua aufnimmt. Im Norden entströmt ihm der Lomane, welcher in den Lualaba oder Webbo mündet ($3^1/_2{}^0$). An der Westseite des Sees Bangweolo entspringen Lieambje, Lulua und Kufira (geht in den Kamolondo), auf der Ostseite der Pamazi und Arangoa, und von Osten her gehen ihm viel Flüsse zu, z. B. der Tschambesi. Oestlich vom Nyassa liegen die Quellflüsse des Rovuma, nördlich von ihm diejenigen des Rufidschi oder Lufidschi, welcher (8^0) in das indische Meer geht.

Digitized by Google

XII. Die deutsche Reiseunternehmung nach dem Congo.

Im Jahre 1872 unternahmen drei Deutsche, Dr. Buchholz aus Berlin, Dr. Lühder aus Greifswald und Dr. Reichenow aus Charlottenburg eine Reise nach dem Kamerungebirge an der Guineaküste. Noch sind die Ergebnisse derselben nicht bekannt, doch wird es die deutschen Leser interessiren, sich im Allgemeinen mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen.

Das Gebirge liegt 4 Grad nördlich vom Aequator und soll schon vom Karthager Hanno (600 v. Chr.) gesehen sein, welcher hier alle Nacht große Feuer (Savannenbrände) und in der Mitte ein hohes, bis zu den Sternen reichendes Feuer (Vulkan) sah, in dieser Gegend auch den Gorillaaffen erlegte. In der That ist das Kamerungebirge vulkanisch, denn Burton fand auf der nördlichen Seite oberhalb des Albertkraters eine dampfende Solfatare, die Abhänge des Berges tragen eine Menge von Kratern, und Lavafelder reichen bis 4000 F. herab. Der Krater des Victoriagipfels soll 13,800 F. hoch sein, der des Albertberges bis auf 12,950 F. ansteigen. Es lohnt sich also wohl der Mühe, dieses Gebirge kennen zu lernen, welches angeblich 13,000 Fuß hoch sein soll und nur 13 Meilen vom Hafen Victoria entfernt ist. Es bildet ein längliches Viereck und reicht wegen seiner Höhe durch alle Zonen hindurch, sodaß auf seinen obersten Abhängen alle Nacht starker Frost eintritt und man dort Schnee- und Eiskeller anlegen kann. Dagegen wuchert am Meeresufer tropische Vegetation und fallen besonders die Meerkokos auf, welche auf 60 F. hohem Stamme 14—20 langgestielte Blätter von 30 F. Länge tragen, die sich wie ein Fächer ausbreiten und durch ihr Zusammenschlagen ein Geräusch wie Mühlengeplapper hervorbringen.

Das Gebirge steht mit den benachbarten Bergzügen in Verbindung, und da es in der Mitte der Küste der Biafarabai liegt, so dient es dem Seefahrer als Merkzeichen, denn auf der einen Seite ragt der Pik Santa Isabel der Insel Fernando Po 10,700 F. hoch empor, an der anderen die Kamerunberge.

Obschon diese Landstrecke noch sehr wenig bekannt ist, so besitzt sie doch schon ihre Geschichte. Erst im Jahre 1843 wagte es ein Europäer, den Vulkan von Fernando Po zu besteigen, aus welchem die Bewohner von Clarmontown oft Rauch aufsteigen sehen, und die Neger wollen sogar bemerkt haben, daß Feuer aus demselben aufloderte. Die Insel selbst wurde von den Spaniern nicht geachtet, daher von Engländern besetzt, welche hier Missionsschulen gründeten. Dann machte aber Spanien nach 50 Jahren seine Rechte geltend, nahm die Insel in Besitz und schloß alle Schulen. Die Missionare aber verlegten dieselbe auf die Küste der Ambasbai und nannten sie Victoria.

Digitized by Google

Von diesem Victoria aus unternahm Richard Burton (1861) die Besteigung des Kamerungebirges und fand einen treuen Gehülfen in dem deutschen Gärtner Gustav Mann. Dieser stammt aus Braunschweig, erlernte in Hannover die Gärtnerei, ward hierauf an die Direction des großen botanischen Gartens zu Kew bei London empfohlen, welche den talentvollen

Fig. 149. Meerkokos.

jungen Mann dem Dr. Baikie als Begleiter mitgab, als dieser den Niger befuhr. Mann blieb in dieser Gegend als königlicher Botaniker zurück und sollte namentlich nutzbare Hölzer aufsuchen. Er bereiste daher den Gabun und andere Flüsse, versuchte 1860 den Kamerun zu ersteigen, was ihm mißlang, bestieg alle Piks der Inseln des Meerbusens von Guinea und war für

Digitized by Google

den Burton der rechte Mann. Zwar wollten die schwarzen Bergbewohner nicht als Führer dienen, ihr Häuptling den Durchzug nicht gestatten, aber ein schwarzer Missionar vermittelte und die Buschleute, d. h. die Bewohner der Gebirgswälder, fügten sich. Der Name Kamerun soll von einem portugiesischen Worte abstammen, welches Garneele heißt, weil dieses krebsartige Seethierchen an der Küste in Menge vorkommt. Die Eingeborenen nennen den höchsten Gipfel „Berg des Himmels" und den ganzen Hochrücken das „Gebirge der Größe". Als die Engländer einem Häuptling ein Stück Küste abkauften (1826) und ihm dazu noch den Titel König schenkten, mußte er den Sclavenhandel abschaffen und durfte bei Leichenbegängnissen vornehmer Herren keine Menschenopfer mehr bringen lassen.

Was nun die Reise anlangt, welche die afrikanische Gesellschaft zu Berlin ausführen läßt, so besitzt sie einen ortskundigen Führer in Dr. Bastian, welcher Angola bereits mit großem Erfolge bereist hat. Ein anderer hilfbereiter Gönner ist der deutsche Kaufmann F. Fricke in Porto in Portugal, welcher in jenen Gegenden Afrika's durch seine Agenten einen ausgebreiteten Handel bis tief in das Innere des Landes treibt und durch sorgfältige Berichte die Reisenden über Oertlichkeiten, Sitten, Wege und Gefahren unterrichtet. Wir erfahren durch ihn, daß Zumbo nicht eine Ruine, sondern ein Handelsort ist, welchen 22 Portugiesen und 1100 Eingeborene bewohnen, deren Handelsverbindungen bis zum Rio Aruangoa und Cafue (oder Cafuque) reichen, ja daß einzelne Geschäftsleute bis zum Zambesi kommen, in welchen der Cafuefluß 40 portugiesische Meilen oberhalb Zumbo's einmündet. Von der andern Seite gehen Kaufleute von Tete bis Zumbo, ja Muschoschos bringen englische Waaren von Zanzibar nach Zumbo, sodaß allerdings Handelswege quer durch Afrika gehen.

Weiter meldet Fricke, daß es zur Zeit in Angola etwas wirr hergeht; daher giebt es in den portugiesischen Faktoreien gegenwärtig keine portugiesischen Behörden, sondern von Zeit zu Zeit kommt ein Soldat, um Streitigkeiten zu schlichten. Zumbo beschützt sich durch ein Fort mit einer Kanone und 12 Mann Besatzung. Die Portugiesen halten außerdem Ambriz am Zaire noch besetzt, dagegen bleibt Cassange ohne Besatzung, von wo die Handelsverbindungen bis zum Quango reichen.

Fricke räth der Expedition daher dringend an, die Reise von Loango aus zu beginnen, sich Kaufleuten anzuschließen, alle religiösen Streitigkeiten zu vermeiden und überhaupt als Kaufleute zu reisen. Die Aufgabe, welche sich unsere Landsleute gestellt haben, ist um so ehrenvoller, als von England zu gleicher Zeit zwei Reisegesellschaften abgesandt sind, um die ins Stocken gerathenen Reiseunternehmungen Livingstone's in regeren Fluß zu bringen. Der

Digitized by Google

Engländer Grandy, ein erfahrener Reisender, wurde von der Regierung und außerdem von Paraffin Young mit 14,000 Thlr. unterstützt und segelte bereits Ende des Jahres 1872 über Sierra Leona nach Loanda, um auf Booten den Congo soweit als möglich hinauf zu gehen und dann den Livingstone aufzusuchen. Dagegen werden von Zanzibar aus Cameron und Dr. Dillon nach dem Tanganyikasee vordringen.

Unsere deutsche Reisegesellschaft, welche auch bereits den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben wird, trotz eines Schiffbruchs an der afrikanischen Küste, verfügt zwar noch nicht über solche Geldmittel, aber sie werden aufgebracht, da Deutschland das Unternehmen als ein nationales betrachtet. Zeichnete doch Bergmann bereits 5000 Thlr., Dr. Güßfeldt eben so viel, und werden die deutschen Haupt- und Handelsstädte es für eine Ehrensache halten, nicht hinter England und Wien zurückzustehen, welches für die österreichische Nordpolfahrt 200,000 Gulden zusammenbrachte. Ward es dem unermüdlichen Petermann möglich, die Kosten zu einer deutschen Nordpolfahrt zu schaffen, so wird auch die afrikanische Expedition die erforderliche Unterstützung finden, damit Deutschland auch bei wissenschaftlichen Bestrebungen die eines großen Volkes würdige Stellung einnimmt. Sie will nämlich nördlich von der Congomündung ins Innere Afrika's vordringen, das Thal des Congo aufwärts gehn und erforschen, ob der Lualaba in denselben mündet oder dessen Oberlauf ist.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

A.

Abuquerque 19.
Adanſonia 82.
Affenbrodbaum 82.
Albany 43.
Almeida 17.
Aloe 53. 78.
Altholländiſch. Bauer 206.
Amakoſa (Amaxoſa) 171 ff.
Amaſulu 73.
Amaswaſi 73.
Amaxoſa 171.
Ambriz 254.
Ameiſen 93.
Ameiſenſcharrer 134.
Amſterdam-Flats 41.
Ananas 87.
Anderſſon 46. 247.
Angola 20.
Antilopen 121.
Araber 4.
Ascenſion 23.
Aymes 264. 268.

B.

Baikie (nicht Baikin) 228. 305.
Baine 269.
Bajeje 47.
Bakaaberge 27.
Bakatla 53.
Bakawantſi 54. 159.
Baker 228. 230.
Bakota 295.
Bakuena 53.
Balondaneger 291.
Bambus 77.
Banane 89.
Baobab 82.
Barth 82.
Baſtian 306.
Baſutoland 56.
Batclapi 159.
Baumfarren 85.
Bawanketſi 186.
Beaufort 44.
Benguela 20.
Behaim 8 ff.
Berbera oder Barberah 235.
Berea 62.
Bergſchützen 150.
Bethanien 64. 221.
Betſchuanen 46. 54. 186 ff.
Bezuidenhoutpaß 55.
Bibi Salima 238.
Bihé 252.
Blaubock 125.
Blauböckchen 123.
Bleichbock 124.
Bloemfontein 63.
Boer 206.
Boerspaß 55.
Bojador 5.
Bokkeveld 45.
Boomplants 203.
Boſchberge 45.
Boſchkotte 130.
Bowdich 263.
Brawa 240.
Brenner 239.
Büffel 120.
Büffelvogel 102. 120.
Bulton 71.
Burton 227. 244. 304.
Buſchböckchen 123.
Buſchmänner 141.
Buſchmannsgras 78.

C.

Cactus 79.
Cactuswald 38.
Cadamoſto 7.
Caledon 63.
Cape-Flats 37.
Caſa franchi 83.
Caſſange 292.
Cathcart 30.
Cazembereich 300.
Cedernberge 45.
Chaillu (du) 263.
Chapman 46. 232.
Cobraſchlange 38. 56.
Cockcomb Pik. 37.
Congo (Kongo) 255.
Conſtantia 207.
Cradockgebirge 45.
Cunene 248. 249. 251. 255. 257. 263.
Cunha 19. 23.

Digitized by Google

D.

Damara 166 u. ff.
Damaraland 48.
Dattelpalme 85.
Dawson 229.
v. d. Decken 228. 231. 233.
Deutschland (Neu) 62.
Diamantenfelder 68 u. ff.
Dias 11.
Dickpflanzen 80.
Dingaan 182. 199. 200. 201.
Doria 5.
Dorneidechse 135.
Drachenbaum 83.
Drakenberge 26. 55. 275.
Drakensteiner Berge 37.
Dschuba (Juba) 235.
Duiker 123.

E.

Ehrhardt 234.
Eispflanzen 80.
Eisvogel 110.
Elandantilope 127.
Elandfluß 64.
Elephant 113. 115. 274.
Elephantenfluß 64.
Elenantilope 127.
Elton 229.
Engländer im Kapland 197.
Erdferkel 133.
Erdschwein 133.
Erdwolf 133.
Erfrischungsinseln 23.
Erikson 251.
Erskine 229.
Euphorbien oder Wolfsmilchgewächse 30. 80.

F.

Fächerpalme 85.
Fan 268.
Fangheuschrecke 96.
Farewell 199.
Felshase 158.
Felsentaube 100.
Fenek 131.
Fernando Po 304.
Ferrer 5.
Fetischinseln 264.
Fingu (Fingoe) 45. 181.
Flamingo 105.
Flußpferd 117.
Frankolinhühner 100.
Französische Bauern 207.
Fricke 306.
Fritsch 224. 229.
Fuga 245.
Fugamu 267.

G.

Gabun oder Gabon 263.
Galago 113.
Galla (Gallas) 239. 241.
Galton 46. 248.
Gama 13.
Gamoshopa 273.
Gardiner 201.
Gariep s. Orangefluß.
Gassiot 46.
Gaukler 103.
Gauritzrivier 37.
Gazelle 121.
Geierraben 100.
Gemsbock 126.
George 38.
Gespenstheuschrecke 96.
Giftdoktoren 193.
Giraffe 199.
Goldfelder 67. 277.
Golungo-Alto 293.
Gorilla 3. 111. 265.
Gnu 127.
Graaf Reinet 42. 197.
Grahamstown 41.
Grandy 230. 307.
Grant 227.
Green 248.
Groote Rivier s. Orangefluß. 262.
Griqua 150. 164.
Griqualand 51.
Griquastadt 51.
Güßfeldt 230. 307.

H.

Haartebeest 127.
Hahn 259.
Hanno 3. 111.
Harryfmith 63. 203.
Hartley 272.
Hase und Affe 156.
Heinrich der Seefahrer 5.
Heitsi-Eibib 162.
Helena 24.
Himmelsriesen 156.
Honigsauger 106.
Hongklip 37.
Hottentotten 149 u. ff.
Hübner 269.
Hyäne 132.
Hyäne (Fabel) 157.
Hyänenhund 131.

J.

Jarsveld 197.
Ibis 104.
Ichaboe 47.
Ichneumon 130.
Inhambane 73.
Jonangasee 264.
Jonker Afrikaner 150. 168.
Islamkaffern 65.

K.

Kabebe 259.
Kaffern 171 u. ff.
Kafferntriege 199.
Kafferntüste 72.
Kaffraria 55.
Kafir 171.
Kalahari 45. 47. 286.
Kalifafest 205.
Kamabos 78.
Kamba 255. 257.
Kamerungebirge 304. 306.
Kap 12. 14.
Kapland, Geschichte 196.

Digitized by Google

Kaprauch 207.
Kapschaf 109.
Kapstadt 32.
Kaptaube 110.
Karasberge 48.
Karawane 253.
Karroo 37. 43.
Kasai 293.
Kaschangebirge 64.
Karthager 3.
Karzmans Gat 39.
Katzenberge 45.
Kenia 234.
Kerstenia 236.
Khamiesgebirge 37.
Kilimandscharo 234.
Kilimane 297.
Kiloa 17. 231. 234.
Kimbandi 258.
Kiusiip 48.
Klippdachs 135.
Klippschliefer 135.
Klippspringer 121.
Kloof, lange, 37. 40.
Knysnawald 40.
Kok 164.
Kokospalme 271.
Kolesberg 42.
Kolobeng oder Kolobong 200. 285.
Kommando 197.
Kongo 254.
Königsfischer 110.
Konstantia 37.
Korana 163.
Kraal 171.
Kragentrappe 108.
Kranichgeier 103.
Krapf 229. 230. 234.
Krokodilwächter 108.
Kudu 125.
Kuhantilope 127.
Kuhbai 11.
Kuhreiher 104. 119.
Kumadansee 26.
Kuruman 51. 159.

L.

Leopard 129.
Leuchterbaum 87.
Lianen 88.
Libebe 46.
Liambye (Liambye) 289. 290.
Lieba 291.
Lilien 81.
Limpopo 271. 276.
Linjanti 289.
Litako 51. 159.
Liteyana 200.
Livingstone 46. 51. 200. 228. 229. 281.
Loanda 293. 307.
Loango 306.
Lobal 259.
Löffelhund 131.
Löffelreiher 105.
Löwe 129.
— Fabel 157.
Löwenberg 28.
Luabo 297.
Lubjefluß 276.
Lupata 297.
Lydenburg 66. 275.

M.

Maatschappei 201.
Macomo 200.
Madagaskar 19.
Madeira 5. 6.
Magyar 252.
Makabe 159.
Makololo 51.
Makankala 258.
Malaien 204.
Mandschidorf 266.
Mangrove-Bäume (nicht: Mongrove) 87.
Manglebäume 87. 254.
Manguste 135.
Manjuema 302.
Mann 304.
Mantati 158.
Maritz 202.
Maritzburg 60. 201.
Matebele 51. 159. 181. 277.
Matlele 56.
Matsajana 46.
Mauch 229. 269.
Mäusevogel 100.
Melinde 17. 19.
Melonencactus 76.
Melonenfluß 64.
Mesembryanthemien 81.
Mimosen 88.
Missionare 63. 220.
Moffat 51. 159.
Moholi 113.
Mohr 229. 269.
Moluwa 258.
Mombas 244. 245.
Montagupaß 38.
Moschesch 159. 198.
Mosielele 198.
Mosilikatse 159. 198. 200. 202. 277.
Mozambique 16. 19. 27. 73.
Mozemba 16.
Mückenspeise 99.
Mudschinagebirge 300.
Murray 46.
Muschelbai (Mosselbai) 14 38.
Mwutansee 299.

N.

Namaqua 26. 27. 150. 161.
Namaqualand 48.
Nashorn 116.
Nashornvogel 117.
Natal 15. 57. 201.
Nazareth 264.
Neisnasee 38.
Neko 3.
Neueveldgebirge 45.
New 229.

Digitized by Google

Niekerk 68.
Nilpferd 117.
Ngami 25. 26. 46. 248. 287.
Ngomo 264.
Nganza (Nyanza) 246.
Ngassa (Nyassa) 228. 230. 233.
Ngunië 261. 266.
Nhaya 18.
Nun 6.

O.

Ogowai 264.
Okanda 264. 268.
Olifantfluß 276.
Ondonga 250. 259.
Orangefluß 49.
Orangefreistaat 51. 63.
Orchideen 88.
Orichstadt 65. 202. 275.
Orlam 150. 168.
Oryx 126.
Oswald 231. 234.
Oswell 46.
Otjimbingue 251. 259.
Oulinquagebirge 37.
Oudtshoorn 39.
Ovaherero 165 u. ff.
Ovahereroland 262.
Ovakumgama 261.
Ovampo 48. 260.

P.

Paarl 37.
Palmyrapalmen 85.
Panda 201. 203.
Pandane 89.
Pangani 245.
Panther 129.
Papageien 100.
Paradiesfeige 90.
Paradiesfinke 38.
Passan 126.
Paviane 38. 111.
Pereftrello 6. 201.
Petermann 270.
Pharaonsratte 130.
Phönizier 3.
Pillenkäfer 92.
Pingle 198.
Pinguin 110.
Pisang 89.
Plat-Klippe 30.
Port Elisabeth 40.
Potgieter 200. 201.
Port Natal 59.
Porto Santo 6.
Post 224.
Potschefstrom 66.
Prachtspinten 100.
Pretoria 67.
Pretorius 200. 201. 202. 203.
Protea cynaroides 39.
Ptolemäer 4.
Ptytelephas 90.

Q.

Quagga 129.
Quango 292.
Quathlampa s. Drakenberge.
Quiloa s. Kilwa 17.
Quilimane (Kilimane) 73.

R.

Rauch, tönender 74. 295.
Rebmann 230. 234. 244.
Reenen 30.
Regenmacher 191.
Regenvogel 118.
Reisegelder 228
Reisen, Art zu, in Afrika 222.
Rembo 266.
Retief 199. 200. 201. 202.
Rhinozeros 116.
Rhinozerospeitsche 151.
Rhinozerosvogel 117.
Riebeck 196.
Rindantilope 123.
Robben Island 32. 196.
Römer 4.
Romuva 298.
Roscher 230.
Rustenburg 66.

S.

Sandili 203.
Sansibar 233. 236.
Sauergebirge 37.
Schakal 133. 158.
Scharlachspint 107.
Schattenvogel 101.
Schire 298.
Schirmpalme 85.
Schirwasee 298.
Schlangencactus 80.
Schömansdal 65.
Schoschong 54.
Schwarze Berge 37.
Sebituane 158. 286.
Secretär 103.
Seeschwalbe 108.
Sekeletu 289.
Sekomi 54.
Senna 73. 297.
Serval 130. 265.
Sescheke 288. 291.
Setscheli (Secheli) 159. 200. 284.
Silberbäume 78.
Sierra Leona 7.
Smith 199. 203.
Socotora 20.
Sofala 18. 73.
Somerset 42. 199.
Speckbaum 78.
Speke 227. 244.
Spelunken 65.
Spießbock 126.
Springbock 122.
Springhase 137. 138.
Stachelschwein 136.
Stadtleben in den Bauernrepubliken 214.
Stanley 229. 299.
Stapelien 80.

Digitized by Google

Stellenbosch 37.
Stellenboſcher Gebirge 37.
Stelzenbäume 85.
Steppenhund 131.
Steppenkuh ſ. Spießbock.
Strandwolf 133.
Strauß 107.
Stuurmann 149.
Suga Sanga 46.
Sulukaffern 181.
Sycomoren 85.

T.

Taſelbai 28.
Taſelberg 28.
Tanganyika oder Tanyanyika 234. 246. 299.
Tanutſe 192.
Taucher 110.
Termiten 94.
Tete 73. 296.
Teufelsberg 28. 31.
Teufelsſchlucht 54.
Tiege 46.
Tochtgänger 217.
Tod, Urſprung 158.
Topnaars 168.
Transvaal 64.
Trappe 108.
Treckbauern 196.
Trehbock 123.
Triechard 202.
Tſchaka 159. 182. 198. 201.
Tſchobe 289.
Tſetſe 98.
Tugela 59.

U.

Ujiji 246. ſprich Udſchidſchi.
Uitenhage 37. 41.
Ukerewe 234. 236.
Umfule 274.
Unkulunkulu 185.
Unuma 48.
Urania 90.
Urban 61. 201.
Uys 201.

V.

Vaal 278.
Verbrecherſchiff 198.
Victoria 45. 201. 304.
Victoriafälle 74.
Vivaldi 5.
Vogel Greif 156.

W.

Wabonineger 243.
Wagenburg 197.
Wahlberg 248.
Wakefield 229.
Walker 265. 267.
Wanderheuſchrecke 97.
Waſſerbaum 90.
Waterboer 91. 159. 164. 198.
Webbi- oder Wobbifluß 240.
Webervogel 101.
Weſtbetſchuanen 200.
Wildebeeſt 127.
Wildtaube 100.
Winburg 203.
Winterberge 45.
Wolfsmilchgewächſe 80.
Wonderfontein 65.
Worceſter 37. 45.
Wüſtenfuchs 131.
Wuti 243.

Z.

Zambeſi 73. 296. 297.
Zambeſiküſte 110.
Zamie 78.
Zanzibar ſ. Sanſibar.
Zauberer 192.
Zauberfelſen 170.
Zebra 128.
Zebramanguſte 133.
Zibethhyäne 133.
Zimbaoe 279.
Zoutpansberge 65. 202.
Zumbo 306.
Zwellendam 38.
Zwellendamergebirge 37.
Zwergpalmen 85.
Zyllshalle 38.

Berichtigungen:

Seite X ſtatt Zig. 24 lies 24 a.
„ 58 „ „ 25 „ 26.

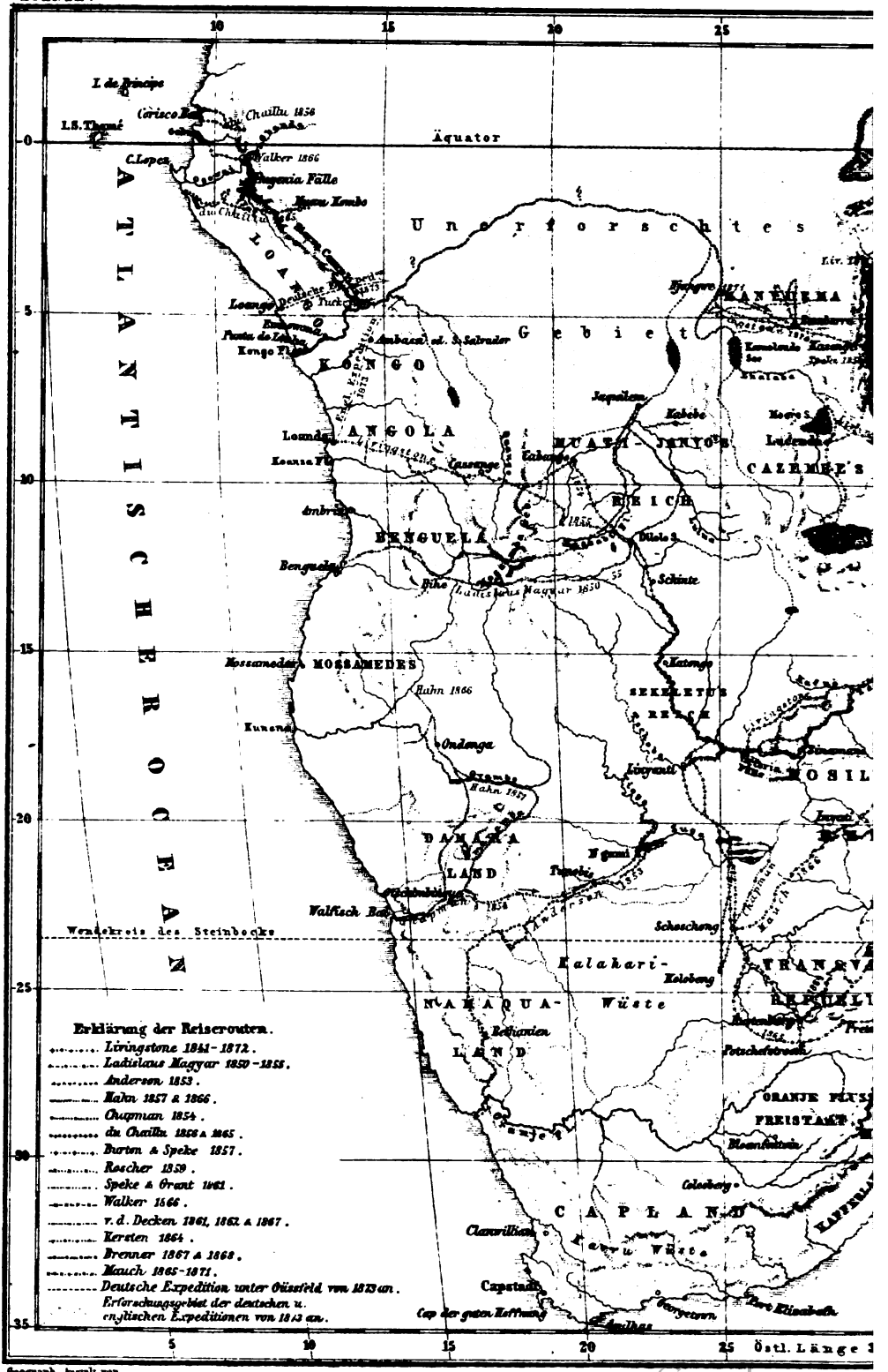
Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

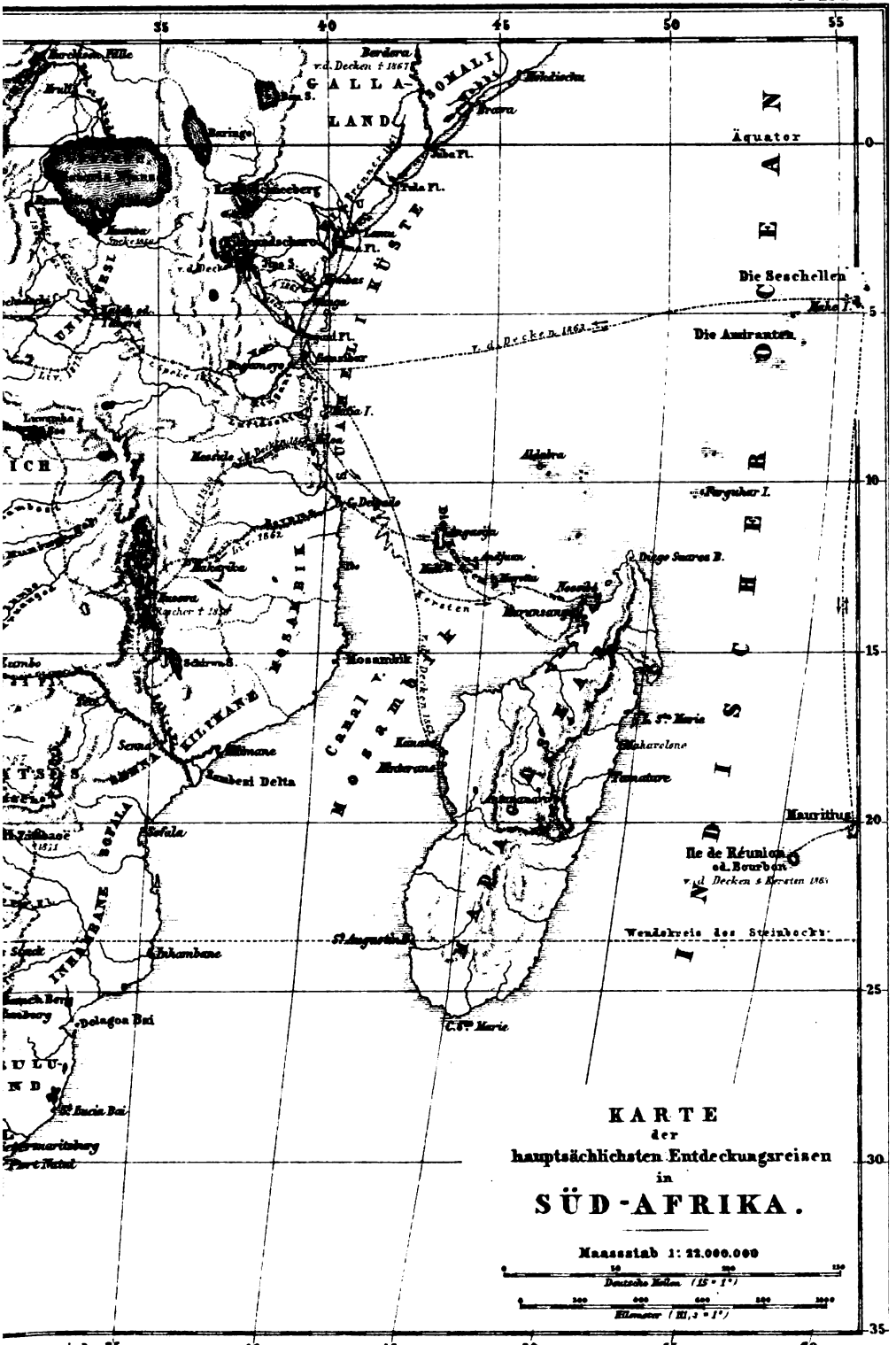
KÖRNER:



Geograph. Anstalt von

LEIPZIG: FERD

Digitized by Google



KARTE
der
hauptsächlichsten Entdeckungsreisen
in
SÜD-AFRIKA.

Maassstab 1: 22.000.000

Deutsche Meilen (15 = 1°)

Kilometer (111,3 = 1°)

Digitized by Google

D HIRT & SOHN.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Neuere Schriften über Süd-Afrika

von

Gustav Fritsch,

Dr. med., Assistenten am Königlichen anatomischen Institut und Privatdocenten an der Universität Berlin.

Drei Jahre in Süd-Afrika.

Reise-Skizzen nach Notizen des Tagebuchs zusammengestellt.

Mit zahlreichen Illustrationen

nach Photographien und Originalzeichnungen des Verfassers, theils in Holzschnitt, theils in Chromolithographie ausgeführt.

Nebst einer Uebersichtskarte der ausgeführten Routen.

Geheftet: 6 Thlr. Gebunden: $6^5/_6$ Thlr.

Dieses allseitig mit höchster Sorgfalt ausgestattete Werk, für das gebildete Publikum bestimmt, verfolgt den Zweck: in kurzen Zügen darzustellen, welchen Eindruck das Land und seine Bewohner in Wahrheit auf den unbefangenen Beschauer üben. — Die naturgetreuen Illustrationen bieten sieben Bilder in Farbendruck, zwölf größere Landschaften, sechs Gruppenbilder von Eingeborenen und zahlreiche Vignetten, insgesammt meisterhaft in Holzschnitt ausgeführt unter Leitung des Professors Hugo Bürkner in Dresden.

Den Käufern des Körner'schen Werkes über Süd-Afrika empfiehlt sich dieses Buch zum specielleren Studium des Landes, allen denen, die für Zoologie, Botanik, Anthropologie ꝛc. Interesse haben, bieten die „Drei Jahre in Süd-Afrika" eine Fülle von Belehrung; den Jagdliebhabern dürfte das Werk besonders werth sein, weil es über die Arten des Wildes und seine Erlegung Aufschluß giebt, ohne „Jagdgeschichten" in des Wortes böserer Bedeutung zu enthalten.

Die Erfahrungen, welche Dr. Fritsch über die Eingeborenen Süd-Afrika's gemacht hat, finden sich in dem folgenden, von der Kritik einstimmig als ein „wissenschaftliches Prachtwerk seltenster Art" bezeichnetem Buche niedergelegt.

Die Eingeborenen Süd-Afrika's

ethnographisch und anatomisch beschrieben.

Mit zahlreichen Illustrationen, großentheils nach Original-Photographien und Zeichnungen des Verfassers in Holzschnitt ausgeführt, zwanzig lithographischen Tafeln mit Abbildungen einzelner Skelettheile, Proben der Hautfärbungen und Buschmann-Zeichnungen.

Nebst einem **Atlas**, enthaltend sechzig in Kupfer radirte Portraitköpfe.

Preis: 25 Thlr.

Dieses Werk wurde bei seinem Erscheinen Ende vorigen Jahres (1872) mit wahrem Enthusiasmus begrüßt, sowohl als eine hohe Leistung deutscher Wissenschaft, als deutscher Druckerkunst; tief wissenschaftlich ist die Darstellungsweise, doch allgemein verständlich und giebt besonders jedem, der sich für die viel behandelte Frage von der „Abstammung des Menschen" interessirt, wichtige Aufschlüsse, die dabei den Vortheil haben, daß sie nicht weitgehende, wenig begründete Speculationen sind, sondern sich auf Thatsachen beschränken.

Für bemitteltere Kreise bilden die „Eingeborenen Süd-Afrika's" ein Geschenk gediegenster Art, der Bibliothek sowie dem Salon eine werthvolle Zierde; die Liebhaber von Kupfer-Radirungen werden in dem „Atlas" eine vorzügliche Leistung erkennen.

Digitized by Google

Bibliothek der Familie

von

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Allen Kreisen,

welche für das Wohl der Jugend, für Lebensfrage ihrer Erziehung, wie für die Hebung und Förderung des religiösen Lebens in der Familie ernste Empfänglichkeit bewahren, werden die nachstehend verzeichneten Bücher vermöge ihres lautern, tiefen Gehalts und einer diesem entsprechenden, würdigen Ausstattung angelegentlich empfohlen.

Bücher für das kindliche Alter.

Wieder vollständig erschienen!

Wieder vollständig erschienen!

Thekla von Gumpert's

Familienbuch.

Erzählungen aus der Kinderwelt.

Neue illustrirte Auflage.

Preis jedes Bändchens cartonnirt 12½ Sgr.

Digitized by Google

Inhalt des „Familienbuches."

Erstes Bändchen. Der Bettelknabe, oder: **Bete und arbeite.**

Behandelt den Satz: Kinder sind vom frühesten Alter an zur Thätigkeit anzuhalten, die sie nicht nur vor Lastern bewahrt, sondern auch zufrieden und glücklich macht.

Zweites Bändchen. Poch, Poch, Poch, oder: **Klopfet an, so wird Euch aufgethan.**

Lehrt die Kinder stets offen und wahr gegen ihre Eltern zu sein und ihnen nichts zu verschweigen, damit nicht ein kleines, verheimlichtes Vergehen der Anfang zum Laster werde.

Drittes Bändchen. Der kleine Schuhmacher, oder: **Wo Treue Wurzel schlägt, da läßt Gott einen Baum daraus wachsen.**

Zeigt, wie durch Kindesliebe und Gottesfurcht ein schwaches Kinderherz gestählt werden kann, um Versuchungen mit Erfolg zu widerstehen.

Viertes Bändchen. Die Schloßmutter, oder: **Reichthum ist ein köstliches Messer, aber man muß es zum Brodaustheilen, nicht zum Verwunden gebrauchen.**

Führt zur richtigen Anwendung des Reichthums und zur Erkenntniß, wie schön es sei, Armen Gutes zu thun.

Fünftes Bändchen. Vier Wochen Ferien, oder: **Arbeit ist Krieg gegen das Elend.**

Zeigt, daß Arbeit auch Schutz gegen thörichte Forderungen an das Schicksal ist und daß thätige Kinder auch Ferien nicht zum Nichtsthun verwenden.

Sechstes und Siebentes Bändchen. Die kleinen Helden, oder: **Nichts ist so fein gesponnen, es kommt an's Licht der Sonnen.**

Schildert einen Kinderkreis, welchem die Lüge, der Betrug abschreckend vor Augen tritt, giebt zugleich Blicke auf die neueste deutsche Geschichte.

Achtes Bändchen. Das stumme Kind, oder: **Gott ist allgegenwärtig.**

Zeigt, daß Gottes Geist und Gottes Liebe auch in der Natur zu finden sind, und daß das Leben in der Natur frisch und fröhlich machen kann.

Neuntes Bändchen. Der Mann im Korbe oder: **Kann man auch Trauben lesen von den Dornen?**

Schildert die Folgen einer schlechten Erziehung und die Macht des Christenthums auf einen gesunkenen Menschen.

Zehntes Bändchen. Die Kinder des Auswanderers, oder: **Bleibe im Lande und nähre dich redlich.**

Warnt vor Unzufriedenheit mit der Heimath und zeigt die Folgen unüberlegter Auswanderung.

Agnes Franz, Buch der Kindheit und Jugend. Letzte Bearbeitung des „Buches für Kinder" von Agnes Franz; neu redigirt, wesentlich bereichert und verbessert. Mit Inbegriff des vollständigen „Theaters für Kinder". Mit Abbildungen. 25 Sgr. Ohne Abbildungen 15 Sgr.

Dieses Buch, seit Dezennien ein Liebling der Kinderwelt, dürfte zu dem nun so billigen Preise auch in minder bemittelten Kreisen willkommene Aufnahme finden.

Agnes Franz, Kinderschatz. Auszug aus dem „Buch der Kindheit und Jugend". Reich illustrirt. Cart. 12½ Sgr.

Ihlefeld, Fr., In's Riesengebirge! Aus dem Buche des Lebens und der Natur. Motto: „Auf hoher Alp, da wohnt der liebe Gott!" Mit Illustrationen von Hugo Bürkner und Gebirgsansichten von Ferdinand Koska. Cart. 25 Sgr.

Digitized by Google

Bücher für die heranwachsende Jugend.

Schriften von Olga von Eschenbach.

Mein Skizzenbuch für die Jugend und Jugendfreunde. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Originalzeichnungen von Hugo Bürkner, Theobald von Oer und Wilhelm Schurig. In drei Theilen. Erster Theil: Die Nachbarn. Die Ansiedler in der Steppe. — Zweiter Theil: Drei Sommertage. Bilder aus alter Zeit. — Dritter Theil: Hoch und Niedrig. Preis jedes Bandes cart. 25 Sgr. Vollständig 2½ Thlr.

Hieraus in besonderem Abdruck.

Die Nachbarn, oder: Sich selbst bezwingen ist der schönste Sieg. Mit Zeichnungen von Th. von Oer. Cart. 15 Sgr.

Die Ansiedler in der Steppe, oder: Wer Eltern ehrt, den ehrt Gott wieder. Mit Zeichnungen von H. Bürkner. Cart. 15 Sgr.

Drei Sommertage, oder: Wenn es Gott gefällt, wird es Tag. Mit Zeichnungen von H. Bürkner. Cart. 15 Sgr.

Bilder aus alter Zeit, oder: Treue über Alles. Mit Zeichnungen von Wilh. Schurig. Cart. 15 Sgr.

Hoch und niedrig, oder: Liebe ist stärker, als der Tod. Mit Zeichnungen Th. v. Oer. Cart. 25 Sgr.

Agnes Franz, Buch für Mädchen. Mit colorirten Abbildungen. Cart. 15 Sgr. Ohne Abbildungen. Cart. 10 Sgr.

Thekla von Humpert, Grüß Gott. Lebensbilder für die reifere Jugend und Jugendfreunde. Cart. 10 Sgr.

Herbstblätter. Gesammelt und den Sonntagskindern gewidmet. Geb. 7½ Sgr. Geh. 6 Sgr.

Digitized by Google

Schriften von Rosalie Koch.

Stillleben und Weltleben. Mit Illustrationen von Hugo Bürkner. Cart. 25 Sgr.

Stillleben, oder: **Der Segen einer religiösen Erziehung.** Cart. 15 Sgr.

Weltleben, oder: **Die Begüterten — Gottes Haushalter auf Erden.** Cart. 15 Sgr.

Christliche Charaktere, oder: **Gehet hin und thuet desgleichen!** Lebensbild von **A. H. Francke, Elisabeth Fry u. Sara Martin.** Mit Illustrationen. 2 Bände. Cart. 1 Thlr.

I. Band. **A. H. Francke**, (Ein Lebensbild. Erste Bearbeitung unter dem Titel: A. H. Francke, oder: Macht und Segen des Gebets und Gottvertrauens. Illustrirt durch Portraits, Ansichten der Francke'schen Stiftungen und Scenen aus Francke's Leben. Cart. 20 Sgr.

Zweite Bearbeitung, als Jubelschrift zur Säcularfeier von Francke's 200jährigen Geburtstage vom Verleger herausgegeben zum Besten des Francke'schen Waisenhauses zu Halle und des Waisenhauses zu Lübeck, Bearbeitet von Dr. F. A. Eckstein, unter dem Titel: A. H. Francke, der Armen- und Waisenfreund. Mit Illustrationen. Cart. 20 Sgr.

Ebendieselbe Bearbeitung, als Volksausgabe. Cart. 10 Sgr.

II. Band. **Elisabeth Fry und Sara Martin**, oder: Auch ein Frauenberuf. Mit Portraits, Ortsansichten und Scenen aus dem Leben der Beiden. Cart. 20 Sgr.

Führungen. Ein Buch für meine jungen Freundinnen. Cart. 20 Sgr. Mit vier colorirten Abbildungen. Cart. 1 Thlr.

Petersen, F. W., Gems of Poety from every Period of British Literature selected for the Use of Youth. 1872. Familien-Ausgabe. Auf Tonpapier gedruckt, 268 Seiten Tauchnitzformat in sehr elegantem Einband. 1 Thlr.

Inhalt: I. Nature. — The Heavens. The Earth. Day and Night. The Seasons. II. Man and Earth. — Scenes and Incidents of Life. Social and Patriotic Affections. Moral Reflections. III. Man and Heaven. — Redemption. Christian Life and Profession. Prayer and Praise. Appendix. A brief Survey of the Poetical Literature of England, its different Periods, and the most prominent Poets of each.

Diese Sammlung englischer Gedichte ist voll von wahrhaft religiöser Gesinnung und dürfte beachtenswerth sein als Geschenk zur Confirmation, zum Geburtstage und zum Christfest; zu den Schulgebrauch wurde eine billige Ausgabe gedruckt. Preis. Geh. 15 Sgr. Cart. 18 Sgr.

Zur Literatur der weiblichen Erziehung.

Mütterliche Briefe. Eine Mitgabe an Töchter bei ihrem Eintritt in den Kreis der Erwachsenen. Cart. 6 Sgr.

Rosa Fischer, Gedanken für weibliche Erziehung. Mit einleitenden Worten von C. J. Braniß. Cart. 10 Sgr.

Digitized by Google

Für die Lektüre der Familie und zum Selbstunterricht

empfohlene Werke aus dem Verlage von

Ferdinand Hirt in Breslau,

Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung.

Das deutsche Land

von **Professor** Dr. **J. Kutzen.**

Eine Schilderung desselben in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zur Geschichte und Leben der Menschen, mit Inbegriff von Elsaß und Lothringen. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung.
Neue Bearbeitung. 2 Bände. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr. Cart. 3 Thlr. 20 Sgr.

Geographische Lehrbücher von E. von Seydlitz.

Größere Schulgeographie.

Vierzehnte Bearbeitung. Mit einer Darstellung Deutschlands in seiner Neugestaltung, wie der reichsunmittelbaren Länder Elsaß und Deutsch-Lothringen. Unter Hinweis auf „das deutsche Land von Prof. Dr. J. Kutzen". Illustrirt durch 82 Abbildungen und geographische Skizzen. 1 Thlr.

Kleine Schulgeographie.

Vierzehnte Bearbeitung. Mit einer Darstellung Deutschlands in seiner Neugestaltung, sowie von Elsaß und Deutsch-Lothringen. Mit 35 Abbildungen und geographischen Skizzen. 16 Sgr.

Schul-Geographie von Deutschland.

Bearbeitet auf Grund der von Seydlitz'schen Geographie. Mit 38 geographischen Skizzen.
2. Ausg. 7½ Sgr.

S. Schilling's Naturwissenschaftliche Lehrbücher.

Kleine Schul-Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs.

Vierzehnte Bearbeitung. Illustrirt durch 800 naturgetreue Abbildungen. 1 Thlr.

Größere Schul-Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs.

Elfte Bearbeitung. Mit mehr als 1800 Abbildungen. Ausgabe A.: Mit dem Pflanzenreich nach Linné. 2 Thlr. 17½ Sgr. Ausgabe B.: Mit dem Pflanzenreich nach dem natürlichen System. 2 Thlr. 15 Sgr. Einzeln: Theil I., das Thierreich, 27½ Sgr.; Theil II., A.: das Pflanzenreich nach Linné, 25 Sgr.; Theil II., B.: Das Pflanzenreich nach natürlichem System, 22½ Sgr.; Theil III., das Mineralreich, 25 Sgr.

Atlas der Naturgeschichte der drei Reiche.

In nahe an dreitausend naturgetreuen Abbildungen. Nach Zeichnungen von Koska, v. Kornatzki, Haberstrohm, Georgy, Baumgarten und anderen Künstlern; in Holzschnitt ausgeführt von Eduard Kretzschmar und H. Bürkner. Mit erläuterndem Text. Drei Bände, geb. 5 Thlr., cart. 5 Thlr. 15 Sgr. Einzeln: I., das Thierreich, 2 Thlr.; cart. 2⅓ Thlr.; II., das Pflanzenreich, 1⅔ Thlr.; cart. 1⅚ Thlr.; III., das Mineralreich, 1⅓ Thlr.; cart. 1½ Thlr.

Schul-Atlas der Naturgeschichte der drei Reiche.

In nahe an 1200 Abbildungen, zur Belebung und Förderung der vergleichenden Anschauung in den Gebieten der drei Reiche der Natur. Wohlfeile Ausgabe: cart. 27½ Sgr. (Einzeln: a) Schul-Atlas des Thierreichs. Cart. 15 Sgr. b) Schul-Atlas des Pflanzen- und Mineralreichs. Cart. 15 Sgr.

Alle vorstehend verzeichneten Werke aus dem Verlage von Ferdinand Hirt in Breslau und Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig hat jede Buchhandlung des In- und Auslandes vorräthig oder kann sie in kürzester Zeit liefern.

Digitized by Google

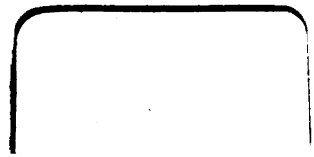
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 3 1983



Digitized by Google

Digitized by Google